

JOSEPH SCHUMPETER

Theorie
der wirtschaftlichen
Entwicklung

7. Auflage



DUNCKER & HUMBLLOT / BERLIN

Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung

Eine Untersuchung
über Unternehmergeinn, Kapital, Kredit,
Zins und den Konjunkturzyklus

Von

Joseph Schumpeter

Siebente Auflage



DUNCKER & HUMBLLOT / BERLIN

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Schumpeter, Joseph A.:

Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung: e.
Unters. über Unternehmergewinn, Kapital, Kredit,
Zins u. d. Konjunkturzyklus / von Joseph Schumpeter.
— 7. Aufl., unveränd. Nachdr. d. 1934 erschienenen
4. Aufl. — Berlin: Duncker und Humblot, 1987.
ISBN 3-428-01388-3

1. Auflage 1911
2. Auflage 1926
3. Auflage 1930
4. Auflage 1934
5. Auflage 1952
6. Auflage 1964

Unveränderter Nachdruck der 1934 erschienenen vierten Auflage
© 1987 Duncker & Humblot GmbH, Berlin 41
Gedruckt 1987 bei Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin 61.
Printed in Germany
ISBN 3-428-01388-3

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort zur ersten Auflage	VIII
Vorwort zur zweiten Auflage	X
Vorwort zur vierten Auflage	XIII
Aus dem Vorwort zur japanischen Ausgabe	XXII
Erstes Kapitel. Der Kreislauf der Wirtschaft in seiner Bedingtheit durch gegebene Verhältnisse.....1	
Die wirtschaftliche Tatsache. — Die Elemente der wirtschaftlichen Erfahrung. — Das Gleichgewichtsstreben und das Wertphänomen. — Wirtschaft und Technik. — Die Güterordnungen; die letzten Elemente der Produktion; Arbeit und Boden. — Der Produktionsfaktor Arbeit. — Die Zurechnungstheorie und der Begriff der Grenzproduktivität. — Kosten und Gewinn; das Kostengesetz. — Risiken, „Reibungen“, Quasirenten. — Der Zeitablauf und die Abstinenz. — Das Wertsystem der Einzelwirtschaft. — Das Schema der Verkehrswirtschaft. — Die Stellung der produzierten Produktionsmittel darin. — Das Geld und seine Wertbildung; der Begriff der Kaufkraft. — Das soziale Wertsystem.	
Anhang: Wirtschaftliche Statik. Der „statische“ Grundcharakter der bisherigen Theorie.....	75
Zweites Kapitel. Das Grundphänomen der wirtschaftlichen Entwicklung	88
I. Über den Begriff der sozialen Entwicklung. — Die wirtschaftliche Entwicklung. — Der Sinn, in dem „wirtschaftliche Entwicklung“ hier gemeint wird. — Unser Problem. — Präliminarien.....	88
II. Die wirtschaftliche Entwicklung als Durchsetzung neuer Kombinationen. — Die fünf Fälle. — Die Andersverwendung der nationalen Produktivkräfte. — Der Kredit als Mittel des Güterentzuges und der Güterzuweisung. — Wie wird „Entwicklung“ finanziert? — Die Funktion des Bankiers	99
III. Das Grundphänomen. — Unternehmung, Unternehmer. — Warum ist das „Durchsetzen neuer Kombinationen“ eine Funktion von besonderer Art? — Führerschaft und gewohnte Bahnen. — Der Führer in der Gemeinwirtschaft und der Führer in der Privatwirtschaft. — Die Frage der Motivation und ihre Bedeutung. — Die Stimuli	140
Drittes Kapitel. Kredit und Kapital	
Erster Abschnitt. Das Wesen und die Rolle des Kredits	140
Einleitender Überblick. — Der Kredit dient der Entwicklung. — Der typische Schuldner in der Volkswirtschaft. — Der Kern des Kreditphänomens. — Kreditinflation und Kreditdeflation. — Wodurch ist die private Kaufkraftschaffung oder Kreditschöpfung beschränkt?	

VI

	Seite
Zweiter Abschnitt. Das Kapital	165
Die Grundthese. — Wesen des Kapitals und des Kapitalismus. Definition. — Der Kapitalaspekt.	
Anhang: Die wichtigeren Auffassungen über das Wesen des Kapitals in Praxis und Wissenschaft. — Der Kapitalbegriff der Buchhaltung. — Das Kapital als „Rechenform“. — Kapital und Schulden	176
Dritter Abschnitt. Der Geldmarkt	201
Viertes Kapitel. Der Unternehmergewinn oder Mehrwert	207
Einführung. — Diskussion eines typischen Beispiels. — Andere Fälle von Unternehmergewinn in der kapitalistischen Wirtschaft. — Theoretische Ausarbeitung am Beispiel der geschlossenen Wirtschaft. — Anwendung des Ergebnisses auf die kapitalistische Wirtschaft; Spezialprobleme. — Die angebliche Ausgleichstendenz der Unternehmergewinne; Unternehmergewinn und Lohn; Entwicklung und Unternehmergewinn; Vermögensbildung. — Die Größe des Unternehmergewinns. — Wesen des sozialen Auftriebs und des sozialen Sinkens und die Struktur der kapitalistischen Gesellschaft.	
Fünftes Kapitel. Der Kapitalzins	240
Vorbemerkung. — 1. Das Problem; Erörterung seiner wichtigsten Lösungsversuche. — 2. Grundsätzliches über „Reinertrag“; die Einrechnung. — 3. Die „Bremsen“ am Mechanismus der Zurechnung: Monopol, Geringersehen, Wertwachstum. — 4. Die Quelle des Zinses; Wertagien; Wertgewinne an Gütern. — 5. Die drei ersten Leitsätze einer neuen Zins- theorie. — 6. Die Kernfrage; vierter und fünfter Leitsatz. — 7. Prinzipielle Erörterungen über das Wesen des Problems. — 8. Der Zins hängt am Geld; sechster Leitsatz; Erklärung des Vorherrschens einer entgegengesetzten Meinung; Sicherung gegen Mißverständnisse; Nebenpunkte. — 9. Die definitive Fragestellung. Der Gesamtwert einer Rente. — 10. Der allgemeinste Fall; der Zins in der entwicklungslosen Wirtschaft. — 11. Die Preisbildung der Kaufkraft. — 12. Die Preisbildung des Bankkredits. — 13. Die Quellen des Geldangebots; die Kapitalisten; einige Folgeerscheinungen schon bestehenden Zinses. — 14. Die Zeit als Kostenelement; der Zins als Rechenform der Erträge. — 15. Fehlerhafte Anwendungen des Zinsaspektes und ihre Folgen. — 16. Probleme der Zinshöhe.	
Sechstes Kapitel. Der Zyklus der Konjunktur	318
Vorbemerkungen über die vorzutragende Theorie.	
1. Fragen. — Kein allen Störungen gemeinsames Merkmal. — Reduktion des Krisenproblems auf das Problem des Konjunkturwechsels. — Die entscheidende Fragestellung	323
2. Der einzige Grund der Konjunkturschwankung. — a) Interpretation unserer Antwort; die verstärkenden Momente: „Das Neue tritt neben	

	Seite
das Alte"; die sekundären Aufschwungswellen; Bedeutung des Irrtums- moments. — b) Warum treten die Unternehmer „scharenweise" auf?	334
3. Das Wesen der durch den Aufschwung bewirkten Gleichgewichts- störung. — Natur des Resorptions- oder Liquidationsprozesses. — Das „Streben nach einem neuen Gleichgewicht".	342
4. Die Erscheinungen des normalen Depressionsprozesses. — Nament- lich die Folgen der Einseitigkeit des Aufschwungs. — Überproduktions- und Disproportionalitätstheorien	348
5. Der Depressionsprozeß verläuft in einen Zustand annähernder Ent- wicklungslosigkeit. — Der Depressionsprozeß als Erfüller. — Die einzelnen Kategorien von Wirtschaftssubjekten in der Depression. — Der Reallohn in Aufschwung und Depression	354
6. Der abnormale Verlauf; die Krise. — Prophylaxe und Therapie .	365

Vorwort zur ersten Auflage

Dieses Buch schließt sich an ein andres an, das im Jahre 1908 im gleichen Verlag erschien und den Titel trägt: „Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie.“ Es soll den größten Teil dessen erfüllen, was ich in dem letztern gelegentlich vorwiegend kritischer Erörterungen versprochen habe. Da Behandlungsart wie Stoff aber wesentlich andre sind, so habe ich es nicht als zweiten Band oder als Fortsetzung bezeichnet, zumal dafür Sorge getragen ist, daß diese Arbeit auch unabhängig von jener andern gelesen werden kann. Ich habe ihr nur wenige Worte vorzuschicken.

Die vorliegende Arbeit ist theoretischer Natur. Sie beschäftigt sich mit den großen, allgemein zu beschreibenden Zügen der wirtschaftlichen Erfahrung. Sie ist einheitlich nach Gegenstand und Methode und sie legt nur einen, in sich geschlossenen, Gedankengang dar. Das ist jedoch für mich das Endergebnis, es ist nicht von vornherein meine Absicht gewesen. Ich ging von konkreten theoretischen Problemen aus, zuerst und zwar im Jahre 1905 vom Krisenproblem. Schritt für Schritt fühlte ich mich weitergedrängt nach selbständiger Neubehandlung immer weiterer theoretischer Probleme, bis mir schließlich klar wurde, daß es immer ein und derselbe Grundgedanke war, mit dem ich mich beschäftigte, und daß dieser Grundgedanke einerseits das ganze Gebiet der Theorie betrifft und andererseits die Marksteine theoretischer Erkenntnis nach der Richtung des Phänomens der wirtschaftlichen Entwicklung hin weiter hinauszuschieben gestattet. Doch hielt ich es für zweckmäßig, die vorliegende Arbeit nicht zu einem detaillierten Lehrgebäude auszugestalten, sondern, so kurz und präzis als ich es vermochte, jene wesentlichen Grundlagen zu einem solchen darzustellen, die nicht schon ohneweiters in der Theorie unsrer Tage fertig vorliegen. Das erste Kapitel, dessen Trockenheit hoffentlich dem was folgt, nicht allzu nachteilig sein wird, führt den Leser in jene theoretischen Auffassungen ein, mit denen alles Weitere arbeitet, die folgenden sechs führen dann das vor, auf was es mir hier besonders ankommt.

Wenn meine Ausführungen überhaupt Beachtung finden, so werden sie sicher zwei Mißverständnissen begegnen, vor denen

ich sie gern bewahren möchte. Erstens liegt es nahe zu glauben, daß ich durch diese Arbeit jene andre, oben zitierte, in mancher Beziehung desavouiere. Die Verschiedenheit in der Stoffbehandlung und die Verschiedenheit der Ziele in beiden Arbeiten können diesen Anschein hervorrufen, doch wird, so meine ich, eine nähere Betrachtung jeden Leser vom Gegenteil überzeugen. Zweitens werden die Resultate dieser Arbeit, wiederum: wenn sie überhaupt beachtet werden sollten, sicher von vielen Leuten unter dem Gesichtspunkt von Waffen für oder wider soziale Parteien angesehen und danach beurteilt werden. Ich habe sie nicht als solche gemeint und hoffe, daß es auch Leute gibt, die in wissenschaftlichem Geist an die wissenschaftliche Beschreibung sozialen Geschehens herantreten können.

Der Gedankengang, den ich darlegen will, ist gewiß, und namentlich im Einzelnen, nicht fehlerfrei. Es genügt vollkommen, wenn sich der Leser durch ihn angeregt fühlt und die Überzeugung gewinnt, daß „etwas Wahres an der Sache sei“. Die ökonomische Theorie darf an den Tatsachen und Argumenten, die nach gewissenhaftester Arbeit und bei genauester Kenntnis des Standes der Disziplin hier vorgetragen werden, nicht vorübergehen. Darüber hinaus wünsche ich nicht mehr, als daß diese Arbeit sobald wie möglich überholt und vergessen werde.

Wien, im Juli 1911.

S c h u m p e t e r

Vorwort zur zweiten Auflage

Vielleicht wäre es meine Pflicht gewesen, in der vorliegenden zweiten Auflage dieses Buches, das seit fast zehn Jahren im Buchhandel völlig fehlt, zu allen Kritiken, die ihm geworden sind, Stellung zu nehmen und den Gedankengang, den es darlegt, statistisch und historisch sorgfältig zu verifizieren. Ich weiß, daß beides im Interesse dieses Gedankenganges selbst gelegen gewesen wäre. Die Auseinandersetzung mit Kritikern ist eines der wesentlichen Mittel eindringlicher Exegese einer Theorie, wodurch sie einem weiteren Kreis vertraut, oft erst verständlich wird, während sich sonst der Kritiker selbst und auch sein Leser ganz natürlich bei seinen Einwendungen und der daraus folgenden Ablehnung beruhigt. Trotzdem habe ich das nur in ganz wenigen Fällen getan, obgleich schon die Tatsache, daß sich unter den Ablehnenden Böhm-Bawerk befand, es ausschließt, daß ich etwa meine Kritiker nicht nach Gebühr einschätze. Von der Notwendigkeit ferner, Tatsachenforschung und Theorie sich gegenseitig durchdringen zu lassen, bin ich heute noch viel mehr überzeugt, als ich es damals war. Trotzdem bin ich auch in dieser Richtung nicht über wenige Hinweise hinausgegangen. Der Grund für das, was ich selbst als ein Abweichen von einer korrekten und durch bestes Beispiel sanktionierten Übung betrachte, war das Bestreben, die wesentlichen Gedanken klarer und schärfer hervortreten zu lassen. Ich konstatiere, übrigens ohne jede Begeisterung, daß strengste Selbstprüfung mich von der Wahrheit dessen, was ich damals vortrug, immer wieder überzeugt hat. Und da es sich doch um Dinge handelte, die für die Vorstellung, die wir uns vom sozialen Leben und seinen Fragen machen, wesentlich sind — ohne oder mit falschen Ansichten über die Themen Unternehmer, Unternehmergewinn, Kapital, Kredit, Zins und Krisen kann man schlechthin nichts Vernünftiges über alles das sagen, was uns in der Welt des Wirtschaftens interessiert und bewegt —, so glaubte ich der Sache besser zu dienen, wenn ich kürzend, vereinfachend, neuformulierend und so eindringlich als ich es konnte, dem Leser erst nochmals zu zeigen versuchte, worauf es in diesem Problemkreis ankommt, als wenn ich um einen Schritt weiter in das Dickicht der theoretischen und statistischen Einzelfragen eingedrungen wäre, das an unser Thema grenzt.

So ist denn diese Auflage vor allem kürzer geworden. Ganz fehlt das siebente Kapitel der ersten. Soweit es überhaupt gewirkt hat, hat es das in mir durchaus unerwünschter Weise getan: Das Bruchstück von Kultursoziologie besonders, das es unter anderem bot, hat mitunter die Aufmerksamkeit des Lesers abgelenkt von den Problemen trockener ökonomischer Theorie, deren Lösungen ich verstanden sehen will, und mir gelegentlich eine Art von Zustimmung gebracht, die mir genau so fatal ist wie die Ablehnung des Nichtmitkönnens. Das erste, vierte und fünfte Kapitel sind nahezu unverändert geblieben. Und manches, was ich sonst davon gestrichen haben würde, mußte bleiben, weil es Einwendungen antizipiert, die dann gleichwohl erhoben wurden. Kleinere Kürzungen, Zusätze und Umformulierungen enthalten aber auch diese Kapitel, weshalb ich Fachgenossen, die sich mit dem Inhalt dieses Buches befassen wollen, bitte, fortan nur die neue Auflage zu benützen. Im dritten Kapitel ist die Frage der Grenzen der bankmäßigen Kaufkraftschaffung, in deren Umkreis die meisten Einwendungen gegen die sonst ja unaufhaltsam vordringende Kredittheorie dieses Buches wurzeln, hoffentlich befriedigender behandelt, als in der ersten Auflage. Die übrigen Änderungen sind nur darstellerischer Natur. Das zweite Kapitel, das die Grundkonstruktion gibt, aus der alles Weitere folgt, ist bis auf wenige Sätze völlig neu geschrieben. Dabei wurde manches ausgemerzt, was früher, mit der Weitschweifigkeit und Selbstgefälligkeit der Jugend vortragen, geeignet war, berechtigten Anstoß zu geben. Aber wenn gleich ich meine, nun alles korrekter und präziser gesagt zu haben und wenn Nachdenken und Lebenserfahrung das Licht alteriert haben mag, in dem die Dinge nun vor mir stehen — die wesentlichen Züge sind dieselben geblieben. Das siebente Kapitel ist, bis auf „Punkt 1“, ebenfalls neu geschrieben und in vielen Einzelpunkten ergänzt, in anderen vereinfacht. Aber auch hier: Habe ich gleich, als ich es umarbeitete, mit den schärfsten Kritikern gefühlt und andere, die das Wesen des Arguments nicht erfaßten, entschuldigt, weil das bei dieser Darstellung einfach nicht zu verlangen war, so habe ich dabei auch gefühlt, daß das, was ich nun zu neuerlichem Vortrag formulierte, wirklich die wahre Lösung des Konjunkturproblems ist und von allem Anfang an war.

Leider mußte ich, um die fundamentale Identität des Buches in seiner neuen Gestalt mit dem Buch von 1911 zum Ausdruck zu bringen, den Titel festhalten. Wie wenig glücklich er ist, beweisen die immer wiederkehrenden Fragen aus allen Ländern nach meinem „Buch über Wirtschaftsgeschichte“. Der neue Unter-

XIV

logisch geschlossenes Modell der Wirtschaftsänderung in der Zeit gehen, und soweit sie das leistet, ist sie notwendig zugleich Erklärung einer Reihe von Einzelercheinungen und des Konjunkturwechsels, innerhalb dessen sie auftreten. Deshalb liefert die Arbeit am Tatsachenmaterial der Konjunkturen von selbst alles, was wir außerhalb des Kreises der Gleichgewichtsprobleme brauchen. Und deshalb ist dieses Material, sind die Konfigurationen, die es bietet, auch der unerschöpfliche Jungbrunnen der Theorie, die daraus immer neue Gesichtspunkte, Fragestellungen, Methoden schöpfen kann, weit über das eine Problem hinaus, wie sich der Konjunkturwechsel erkläre oder was von einer bestimmten Erklärung des Konjunkturwechsels zu halten sei. Trotzdem darf ich wohl vom Standpunkt dieses Ruches so sprechen, wie wenn die Verifikation vorhandener Theorien das Um und Auf des Studiums statistischer und historischer Befunde wäre — so wenig ich diesen Standpunkt teile.

Doch müssen wir uns erst darüber einigen, was unter „Verifikation“ zu verstehen ist. Kein unanalysierter, ungereinigter Befund kann eigentlich jemals die Wahrheit oder Falschheit einer theoretischen Aussage dartun. Nicht einmal das wäre richtig, daß uns Betrachtung statistischer oder historischer Tatsachen lehren könnte, ob eine bestimmte Theorie mit ihnen vereinbar sei oder nicht. Denn ein sehr realer Zusammenhang kann so überdeckt sein von anderen Momenten, daß wir ohne tieferschürfende Analyse am Refund als solchem nichts davon sehen. So bleibt denn nur ein noch bescheideneres Ziel zu erreichen — festzustellen nämlich, wieweit der von einem Lehrsatz behauptete Zusammenhang sichtbar ist, oder anders ausgedrückt, wie groß der Reiz ist, den er zum Verständnis der Befunde leistet. Das ist übrigens auf allen Gebieten aller Wissenschaften so: Nur daß auf manchen auch dieses Ziel nicht gar so bescheiden ist, dort nämlich, wo gefordert werden kann, daß eine Theorie, mit den nötigen Daten gefüttert, die Berechnung eines Effekts gestatten muß. Um das durch ein Beispiel zu verdeutlichen: Der Physiker sagt, daß die Bohr-Sommerfeldsche Atomtheorie versage, weil sie außerstande ist, mit Hilfe ihrer Annahmen die Energiewerte der stationären Zustände von Systemen mit mehreren Elektronen zu berechnen: Ihre willkürlichen Behauptungen, ihre logischen Schwierigkeiten hätte man ihr viel eher verziehen. Sinn und Wert dieser Geistes-

haltung sind klar — worauf es für die Praxis der wissenschaftlichen Arbeit ankommt, sind nicht irgendwelche „Wahrheiten“, sondern Methoden, mit denen man operieren kann und das heißt einfach: so mit Daten verfahren, daß etwas herauskommt, was den beobachteten Tatsachen entspricht. Und verteilt man nach diesem Gesichtspunkt die Prädikate „wahr“ und „falsch“, so ist selbst das kein Unglück, wenn man sich nur bewußt bleibt, daß man damit einem Pragmatismus huldigt, der philosophischen Haaren ein Recht gibt, zu Berge zu stehen.

Auf unsere Verhältnisse reduziert und unter Berücksichtigung der Umstände, daß unser Material stets der Einwirkung von Störungsursachen ausgesetzt und außerdem, rein statistisch genommen, oft sehr schlecht, daher unverläßlich ist, heißt das, daß zu fordern ist:

1. daß unsere Theorie, wo sie eine Aussage macht, die ihrer Natur nach numerischen Ausdruck zuläßt, und wo ihr die nötigen Daten zur Verfügung stehen, es uns ermöglicht, ein numerisches Resultat anzugeben, das mit dem tatsächlichen Befund übereinstimmt,

2. daß unsere Theorie, wo sie eine Aussage macht, die ihrer Natur oder dem Zustand der Daten nach numerischen Ausdruck nicht zuläßt, es uns ermöglicht, einzusehen, daß der Befund grosso modo so ist, wie es auf Grund der Theorie zu erwarten wäre,

3. daß wir, wo weder das eine noch das andere der Fall ist, den konkreten Umstand oder die konkrete Störungsursache, die das verschulden, und Richtung und — exaktes oder ungefähres — Ausmaß ihrer Wirkung nachweisen können, so daß mit der entsprechenden Korrektur der Befund dennoch verständlich wird.

Weniger zu fordern scheint mir unbefriedigend und mindestens ein Beweis noch unvollkommen geleisteter Arbeit, mehr zu fordern scheint mir lächerlich zu sein. Ich hoffe nun in einem binnen Jahresfrist zu veröffentlichenden Buche den Nachweis zu führen, daß die Theorie dieses Bandes diesen Forderungen überall dort genügt, wo die Probe darauf gemacht werden kann. Wo immer ein non liquet vorliegt, liegt auch Mangel oder Vertrauensunwürdigkeit des Materials vor. Wo immer das Material klar spricht, stimmt es, vorbehaltlich jeweils angebarerer Störungen, mit der theoretischen Erwartung überein. Das heißt für jenen Teil des Materials, der in der Form von

XVI

Zeitreihen vorliegt, daß sich diese Reihen, also Preisindizes und Preise, Indizes von Warenmengen und Mengen einzelner Waren, Einkommen, besonders Profite und Löhne, Zinssätze, Arbeitslosigkeit, Umsatzsummen, Scheckguthaben, Zahlungseinstellungen, Kapitalanlagen usw. so verhalten-, wie sie sich verhalten müßten, wenn die Theorie richtig wäre. Allerdings ist hier Spielraum genug für alternative Erklärungen. Denn die Zeitreihen bieten nur die quantitativen Konturen eines historischen Prozesses, die auf sehr verschiedene Art und unter dem Einfluß sehr verschiedener Vorgänge zustande kommen können: Es heißt ihren Wert sehr überschätzen, wenn man glaubt, mit ihnen allein auskommen zu können. Vielmehr ist ihre historische Interpretation, d. h. die Feststellung, was im Wirtschaftsleben von Jahr zu Jahr — und womöglich von Monat zu Monat — tatsächlich geschah, nicht nur der „Störungen von außen“ wegen nötig, sondern auch schon, um den normalsten Ablauf und sein Spiegelbild in den Ziffern der Statistik zu verstehen. Erst diese Untersuchung liefert den Nachweis, daß die tatsächlich wirksamen Momente wirklich die von der Theorie angegebenen waren. Dabei müßte oft in kleinste Einzelheiten, auch auf Vorgänge in individuellen Konzernen eingegangen werden, eine Aufgabe, die meine Kräfte weit übersteigt. Aber soweit ich vordringen konnte, hat sich nur Bestätigung des theoretischen Bildes ergeben, das das vorliegende Buch gezeichnet hat. Es mußte gewiß ausgebaut und in einzelnen Zügen präzisiert werden; die Aufgabe, von seinen abstrakten Sätzen eine Brücke zum Gewirre der tatsächlichen Abläufe zu schlagen, bot manches neue Detailproblem; vor allem mußte schon der darstellerische Grundgedanke des hier entworfenen Modells, nach welchem sich eine erste Welle kapitalistischer Entwicklung störungslos aus einem völlig ausgeglichenen Gleichgewichtszustand erhebt und in einem ebensolchen verebbt, so umgebildet werden, daß das Schema auch die allein wirkliche Sachlage erfassen konnte, in der stets die Wirkungen schon vorausgegangener Entwicklung enthalten sind, und es nie anderes gibt als chronisches Ungleichgewicht. Grundsätzlich aber bedeutete alles das weniger als ich selbst erwartet hatte. Der Nexus, den mein theoretisches Modell schildert, ist so stark, daß er sich historisch und statistisch allen den Dingen gegenüber durchsetzt, die ihn in praxi überlagern.

Einige Beispiele: Zu den „abstraktesten“ Teilen der vorliegenden Darstellung gehört die Theorie des Zinses im V. Kapitel. Sie führt ihn auf die Durchsetzung neuer produktiver Kombinationen zurück, deren Erfolg den Wertfonds schafft, aus dem er fließt. Natürlich bezieht sich das nur auf den „Produktivzins“ und ebenso natürlich verbreitet sich das Phänomen, einmal vorhanden, über die ganze Produktion und alle Wirtschaftstätigkeit hin, bis wir jene letzte Quelle, wie ja die heutige Zinsforschung noch immer zur Genüge zeigt, völlig aus dem Auge verlieren. Und trotzdem bewegt sich der Zinssatz im Ablauf der Konjunkturen wesentlich so, wie wenn er nur unter dem Einfluß jenes einen fundamentalen Momentes, der Unternehmertätigkeit, stünde.

Die Theorie des Unternehmergewinnes, welche das IV. Kapitel enthält, begegnete von allem Anfang an keinen wesentlichen Einwendungen. Aber man hätte erwarten sollen, daß die Summe der Gewinne aus Neuerungen am Wirtschaftsprozeß, welche die Theorie selbst ja nur als das Rückgrat der Unternehmereinkommen bezeichnet, in der Masse anderer Elemente untergehen und die Gesamtsumme eine von der des reinen Unternehmergewinnes unabhängige Bewegung aufweisen würde. Tatsächlich sind auch die „sekundären“ Gewinne aller Art quantitativ meist viel wichtiger. Dennoch tritt der Punkt, auf den es ankommt, nämlich der Zusammenhang, der die Bezeichnung „sekundär“ rechtfertigt, unverkennbar hervor, und das historische Zahlenbild aller jener Produktionserträge, die im weitesten Sinn Unternehmereinkommen genannt werden, könnte nicht anders sein, wenn sie alle nur echte Unternehmergewinne wären. Statistische Aussonderung dieser primären Gewinne, etwa aus der Einkommensteuerstatistik, könnte nur einer öffentlichen Stelle gelingen, welche die Arbeit von Hunderten von Beamten daran setzen wollte, was übrigens nicht die nutzloseste Ausgabe wäre. Aber durch die Analyse der Erträge der jeweils am meisten prosperierenden Industrien und tunlichst vieler einzelner Konzerne, auch der Geschichte großer Vermögen, kann immerhin manches erreicht werden.

Hingegen steht es, schon wegen der Unvollkommenheiten des verfügbaren Materials, sehr ungünstig mit dem Nachweis des Zusammenhangs zwischen produktiven Neuerungen und Kapitalanlage einer- und zwischen Kapitalanlage und Kreditschöpfung andererseits. Da

XVIII

die Statistik der Kapitalbildung ebenfalls an allen nur denkbaren Mängeln leidet und dem theoretischen Bild, ehe es auf die Wirklichkeit passen kann, das aus der abstrakten Kontur ausgeschiedene Moment des Sparens eingefügt werden muß, so kann es sich bei der Verifizierung der Kredit- und Kapitaltheorie des III. Kapitels nur um ein Glaubhaftmachen der Übereinstimmung der Konturen von theoretischer Erwartung und tatsächlichem Befund handeln. Der Zusammenhang zwischen Neuerungen, industriellen Emissionen, Bankkrediten, Scheckguthaben und dem, was man irreführenderweise „Umlaufgeschwindigkeit der Bankguthaben“ nennt, ist allerdings schon im statistischen Ziffernbild klar genug und wird noch klarer in der Analyse der einzelnen Vorgänge, welche namentlich auch zeitliche Unstimmigkeiten erklären und so mindestens teilweise unschädlich machen kann. Und inmitten vorläufig unbeantwortbarer Fragen werden wir durch die Tatsache ermutigt, daß die Befunde der theoretischen Erwartung um so besser entsprechen, je tiefer wir dringen.

Dafür ist die Wirtschaftsgeschichte der letzten 150 Jahre — und mehr — ein einziges Arsenal von Verifikationsbelegen für die Grundkonstruktion des II. Kapitels, für sein Modell der Art und Weise, wie sich der Wirtschaftskörper verändert, für das Stück Führer-*soziologie*, das er in den Dienst ökonomischer Analyse stellt, und für den Vorgang, aus dem im VI. Kapitel die Erklärung des Konjunkturablaufs abgeleitet wird. Und zwar finden die Wellen des historischen Entwicklungsstromes eine um so befriedigendere Interpretation in den Wellen des theoretischen Entwicklungsmodells, je länger sie sind: Die Neuerungen, die jene Wellen werfen, welche durchschnittlich ungefähr vierzig Monate dauern, sind nicht immer leicht zu finden, die längsten Wellen hingegen, die wir soweit statistisch erfassen können — Spiethoffs „Wechselspannen“ oder Kondratieffs „lange Wellen“ —, passen so gut in das Schema, daß sich fast der Beweis dafür erübrigt. Die erste, deren Anstieg unter dem Namen der „industriellen Revolution“ bekannt ist, die zweite, die Welle von Dampf und Stahl, die in den Vierzigerjahren anhebt, die dritte, die Welle der elektrischen, chemischen und der Automobilindustrie, die in den Neunzigerjahren beginnt und in unseren Tagen verebbt — sie sind alle drei nicht bloß in unseren statistischen Reihen deutlich markiert, sondern es ist auch der Zusammenhang ihrer Er-

scheinungen mit der Unternehmertätigkeit, dem Unternehmergewinn, der Gleichgewichtsstörung durch die jeweils zweifelsfrei anzugebenden neuen Industrien und dem Deklassierungs- und Reaktionsprozeß völlig klar, der ihre absteigenden Äste ausmacht. Mit jenen Wellen mittlerer Länge, die ich aus Gründen wissenschaftsgeschichtlicher Billigkeit Juglarwellen zu nennen pflege, steht es ähnlich. Und in allen Fällen verifiziert das, wie gesagt, mehr als nur die Konjunkturerklärung dieses Buches.

Und selbst dem Bild der sich gleichbleibend reproduzierenden Wirtschaft, das im I. Kapitel gezeichnet wird und sich selbst als rein gedankliche Hilfskonstruktion gibt, die nichts anderes soll, als uns einen begrifflich klaren Ausgangspunkt bieten — selbst ihm entspricht etwas im statistischen und historischen Material. Ich meine jetzt nicht die Selbstverständlichkeit, daß, wie jede reine Theorie, so auch die des wirtschaftlichen Gleichgewichts nur Züge der Wirklichkeit logisch präzisiert, weshalb ihre Sätze über gewisse Beziehungen zwischen den Elementen des Systems von Wirtschaftsgrößen stets ihr „realistisches“ Komplement in Tendenzen haben müssen, die sich am Material beobachten lassen. Sondern ich meine etwas viel Unmittelbareres: Wir können zwar das theoretische Bild des wirtschaftlichen Gleichgewichts dem Ungleichgewichtszustand eines jeden historischen Zeitpunkts entgegenhalten, aber dieses wirkliche Ungleichgewicht ist an gewissen, statistisch und historisch feststellbaren Strecken oder Punkten des geschichtlichen Ablaufs dem theoretischen Gleichgewicht näher als an anderen. Und zwar treten solche Strecken oder Punkte nicht zufällig, sondern gesetzmäßig auf, allerdings nicht in gleichen zeitlichen Abständen: In streng gesetzmäßigem, ebenfalls statistisch feststellbarem Wechsel entfernt sich das System vom Gleichgewicht und strebt es wiederum nach einem (anderen) Gleichgewicht zurück, ganz so wie das die Theorie von der Durchsetzung der neuen Kombinationen (Aufschwung) und der Anpassung des Wirtschaftskörpers an die dadurch veränderte Lage (Depression) verlangt. Zwischen diesen Exkursionen liegen nun die Punkte — oder vielmehr kurzen Strecken —, die ich in meiner Werkstatt „Punkte der Nachbarschaft des Gleichgewichts“ zu nennen pflege, und die auch der Geschäftsmann als „relativ normale“ erkennt, weshalb denn wirklich ein zwar nicht vollkommen, aber näherungs-

weise realisiertes Gleichgewicht jedem Aufschwung vorhergeht, ganz wie es in begrifflicher Zuspitzung in der Theorie geschieht und im VI. Kapitel außerdem als Tatsache behauptet wird¹.

Mit noch größerem Vertrauen als vorher kann ich also nach der Periode des Materialstudiums, die hinter mir liegt, mein Modell der wirtschaftlichen Entwicklung neuerlich vorlegen — d. h. mit noch größerem Vertrauen darauf, daß es in allem Wesentlichen richtig konstruiert ist. Daran ändern auch die Fortschritte in theoretischer und statistischer Technik nichts, welche das letzte Jahrzehnt gebracht hat. Die letzteren haben mir manch schönes Hilfsmittel gegeben, das selbst zu bauen ich nie den Erfindergeist gehabt hätte — beispielsweise sei die Methode der Trendanalyse genannt, die auf der Idee der „Normalpunkte“ einer Zeitreihe beruht und die wir Ragnar Frisch verdanken. Sie paßt in mein Schema, wie wenn sie dafür erfunden worden wäre. Was die ersteren anlangt — gewiß lassen sie das I. Kapitel als noch mehr veraltet erscheinen als es das im Grunde schon 1911 war, und auch auf manche andere Stücke meines Apparats blicken einige meiner besten Schüler mit wohlwollender Verachtung herab. Neuere Arbeit, namentlich auf den Gebieten der unvollkommenen Konkurrenz, der Produktionsfunktion, der Indifferenzlinien, der diskontinuierlichen und der verzögerten Reaktionen, hat das Gebäude der allgemeinen Theorie von Grund aus verändert und unseren Werkzeugkasten mit Dingen bereichert, die ganz anders ins Gestein schneiden als die harmlosen Mittel, die das Argument dieses Ruches verwendet. Trotzdem will ich ihm auch künftig seine einfachen Linien lassen und anderwärts² sagen, was ich zu den theoretischen Errungenschaften unserer Tage etwa beizutragen habe. Denn nur in diesem einfachen Kleid, ebenso wie nur in dieser Freiheit von statistischem und historischem Material, kann sein Grundgedanke einem weiteren Kreis zugänglich bleiben und die Interpretations-

¹Diese Theorie von der Gleichgewichts oder diskreter „Normalpunkte“ unterscheidet sich also wesentlich von der Theorie H. L. Moores, welche kontinuierliche Trends konstruiert, deren jeder Punkt ein ideelles Gleichgewicht bedeutet, vgl. sein Werk „Synthetic Economics“.

²Unter anderem in einer „Ökonomie“, das die Stelle einer zweiten Auflage meines „Wesen und Hauptinhalt“ einnehmen soll.

methode wirtschaftlichen Geschehens fruchtbar vermitteln, die er lehren soll. Und nur vom Standpunkt dieser einfachen Darstellung kann ich dem Leser sagen: Blick' um dich — und du wirst sehen, daß die Dinge wirklich so sind.

Cambridge, Mass., Ende 1934.

Schumpeter

Aus dem Vorwort zur japanischen Ausgabe

Wenn meine japanischen Leser mich fragten, bevor sie das Buch öffnen, was meine Absicht war, als ich es vor mehr denn fünf- undzwanzig Jahren schrieb, so würde ich antworten, daß ich ein theoretisches Modell von dem Prozeß der wirtschaftlichen Entwicklung in der Zeit zu konstruieren versuchte, oder vielleicht deutlicher, daß ich die Frage beantworten wollte, wie das wirtschaftliche System die Kraft erzeugt, die es unaufhörlich verwandelt. Dies mag illustriert werden durch die Bezugnahme auf zwei große Namen: Leon Walras und Karl Marx. Walras verdanken wir eine Konzeption des ökonomischen Systems und einen theoretischen Apparat, der zum ersten Mal in der Geschichte unserer Wissenschaft die reine Logik der Interdependenz ökonomischer Quantitäten wirksam umfaßte. Als ich jedoch in meinen Anfängen Walras' Konzeption und Walras' Technik studierte (ich möchte nachdrücklich betonen, daß ich als Nationalökonom ihr mehr als irgendeinem anderen Einfluß verdanke), entdeckte ich, daß sie nicht nur streng statisch in ihrem Charakter (dies ist offensichtlich und immer und immer wieder von Walras selbst hervorgehoben worden), sondern auch ausschließlich auf einen stationären Prozeß anwendbar ist. Diese beiden Dinge dürfen nicht verwechselt werden. Eine statische Theorie ist nichts anderes als eine Aussage über die Bedingungen des Gleichgewichts und über den Weg, in dem das Gleichgewicht sich nach jeder kleinen Störung wiederherzustellen tendiert. Eine solche Theorie kann sich bei der Untersuchung jeder Art von Wirklichkeit als nützlich erweisen, wie sehr diese auch aus dem Gleichgewicht geworfen worden sein mag. Ein stationärer Prozeß hingegen ist ein Prozeß, der sich tatsächlich nicht aus eigenem Antrieb verwandelt, sondern nur konstante Raten des Realeinkommens im Zeitablauf reproduziert. Wenn er sich überhaupt verändert, so tut er dies unter dem Einfluß von Begebenheiten, die außer ihm selbst liegen, wie z. B. Naturkatastrophen, Kriegen

usw. Walras würde dies zugeben haben. Er würde gesagt haben (und, in der Tat, das einzige Mal, als ich Gelegenheit hatte, mich mit ihm zu unterhalten, sagte er es zu mir), daß wirtschaftliches Leben seinem Wesen nach selbstverständlich passiv ist und sich bloß den natürlichen und sozialen Einflüssen anpaßt, die auf es einwirken, so daß die Theorie eines stationären Prozesses tatsächlich das Ganze der theoretischen Wirtschaftswissenschaft konstituiert und wir als Wirtschaftstheoretiker über die Faktoren, die für die geschichtliche Entwicklung verantwortlich zu machen sind, nicht viel sagen können, sondern sie lediglich registrieren müssen. Gleich den Klassikern würde er Ausnahmen für ein Anwachsen der Bevölkerung und der Ersparnisse gemacht haben, aber dies würde nur eine Veränderung in den Daten des Systems einführen, aber nicht irgendwelche neuen Phänomene hinzufügen. Ich empfand deutlich, daß dies falsch war und daß innerhalb des wirtschaftlichen Systems eine Energiequelle besteht, die aus sich selbst heraus jedes Gleichgewicht stören würde, das erreicht werden könnte. Wenn dies so ist, dann muß es auch eine rein ökonomische Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung geben, die sich nicht nur auf äußere Faktoren verläßt, die das Wirtschaftssystem von einem Gleichgewicht zum andern treiben. Es ist eine solche Theorie, die ich aufzustellen versucht habe, und ich glaube jetzt, wie ich damals geglaubt habe, daß sie zu dem Verständnis der Kämpfe und überraschenden Veränderungen der kapitalistischen Welt etwas beiträgt und eine Anzahl von Phänomenen, insbesondere den Konjunkturzyklus, in einer befriedigenderen Weise erklärt, als dies mit den Mitteln des Walras'schen oder Marshall'schen Apparates möglich ist.

Es war mir zu Anfang noch nicht klar, was dem Leser vielleicht auf dem ersten Blick einleuchtend sein wird, daß nämlich diese Idee und diese Absicht genau die gleichen sind wie die Idee und die Absicht, die der ökonomischen Lehre von Karl Marx zu Grunde liegen. In der Tat, was ihn von den Ökonomen seiner eigenen Zeit und denen, die ihm vorausgingen, unterscheidet, war gerade eine Vision der ökonomischen Evolution als eines besonderen durch das ökonomische System selbst erzeugten Prozesses. In jeder anderen Hinsicht gebrauchte und übernahm er lediglich die Konzeptionen und Aussagen der Ricardianischen Wirtschaftstheorie,

XXIV

aber die Vorstellung der ökonomischen Evolution, die er in eine unwesentliche Hegelianische Einfassung kleidete, ist ganz sein eigen. Wahrscheinlich ist es hierauf zurückzuführen, daß eine Generation der Ökonomen nach der anderen zu ihm wieder zurückkehrt, obwohl sie viel an ihm zu kritisieren finden. Ich sage dies nicht, um irgendetwas, das ich in diesem Buche schreibe, mit seinem großen Namen zu verbinden. Intention und Ergebnisse sind viel zu verschieden, um mir hierzu ein Recht zu geben. Gleichartigkeiten in den Resultaten, die zweifellos vorhanden sind (vergleiche zum Beispiel die These dieses Buches, daß im vollkommenen Gleichgewicht der Zins gleich Null sein würde mit Marxens Satz, daß konstantes Kapital keinen Mehrwert hervorbringt) werden nicht nur durch einen sehr großen Unterschied in der allgemeinen Grundhaltung ausgelöscht, sondern auch durch so unterschiedliche Methoden erreicht, daß jede Betonung von Parallelen für Marxisten in hohem Grade unbefriedigend sein würde. Es liegt mir jedoch daran, auf ihr Vorhandensein hinzuweisen, weil Lesern, die in Marxens Wirtschaftstheorie bewandert sind, die Lektüre des Buches durch diesen Hinweis erleichtert werden mag und sie vielleicht auch an Vergleichen interessiert sind.

Abschließend möchte ich für einen Augenblick zu Walras und zu den Entwicklungen in der ökonomischen Doktrin, die in ihm ihren letzten Ursprung finden, zurückkehren. Ich will einige von ihnen erwähnen, um die Beziehung herauszustellen, in der die Argumentation dieses Buches zu ihnen steht. Da sind, erstens, die Verbesserungen, die auf das Konto seiner unmittelbaren Nachfolger kommen. Unter ihnen ist Pareto der hervorragendste. Als Beispiel nenne ich die Loslösung des Systems des allgemeinen Gleichgewichts von der Konzeption des Nutzens. Was auch immer wir hiervon halten, es war sicherlich ein Gewinn an wissenschaftlicher Eleganz und Strenge. Wenn ich die in diesem Buche vorgetragenen Gedanken systematisch ausarbeiten würde, müßte ich in der Tat diese Fortschritte ebenso berücksichtigen wie die Fortschritte, die in der Lehre der Produktionsfunktion, der Kostentheorie und vielen anderen Gebieten erreicht worden sind. Aber meine eigene Beweisführung würde hiervon nicht berührt werden. Zweitens könnte gefragt werden, wie ich mich zu der neuen Theorie

der „unvollkommenen Konkurrenz“ verhalte. Die Antwort ist, daß sich diese Theorie als besonders wertvoll im Herausarbeiten von Einzelheiten jenes Prozesses erweist, den dieses Buch zu beschreiben versucht. Praktisch jede Neuerung, besonders wenn sie in der Einführung einer neuen Ware besteht, bringt zunächst jene Art von Situation hervor, die durch den Begriff „Monopolistische Konkurrenz“ bezeichnet wird. Das Verhalten des Unternehmers wie die Reaktion des Systems auf ihn lassen sich in Begriffen dieser Theorie sehr gut beschreiben. Der dritte Weg des Fortschritts, der in diesem Zusammenhang relevant ist, ist infolge seines „dynamischen“ Charakters von besonderem Interesse. Nationalökonomien haben von jeher die Gewohnheit besessen, Friktionen und „lags“ zu erwähnen, und sie sind sich wahrscheinlich auch immer der Tatsache bewußt gewesen, daß Geschäftsleute nicht nur auf *gegebene Quantitäten*, sondern auch auf deren Rate der Veränderung, und nicht nur auf *aktuelle Quantitäten*, sondern auch auf die Erwartung künftiger reagieren. Wie dies auch immer sein mag, in den letzten zehn Jahren sind exakte Theorien über die Wirkungen von verzögerter Anpassung, von Handeln nach Erwartung usw. ausgearbeitet worden. Neue Techniken sind entwickelt oder aus anderen Gebieten übernommen worden. Unter den letzteren war das bemerkenswerteste Ereignis die Einführung der von Vito Volterra vor ungefähr fünfzig Jahren entwickelten Theorie der Funktionale in die Wirtschaftstheorie. Der Leser findet nichts von all diesem in dem vorliegenden Band und kann mit Recht fragen, inwieweit es das berührt, was er lesen wird, und wieweit es im besondern die im letzten Kapitel vorgelegte Theorie des Konjunkturzyklus betrifft, zumal wenn er in Erwägung zieht, daß die neuen Methoden die Möglichkeit einer ungeheuren Mannigfaltigkeit wellenartiger Bewegungen im wirtschaftlichen Leben zu zeigen scheinen, die für die Erklärung der Zyklen ohne jede Bezugnahme auf das Prinzip der Durchsetzung neuer Kombinationen verwandt werden können. Wieder, wie im Falle der Theorie der „unvollkommenen Konkurrenz“ glaube ich, daß diese neuen Werkzeuge der Analyse unser Vermögen, sich mit den Erscheinungsformen der Wirklichkeit auseinanderzusetzen, sehr vergrößern wird und daß sie sich auch gegenüber dem in diesem Buch beschriebenen Prozeß als

XXVI

brauchbar erweisen. Aber man sollte beachten, daß die mit Hilfe dieser neuen Methoden erzielten Resultate (der Leser kann sich über einige von ihnen durch die Lektüre von Professor Tinbergen's Suggestions on Quantitative Business Cycle Theory, in Econometrica, Band 3, Nummer 3, orientieren) nicht eine andere Theorie des Konjunkturzyklus oder des Prozesses der wirtschaftlichen Entwicklung im allgemeinen begründen. Sie beschreiben „repercussions“ und „propagations“, ohne etwas über die Kräfte oder die Ursachen auszusagen, die sie in Bewegung setzen. Welches auch immer diese Ursachen sind, der Weg, in dem sie wirken, und in dem das System ihnen gegenüber reagiert, wird durch die neuen Methoden erläutert. Aber die Frage, ob die Kraft, die am Werk ist, durch das Prinzip der Durchsetzung neuer Kombinationen zutreffend oder nicht beschrieben wird, berühren sie nicht.

Harvard University
Cambridge, Massachusetts
Juni 1937

Erstes Kapitel.

Der Kreislauf der Wirtschaft in seiner Bedingtheit durch gegebene Verhältnisse¹.

Das soziale Geschehen ist eine einheitliche Erscheinung. Aus seinem großen Strom hebt die ordnende Hand des Forschers die wirtschaftlichen Tatsachen gewaltsam heraus. Darin, daß man eine Tatsache als wirtschaftliche bezeichnet, liegt schon eine Abstraktion, die erste von den vielen, die uns die technischen Notwendigkeiten der gedanklichen Nachbildung der Wirklichkeit aufzwingen. Niemals ist eine Tatsache bis in ihre letzten Gründe ausschließlich oder „rein“ wirtschaftlich, stets gibt es noch andere – und oft wichtigere – Seiten daran. Trotzdem sprechen wir in der Wissenschaft ebenso von wirtschaftlichen Tatsachen, wie im gewöhnlichen Leben und mit demselben Rechte. Mit demselben Rechte auch, mit dem man eine Geschichte der Literatur schreiben kann, obgleich die Literatur eines Volkes untrennbar mit allen übrigen Elementen seines Daseins verbunden ist. Von diesem Rechte soll auch hier Gebrauch gemacht werden.

Soziale Tatsachen sind, unmittelbar wenigstens, Resultate menschlichen Handelns, wirtschaftliche Tatsachen Resultate wirtschaftlichen Handelns. Und dieses sei definiert als jenes Handeln, dessen Zweck Gütererwerb ist. In diesem Sinne sprechen wir auch von einem wirtschaftlichen Motiv des Handelns, von wirtschaftlichen Momenten im sozialen und individuellen Leben usw. Weil aber für uns nur jenes wirtschaftliche Handeln in Betracht kommt, welches auf Gütererwerb durch Tausch oder durch Produktion gerichtet ist, so wollen wir seinen Begriff auf diese Erwerbsarten beschränken, während wir den Begriffen des wirtschaftlichen Motives und des wirtschaftlichen Mo-

¹ Dieser Titel ist im Anschluß an einen von v. Philippovich gebrauchten Ausdruck gewählt. Vgl. seinen Grundriß II. Bd. Einleitung.

mentes jenen weitem Umfang belassen, weil wir diese beiden auch außerhalb des engeren Gebietes brauchen, innerhalb dessen wir von wirtschaftlichem Handeln sprechen wollen.

Das Gebiet der wirtschaftlichen Tatsachen ist also zunächst durch den Begriff des wirtschaftlichen Handelns abgegrenzt. Jedermann muß, wenigstens auch, wirtschaftlich handeln, jedermann muß entweder „Wirtschaftssubjekt“ sein oder von einem Wirtschaftssubjekte abhängen. Sobald aber die Glieder der sozialen Gruppe sich einmal nach Berufen spezialisiert haben, dann können wir Klassen von Leuten, deren Haupttätigkeit der Wirtschaft, dem Erwerbe dient, unterscheiden von andern Klassen, bei deren Angehörigen die eigentlich wirtschaftlichen Regeln des Handelns hinter andern Momenten zurücktreten. Dann ist das wirtschaftliche Leben auch durch eine besondere Menschengruppe charakterisiert, obgleich auch alle anderen Glieder des sozialen Ganzen „wirtschaften“ müssen. Dann kann man von dem Tun jener Gruppe sagen, daß es das wirtschaftliche Leben κατ' ἐξοχην ausmache und dann liegt darin, trotz aller Beziehungen dieses wirtschaftlichen Lebens zu allen andern Lebensäußerungen des Volkes, keine Abstraktion mehr.

Wie von wirtschaftlichen Tatsachen überhaupt, so sprechen wir auch von einer wirtschaftlichen Entwicklung. Ihre Erklärung ist hier unser Ziel. — Ehe wir aber in unsern Gedankengang einlenken, wollen wir uns in diesem Kapitel in den Besitz der notwendigen Grundlagen setzen und uns mit gewissen Auffassungsweisen vertraut machen, die wir im folgenden brauchen werden. Auch muß dieses Folgende hier gleichsam mit einer „Verzahnung“ versehen werden, mit der es in das Räderwerk der Theorie eingreifen kann. Auf den Panzer methodologischer Kommentare verzichte ich ganz. In dieser Beziehung sei nur bemerkt, daß das, was dieses Kapitel bringt, zwar vom Stamme der ökonomischen Theorie ist, aber im wesentlichen dem Leser nichts zumutet, was heute noch besonderer Rechtfertigung bedürfte. Da ferner für unsern Zweck nur wenig von den Resultaten der Theorie nötig ist, so habe ich gerne die sich bietende Möglichkeit benützt, das, was ich zu sagen habe, so einfach und untechnisch wie möglich zu bringen. Das schließt einen Verzicht auf vollständige Korrektheit ein. Ich habe mich aber überall dort zu einem solchen

entschlossen, wo die Vorzüge besserer Formulierungen in für uns nicht weiter wichtigen Punkten liegen. In dieser Beziehung weise ich hier auf ein anderes Buch von mir² hin.

Wenn wir uns nun nach den allgemeinen Formen der wirtschaftlichen Dinge, nach ihren Regelmäßigkeiten oder nach einem Schlüssel zu ihrem Verständnis fragen, so sagen wir damit ipso facto, daß wir sie in diesem Augenblicke als das zu Erforschende, das Gesuchte, das „Unbekannte“ betrachten und sie auf relativ „Bekanntes“ zurückführen wollen, so wie das eine jede Wissenschaft mit ihrem Untersuchungsobjekte tut. Gelingt es uns, einen bestimmten Kausalzusammenhang zwischen zwei Erscheinungen zu finden, so ist unsere Aufgabe dann gelöst, wenn jene Erscheinung, die in diesem Kausalzusammenhange die Rolle des „Grundes“ spielt, keine wirtschaftliche ist. Dann haben wir getan, was wir in dem betreffenden Falle als Nationalökonomie tun können und müssen das Wort anderen Disziplinen überlassen. Ist aber jener „Grund“ selbst wieder wirtschaftlicher Natur, so müssen wir unsere Erklärungsversuche fortsetzen, bis wir auf einen nichtwirtschaftlichen stoßen. Das gilt für die allgemeine Theorie wie für einen konkreten Fall. Wenn ich z. R. sagen könnte, daß das Phänomen der Grundrente auf der Verschiedenheit der Bodenqualität beruhte, so wäre damit der wirtschaftlichen Erklärung genügt. Wenn ich gewisse Preisbewegungen auf handelspolitische Maßregeln zurückführen kann, so habe ich getan, was ich als ökonomischer Theoretiker tun kann, denn handelspolitische Maßregeln bezwecken nicht unmittelbar Gütererwerb durch Tausch oder Produktion, fallen daher nicht unter unsern Begriff der rein-wirtschaftlichen Tatsachen. Stets handelt es sich um die allgemeinen Formen des kausalen Bandes zu schildern, das die wirtschaftlichen Tatsachen mit nichtwirtschaftlichen Daten verknüpft. Die Erfahrung lehrt, daß das möglich ist. Die wirtschaftlichen Dinge haben ihre Logik, die jeder Praktiker kennt, und die wir nur bewußt zu präzisieren haben. Dabei wollen wir im allgemeinen der Einfachheit halber eine isolierte Volkswirtschaft betrachten: Den

² Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Leipzig 1908, im folgenden zitiert als „Wesen“.

Grundriß der Dinge, um den es sich in diesem Buche allein handelt, sehen wir auch an dieser.

So wollen wir denn die Grundzüge einer gedanklichen Nachbildung des wirtschaftlichen Getriebes entwerfen. Und zwar wollen wir dabei zunächst an eine verkehrswirtschaftlich organisierte Volkswirtschaft denken, also an eine solche, in der Privateigentum, Arbeitsteilung und freie Konkurrenz herrscht.

Wenn jemand, der vorher eine solche Volkswirtschaft nie gesehen oder von einer solchen gehört hätte, beobachten würde, wie etwa ein Landmann Getreide baut, das in einer fernen Stadt von jemand als Brot konsumiert wird, so würde sich ihm die Frage aufdrängen, woher der Landmann wußte, daß jener Konsument gerade — und gerade soviel — Brot brauche. Er wäre sicherlich erstaunt, wenn er erführe, daß der Landmann überhaupt nicht wußte, wer sein Getreide konsumieren oder wo es konsumiert werden würde. Und weiter könnte er auch beobachten, daß alle die Leute, durch deren Hände das Getreide gehen mußte, ehe es zu dem endlichen Konsumtionsakte kam, mit Ausnahme desjenigen, der das Brot dem Konsumenten verkaufte, den letzteren gar nicht kannten, ja daß selbst dieser letzte Verkäufer das Brot in der Regel erzeugen oder kaufen mußte, ehe er wissen konnte, daß eben jener Konsument es erwerben werde. Der Landmann könnte jene Frage leicht beantworten: Lange, zum Teil ererbte Erfahrung³ hat ihn gelehrt, wie groß seine Produktion sein müsse, damit er am besten damit fahre; sie hat ihn den Umfang und die Intensität der Nachfrage kennen gelehrt, mit der er zu rechnen hat. Daran hält er sich, so gut er kann, und nur allmählich ändert er daran unter dem Drucke der Verhältnisse.

Ganz dasselbe gilt aber für die andern Posten seines Kalküls, mag er nun so vollkommen rechnen wie ein Großindustrieller oder seiner Entscheidungsgründe halb unbewußt und gewohnheitsmäßig vorgehen. Er kennt die Preise der Dinge, die er kaufen muß, normalerweise und innerhalb gewisser Fehlergrenzen; er weiß, wieviel eigene Arbeit er aufwenden muß — mag er dieselbe nach lediglich wirtschaftlichen Grundsätzen werten oder Arbeit etwa auf

³ Vgl. v. Wieser: Der natürliche Wert, 1887, wo dieser Punkt zum ersten Male ausgeführt und in seiner Bedeutung beleuchtet wird.

eigenem Grund und Boden mit ganz verschiedenen Augen ansehen als jede andere —, er kennt seine Betriebsweise — alles das infolge langer Erfahrung. Aus Erfahrung kennen auch alle jene Leute, von denen er zu kaufen pflegt, Umfang und Intensität seiner Nachfrage. Da der Kreislauf der Wirtschaftsperioden, dieses auffälligsten von allen den Rhythmen der Wirtschaft, verhältnismäßig schnell vor sich geht und in jeder Wirtschaftsperiode im Wesen das gleiche geschieht, so arbeitet der Mechanismus der Verkehrswirtschaft mit großer Präzision. Aber nicht nur deshalb beherrschen die vergangenen Wirtschaftsperioden das Tun des Wirtschaftssubjektes — in einem Falle wie dem unsern — in jeder folgenden, weil sie ihn mit Strenge gelehrt haben, was er zu tun hat, sondern auch noch aus einem anderen Grunde. Während jeder Wirtschaftsperiode muß unser Landmann, sei es direkt vom physischen Ertrage der vorhergehenden oder vom Erlöse dieses Ertrages und dem, was er sich damit verschaffen kann, leben. Alle die vorhergehenden haben ihn ferner in ein Netz von sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen versponnen, das er nicht leicht abschütteln kann. Sie haben ihm auch bestimmte Produktionsmittel und -methoden hinterlassen. Und alles das hält ihn mit eisernen Fesseln in seiner Bahn fest. Hier klingt ein Moment an, das für uns von erheblicher Bedeutung ist und uns bald näher beschäftigen wird. Auf dieser Stufe wollen wir nur noch festsetzen, daß wir im folgenden uns stets vorstellen werden, daß jedermann in jeder Wirtschaftsperiode von den in der vorhergehenden erzeugten Gütern lebt, was auch dann ohne weiteres möglich ist, wenn die Erzeugung weiter zurückreicht, oder wenn der Ertrag eines Produktivmittels kontinuierlich fließt: Darin liegt nur eine Vereinfachung der Darstellung.

Nun soll der Fall des Landmanns verallgemeinert und etwas präzisiert werden. Dabei denken wir uns die Sache so, daß jedermann alle seine Produkte verkauft und, insoweit er sie selbst konsumiert, sein eigener Kunde ist, was keinem Bedenken unterliegt, da ja auch für einen solchen Eigenkonsum die Höhe des Marktpreises — also indirekt die Menge der Güter, die man sich durch Einschränkung desselben verschaffen könnte — entscheidend ist und umgekehrt die Größe des Eigenkonsums auf den Marktpreis wirkt, beides ganz so,

wie wenn tatsächlich die betreffende Menge auf dem Markte erschiene. Alle Wirtschaftssubjekte also sind in der Lage des Landmanns. Sie alle sind zugleich Käufer — für die Zwecke ihrer Produktion und für ihren Konsum — und Verkäufer. Auch die Arbeiter können für unsere Untersuchung so aufgefaßt, d. h. es können ihre Arbeitsleistungen mit den übrigen marktgängigen Dingen in diesem Falle in eine Kategorie zusammengefaßt werden. Weil nun ein jedes dieser Wirtschaftssubjekte, für sich genommen, auf Grund seiner Erfahrung sein Produkt erzeugt und seine Käufer findet, ganz so wie unser Landmann, so muß dasselbe auch für alle zusammen gelten, und es müssen, von Störungen abgesehen, die natürlich aus den verschiedensten Gründen eintreten können, alle Produkte abgesetzt werden; denn nur in Hinblick auf eine erfahrungsgemäß bekannte Absatzmöglichkeit werden sie ja erzeugt.

Prägen wir uns das scharf ein. Wieviel Fleisch der Fleischer absetzt, das hängt davon ab, wieviel sein Kunde, der Schneider, haben und welchen Preis er bezahlen will. Das aber hängt davon ab, wie groß der Erlös ist, den dieser letztere aus seinem Geschäfte erzielt, dieser Erlös wiederum von dem Bedarfe und der Kaufkraft seines Kunden, des Schusters, dessen Kaufkraft wieder vom Bedarfe und der Kaufkraft der Leute, für die er produziert und so weiter, bis wir schließlich auf jemand stoßen, dessen Einkommen von dem Absätze seiner Ware an den Fleischer stammt. Dieses Ineinandergreifen und diese gegenseitige Bedingtheit der Quantitäten, mit denen das wirtschaftliche Leben rechnet, sehen wir immer, welchen Faden der Zusammenhänge immer man verfolgen mag von allen jenen, die sich darbieten. Wo immer man einsetzt und nach welcher Richtung immer man sich von dem Punkte wendet, an dem man eingesetzt hat, stets muß man dem Faden dieses Zusammenhanges folgend nach einer zwar überaus großen, aber endlichen Anzahl von Schritten wieder an den Ausgangspunkt zurückkommen. Man stößt da weder auf einen natürlichen Schlußpunkt noch auf eine „Ursache“, d.h. ein Element, das die anderen mehr bestimmt, als es von ihnen bestimmt wird.

Unser Bild wird vollkommener, wenn wir uns eine andere Vorstellung vom „Konsumieren“ machen als die gewöhnliche. Jeder mann z. B. fühlt sich als Konsument von Brot, aber nicht als Kon-

sument von Boden-, Arbeitsleistungen, von Eisen usw. Machen wir uns aber diesen Standpunkt zu eigen, so sehen wir noch klarer den Weg, den die einzelnen Güter im wirtschaftlichen Kreislaufe gehen⁴. Nun ist es zwar selbstverständlich, daß nicht jedes Stück jedes Gutes alljährlich denselben Weg zu demselben Konsumenten zurücklegt, den in der vorhergehenden Wirtschaftsperiode sein Vorgänger in dem Produktionsprozesse desselben Produzenten zurückgelegt hat. Aber wir können, ohne irgend etwas an dem Wesen der Sache zu ändern, annehmen, daß das geschieht. Wir können uns vorstellen, daß jahraus, jahrein, jede wiederkehrende produktive Aufwendung bleibender Quellen von Produktivkraft demselben Konsumenten, dem analogen Konsumtionsakte zustrebt. Das Resultat des Vorgangs ist jedenfalls ganz so, wie wenn das geschähe. Daraus folgt, daß sozusagen auf jedes Angebot eine Nachfrage irgendwo in der Volkswirtschaft bereits wartet, und daß es soweit nirgends in der Volkswirtschaft Güter geben wird, die ihres Komplements, d. h. anderer Güter in den Händen von Leuten, die dieselben im erfahrungsgemäß gegebenen Verhältnisse gegen die ersteren vertauschen wollen, erlangen. Daraus aber, daß alle Güter ihren Absatz finden, folgt wiederum, daß sich der Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens schließt, d. h. die Verkäufer aller Güter wieder in hinreichendem Maße als Käufer auftreten konnten, um jene Güter zu erwerben, die ihren Konsum und ihren Produktionsapparat in der nächsten Wirtschaftsperiode auf dem bisherigen Stande erhalten und umgekehrt.

Das Wirtschaftssubjekt handelt also nach erfahrungsgemäß gegebenen Daten und in einer ebenso erfahrungsgemäß gegebenen Art und Weise. Natürlich heißt das nicht, daß keine Veränderungen in seiner Wirtschaft eintreten können. Die Daten derselben können sich ändern, und jedermann wird sich danach richten, sobald er es merkt. Aber dann wird jedermann nicht etwa schlechthin Neues tun, sondern möglichst viel von seiner gewohnten Wirtschaftsweise festhalten und dem Drucke der Verhältnisse nur soweit nachgeben, als es nötig ist.

⁴ Vgl. A. Marshall (sowohl seine Principles VI. Buch, wie seine Rede: The old generation of economists and the new), bei dem diese Auffassung eine gewisse Rolle spielt.

Und auch dieses „Nachgeben“ wird er nach den Regeln der Erfahrung vollziehen. So würde sich das Bild der Wirtschaft nicht willkürlich ändern, sondern sich in jedem Augenblick an den vorhergehenden Zustand anschließen. Man kann das „Wiesers Prinzip der Kontinuität“⁸ nennen.

Wenn die Wirtschaft sich wirklich nicht „von selbst“ veränderte, so könnten wir keinen wesentlichen wirtschaftlichen Vorgang übersehen, wenn wir einfach Konstanz der Wirtschaft annehmen würden. Wir drücken dann damit nur eine Tatsache mit begrifflicher Schärfe aus, und wenn wir eine schlechthin bewegungslose Wirtschaft schildern, so nehmen wir wohl eine Abstraktion vor, aber nur zum Zwecke der Darlegung des Kernes dessen, was wirklich geschieht. Das wollen wir nun vorläufig tun. Damit treten wir in keinen Gegensatz zur herrschenden Theorie, höchstens zur üblichen Darstellungsform, die das nicht klar zum Ausdrucke bringt⁶.

Zu demselben Resultate kann man auch in der folgenden Weise gelangen. Die Summe alles dessen, was in einer Volkswirtschaft in einer Wirtschaftsperiode produziert und auf den Markt gebracht wird, kann man das Sozialprodukt derselben nennen. Es ist für unseren Zweck nicht nötig, näher auf die Bedeutung dieses Begriffes einzugehen⁷. Das Sozialprodukt existiert nicht als solches. Es ist als solches ebensowenig ein von irgend jemand bewußt angestrebtes Resultat planvoller Tätigkeit, als die Volkswirtschaft als solche eine nach einem einheitlichen Plane arbeitende „Wirtschaft“ ist. Aber es ist eine nützliche Abstraktion. Wir können uns vorstellen, daß alle Resultate der Produktionen aller Wirtschaftssubjekte nach Beendigung der Wirtschaftsperiode irgendwo aufgehäuft beisammen liegen und nach bestimmten Grundsätzen unter die letztern verteilt werden. Da wir damit an sich nichts an den Tatsachen wesentlich ändern, so ist das soweit völlig erlaubt. Dann können wir sagen, daß

⁵ Neuestens nochmals in der Arbeit über das Problem des Geldwerts. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, in den Referaten für die Tagung von 1909.

⁶ Vgl. „Wesen“, II. Buch.

⁷ Vgl. darüber namentlich A. Smith und A. Marshall. Der Begriff ist fast so alt wie die Nationalökonomie und hat bekanntlich eine bewegte Vergangenheit, die es mit sich bringt, daß man mit ihm vorsichtig umgehen muß. Vgl. über benachbarte Begriffe auch Fisher, *Capital and Income* 1906; auch A. Wagner, *Grundlegung*. Endlich Pigou, *Preferential and Protective Tariffs*, wo viel mit dem Begriffe des „National Dividend“ gearbeitet wird.

jedes Wirtschaftssubjekt einen Beitrag in dieses große volkswirtschaftliche Reservoir einwirft und sodann etwas daraus empfängt. Dem Einwurfe entspricht irgendwo in der Volkswirtschaft ein Anrecht eines andern Wirtschaftssubjektes; der Anteil eines jeden liegt irgendwo schon für ihn bereit. Jeder Beitrag ist Voraussetzung und Komplement eines Empfangens, jedem Empfangen entspricht ein Beitrag. Und da alle aus Erfahrung wissen, was und wieviel sie „einwerfen“ müssen, um das zu erlangen, was sie eben unter Berücksichtigung der Bedingung, daß für jeden Anteil ein bestimmter Einwurf zu machen ist, wünschen, so muß auch hier der Kreislauf der Wirtschaft geschlossen sein, und es müssen alle „Einwürfe“ und „Anteile“ sich heben, was immer das Prinzip sein mag, nach welchem die Verteilung vorgenommen wird. Voraussetzung ist auch hier, das muß festgehalten werden, daß alle die in Betracht kommenden Größen erfahrungsmäßig gegeben sind.

Wir wollen nun, wie gesagt, dieses Bild der Wirtschaft präzisieren, soweit es für unsere Zwecke und das Verständnis der folgenden Kapitel nötig ist. Die Erfahrung, so haben wir gesagt, hat unsern Landmann gelehrt, welche Nachfrage und welche Preise für sein Produkt er zu erwarten habe und welches Angebot an Produktionsmitteln und Genußgüter für sich ihm — und zu welchen Preisen es ihm — dargeboten werden werde. In wohlbekannter Weise erfassen wir die ratio dieser erfahrungsmäßigen Konstanz. Wir stellen uns vor, diese Erfahrung existiere nicht — wir hätten wohl dasselbe Land, dieselben Leute mit derselben Kultur und Technik, denselben Geschmacksrichtungen, auch denselben Gütervorräten wie bisher vor uns, aber diese Leute wüßten nichts von den Preisen, der Nachfrage und dem Angebote, kurz von der Größe aller jener Elemente, auf die sie in Wirklichkeit ihr Verhalten bauen. Und dann fragen wir uns, was sie tun werden, dann rekonstruieren wir jenen Zustand der Volkswirtschaft, der tatsächlich existiert, der jedem Wirtschaftssubjekte, soweit es für dasselbe nötig ist, so bekannt ist, daß es in praxi in seine Gründe nicht einzugehen braucht, sondern sich mit gewissen oberflächlichen Behelfen begnügen kann⁸, gleichsam ab

⁸ v. Wieser hat das im Anschluß an die Tatsachen der Kostenrechnung dargelegt. Vgl. seinen Natürlichen Wert.

ovo⁹, wir lassen vor unsern Augen werden, was tatsächlich schon immer vorhanden ist. Auf die Erfahrung gestützt, denkt der praktische Wirt gleichsam elliptisch, ebenso wie man, wenn man täglich einen Weg zurücklegt, nicht über denselben nachzudenken braucht. Verlöre er diese Erfahrung, so müßte er sie tastend¹⁰, mit Anstrengung wiederzufinden suchen, und nur hierbei würden wir sehen, welcher Art die Gesetze der Vorgänge sind, welche uns in Wirklichkeit gleichsam in Gewohnheit versteinert begegnen. Beachten wir noch eines. Indem wir den Wirtschaftsprozess vor unsern Augen erstehen lassen, wollen wir nicht etwa in die wirtschaftliche Entwicklung blicken. Nicht wie sich der Wirtschaftsprozess historisch zu einer gegebenen Form entwickelt hat, sondern wie er jahraus, jahrein abläuft, wollen wir sehen. Nicht wie das Wirtschaften historisch sich verändert, sondern wie es sich in irgendeinem beliebigen Zeitpunkte darstellt, wollen wir untersuchen. Nicht tun eine historische Genesis, sondern um eine begriffliche Rekonstruktion handelt es sich. Die Verwechslung dieser beiden *toto coelo* verschiedenen Dinge ist ein sehr häufiger Irrtum.

In dem gedachten Falle also müßten es sich die Leute überlegen — was sie sonst in praxi nicht erst zu tun brauchen — wie sie sich verhalten sollen. Verhalten — in welcher Beziehung, um was zu erreichen? Um ihre und der Ihrigen Bedürfnisse zu befriedigen offenbar. Unter diesem Gesichtswinkel werden sie auf die Mittel in ihrem Bereiche sehen, welche diesem Zwecke dienen können. Diese Mittel sind die Güter. Und nur in bezug auf solche Güter kann irgendein „Verhalten“ in Frage kommen, bei denen ein solches nötig ist, also in bezug auf jene, die nicht in praktisch beliebigem Maße vorhanden sind, — wirtschaftliche Güter. Alle Güter — wirtschaftliche und freie — werden in dem Maße geschätzt werden, in dem sie Bedürfnisse des Wirtschaftssubjektes befriedigen können, und alle einzelnen Mengeneinheiten in dem Maße, in dem die Befriedigung von Bedürfnisregungen von ihnen abhängt, unter Berücksichtigung ihrer Ersetzbarkeit durch andere Mengeneinheiten zunächst desselben

¹⁰ „Par tâtonnement“, sagt Walras.

⁹Vgl. L. Walras, *Elemente*

Gutes und sodann auch anderer Güter. Das heißt also, einzelne Mengeneinheiten freier Güter werden gar nicht, einzelne Mengeneinheiten wirtschaftlicher Güter aber um so weniger geschätzt werden, je mehr davon, bei einer gegebenen Skala von Bedürfnisintensitäten, ein Wirtschaftssubjekt bereits hat. Diese Schätzung oder Wertung ist entscheidend für das wirtschaftliche Verhalten des Wirtschaftssubjektes; der Wert ist ein Index der Bedeutung bestimmter Mengen bestimmter Güter für ein bestimmtes Subjekt und für dessen Verhalten zu denselben. Der Gesamtwert einer Gütermenge sowie die Skala der Bedürfnisintensitäten, Wertskala, kommt dem Wirtschaftssubjekte nur selten zum Bewußtsein, in der Praxis des täglichen Wirtschaftens fühlt es meist nur den Wert von Teilmengen, namentlich den Wert der „letzten Teilmengen“, den Grenzwert oder Grenznutzen¹¹. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß das Sinken der Wertschätzung mit zunehmender Menge jedes Gutes sich keineswegs bloß aus der physiologischen Erscheinung von „Sättigung“ oder „Ermüdung“ im engsten Sinne erklärt, vielmehr auch das Streben nach Befriedigung z. B. der Bedürfnisse anderer demselben Gesetze folgt.

Dann also werden die Leute ihr Verhalten gegenüber den Gütern eben in der Weise regeln, daß sie mit ihrem Güterbesitze die größtmögliche Wertsumme realisieren. Sie werden ihre Güter so zu verwenden suchen, daß sie durch Änderungen in der Art der Verwendungen diese Wertsumme unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr steigern können. Wenn jene Verteilung der Güter auf die verschiedenen Bedürfniskategorien gelungen ist, so ist damit auch die konkrete Größe ihrer Werte bestimmt. Die Wirtschaftssubjekte werden den Gütern dann jene Wertschätzungen entgegenbringen, welche den Bedürfnisbefriedigungen entsprechen, die dieselben in dieser relativ besten Verwendungsweise auslösen. Mit diesen Werten werden sie dieselben auch ansetzen, wenn neue Verwendungsweisen in Frage kommen. Eine solche ist die Tauschmöglichkeit, zu der wir gleich kommen werden. Zunächst aber tritt der Wert als Gebrauchswert auf. Er ist nichts anderes als ein Index für die Be-

¹¹ Hier kann ich auf die gesamte Literatur der Grenznutzentheorie hinweisen. Dieser Hinweis rechtfertigt die skizzenhafte Kürze der Sätze im Texte.

deutung der Güter für die Bedürfnisbefriedigung des Besitzers und hängt seiner Größe nach von dessen Bedarf und der vorhandenen „Deckung“ ab. Da endlich die Güter in mannigfacher Weise miteinander in Beziehung stehen, mitunter „komplementär“ dem Gebrauche nach sind, mitunter einander ersetzen können, so stehen auch ihre Werte miteinander in bekanntem Zusammenhange. Sie sind nicht selbständige Größen, sondern sie bilden ein Wertsystem. Der wichtigste dieser Zusammenhänge ist begründet durch die „Produktionsverwandtschaft“. Zu dieser Beziehung zwischen den Güterwerten kehren wir bald zurück.

Von John St. Mill stammt die strenge Trennung von Produktion und Verteilung¹². Wie ich an anderer Stelle¹³ auseinandergesetzt habe, scheint mir diese Scheidung nicht allen Anforderungen zu genügen, die man an ein System der reinen Ökonomie heute stellen kann. Doch ist sie für unsere Zwecke praktisch, und so wollen wir uns sie für einen Augenblick zu eigen machen. Der Grund, den Mill für jene Scheidung angibt, ist, daß die Vorgänge der Produktion viel eher den Charakter von „Naturgesetzen“ tragen als die wesentlich sozialgesetzlichen der Verteilung. In der Tat sehen wir hier den Druck der sachlichen Notwendigkeiten viel lebhafter, die das wirtschaftliche Handeln bedingen, stehen wir in ihrem Wesen unabänderlichen Naturvorgängen gegenüber. In diesem Sinne sagt auch John Rae¹⁴, daß es

¹² Vgl. schon seine Preliminary remarks in den Principles.

¹³ „Wesen“ II. Buch.

¹⁴ Sein 1834 erschienenes Werk wurde 1905 von C. W. Mixer herausgegeben und in „Sociological Theory of Capital“ umgetauft. Der neue Titel ist zweckmäßig und auch die vom Herausgeber vorgenommenen Umstellungen. Eine italienische Übersetzung des ursprünglichen Werkes findet man in der Bibliotheca dell' Economista, Bd. IX. Vgl. über Rae: Böhm-Bawerk, Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien 2. Aufl. p. 375, Fisher in der Yale Review Vol V. und Mixer in Quarterly Journal of Economics 1897 und 1902. Wir grüßen hier ein Werk, das ganz aus seiner Zeit und aus der gewöhnlichen Bahn der Theorie herausfällt. Deshalb blieb es auch unbeachtet und deshalb mußte es in unsern Tagen neuentdeckt werden. Welche Tiefe und Originalität! Und doch nur ein Bruchstück einer Gedankenwelt von großen Dimensionen! Die ist uns verloren gegangen und kann nur geahnt werden. In Ausblicken darauf liegt übrigens der Zauber des Buches: In gelegentlichen Bemerkungen offenbart sich oft tiefste Einsicht. Ein Eigener, ein Echter hat da gesprochen. Die Panegyriken seiner heutigen Landsleute allerdings schaden ihm nur durch Übertreibung und durch den verfehlten Versuch, aus ihm v. Böhm-Bawerks Theorie herauslesen zu wollen. Nicht was uns Rae heute geben kann, sondern die Kraft, die die Bruchstücke, die er gegeben hat,

sich bei dem wirtschaftlichen Handeln des Menschen gegenüber der Natur nur darum handeln könne, den Ablauf der Naturvorgänge zu überblicken und ihn soweit wie möglich zu benützen. Die Stellung des wirtschaftenden Menschen können wir uns also, wenn es erlaubt ist, durch das Bild eines Gassenjüngens verdeutlichen, der sich an einen vorüberfahrenden Wagen anklammert, um die durch denselben gebotene Möglichkeit des Zeitgewinns und der Kraftersparung auszunützen, solange dieser Wagen in der gewünschten Richtung fährt. Sodann aber kann der wirtschaftende Mensch auch das „Arrangement“ der ihn umgebenden Dinge zum Teile abändern, aber nur innerhalb der einerseits naturgesetzlich und andererseits durch sein technisches Können gegebenen Grenzen. Das besagt auch der Satz Mills, der wohl auf Rae zurückgeht: Labour, in the physical world, is always and solely employed in putting objects in motion; the properties of matter, the laws of nature do the rest. In ähnlicher Weise geht auch v. Röhm-Bawerk — in seiner „Positiven Theorie“, die ja eine Analyse des gesamten Wirtschaftsprozesses darstellt, wengleich unter dem Gesichtspunkte der Lösung eines Problems — von solchen „naturgesetzlichen“ Daten aus.

Das ist die eine Seite des Produktionsvorgangs, nach der er durch die physischen Eigenschaften der materiellen Objekte und der Arbeitsleistungen bedingt ist bei gegebenen Einsichten in dieselben, bei einer gegebenen Technik. Die gegebenen sozialen Verhältnisse sind nicht von gleichem Charakter. Aber für den einzelnen Produktionsakt sind sie geradeso ein unabänderliches Datum wie die natürlichen Verhältnisse. Und deshalb auch für die wissenschaftliche Beschreibung des Produktionsvorgangs, denn ihre Veränderungen hegen außerhalb der Domäne der ökonomischen Theorie. So fügen wir der Qualifikation „bei gegebener Technik“ noch die Worte hinzu: „und gegebener sozialer Organisation“. Bekanntlich folgen wir damit nur dem herrschenden Brauche¹⁵.

Die andere Seite der Sache, jene Seite, auf der wir viel tiefer in voraussetzen und das, was er unter glücklicherem Stern vielleicht hätte geben können, verdient trauernde Bewunderung.

¹⁵ Auch Stolzmann könnte gegen dieses Arrangement, in dem keinerlei Behauptung liegt, nichts einwenden. Über seinen Standpunkt vgl. seine Werke: Die soziale Kategorie 1896 und Der Zweck in der Volkswirtschaft 1910.

das Innere der Produktion eindringen können, als auf ihrer „naturwissenschaftlichen“ und sozialen, ist der konkrete Zweck einer jeden Produktion. Der Zweck, den der wirtschaftende Mensch verfolgt, wenn er produziert, und der erklärt, warum es überhaupt zu einer Produktion kommt, drückt ihrer Art und ihrem Umfange offenbar seinen Stempel auf. Es bedarf natürlich keines Argumentes, um zu beweisen, daß er für das Vorhandensein und für das „Was“ und „Wie“ der Produktion bestimmend sein muß innerhalb des Rahmens der gegebenen Mittel und der sachlichen Notwendigkeiten. Dieser Zweck kann nur die Erzeugung von Brauchbarkeiten, von Konsumtionsgegenständen sein. In der tauschlosen Wirtschaft zunächst kann es sich nur um Brauchbarkeiten für den Konsum innerhalb derselben handeln. Jede Einzelwirtschaft produziert in diesem Falle, um das Produzierte zu konsumieren, um also ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Und offenbar ist Art und Intensität dieser Bedürfnisse für dieses Produzieren innerhalb der praktischen Möglichkeiten entscheidend. Die Bedürfnisse sind zugleich der Grund und die Richtschnur des wirtschaftlichen Verhaltens des Wirtschaftssubjektes, sie stellen die bewegende Kraft desselben dar. Die gegebenen äußeren Verhältnisse und die Bedürfnisse der Einzelwirtschaft stellen sich als die beiden für den Wirtschaftsprozeß maßgebenden und zu dem Resultate desselben zusammenwirkenden Faktoren dar. Die Produktion folgt also den Bedürfnissen, sie wird von ihnen gleichsam nachgezogen. Ganz dasselbe gilt mutatis mutandis für die Verkehrswirtschaft.

Erst diese zweite „Seite“ der Produktion macht sie zu einem wirtschaftlichen Problem. Es ist vom rein technischen Problem der Produktion zu unterscheiden. Es besteht ein Gegensatz zwischen beiden, den wir im wirtschaftlichen Leben sehr häufig an den persönlichen Gegensätzen zwischen der technischen und der kommerziellen Leitung eines Unternehmens sehen können. Wir sehen da häufig, daß Änderungen im Produktionsprozesse von der einen Seite empfohlen, von der anderen abgelehnt werden, z. B. daß der Ingenieur einen neuen Prozeß empfiehlt, den der kommerzielle Leiter mit der Begründung ablehnt, er würde sich nicht rentieren. Der Fall gibt uns von selbst den Schlüssel zum Verständnisse in die Hand. Der In-

genieur und der Kaufmann können alle beide ihren Standpunkt dahin ausdrücken, daß das zweckmäßige Arbeiten der Unternehmung ihr Ziel, und daß ihr Urteil aus der Erkenntnis dieser Zweckmäßigkeit abgeleitet sei. Von Mißverständnissen, mangelnder Sachkenntnis und so weiter abgesehen, kann die Differenz ihres Urteils nur darin liegen, daß jeder von ihnen eine andre Art von Zweckmäßigkeit im Auge hat. Was der Kaufmann meint, wenn er von Zweckmäßigkeit spricht, ist klar. Er meint kommerziellen Vorteil, und wir können seine Ansicht dahin ausdrücken, daß die Mittel, die die Anschaffung der Maschine in Anspruch nehmen würde, anders mit größerem Vorteile verwandt werden können. In einer geschlossenen Wirtschaft meint der wirtschaftliche Leiter, daß die Bedürfnisbefriedigung der Wirtschaft durch jene Abänderung des Produktionsprozesses nicht gefördert, im Gegenteile herabgesetzt würde. Wenn das wahr ist, welchen Sinn kann die Stellungnahme des Technikers haben, was für eine Zweckmäßigkeit meint er? Wenn Bedürfnisbefriedigung das einzige Ziel alles Produzierens ist, so hat es allerdings keinen wirtschaftlichen Sinn, eine Maßregel zu ergreifen, die sie beeinträchtigt. Ist die Einwendung des wirtschaftlichen Leiters sachlich richtig, so tut er recht daran, dem Ingenieur nicht zu folgen. Von der halb künstlerischen Freude an technischer Vollendung des Produktionsapparats sehen wir hier ab. Wir sehen auch tatsächlich, daß im praktischen Leben das rein technische Moment hinter das wirtschaftliche zurücktreten muß, wo es mit ihm kollidiert. Aber das hindert nicht, daß es eine selbständige Existenz und eine selbständige Bedeutung und der Standpunkt des Ingenieurs gesunden Sinn hat. Denn obgleich der wirtschaftliche Zweck auch die technischen Methoden in ihren praktischen Anwendungen beherrscht, so hat es doch guten Sinn, wenn man die innere Logik der Methoden sich ohne Rücksicht auf diese Schranken klar macht. Man sieht das am besten an einem Beispiele. Eine Dampfmaschine entspreche in allen ihren Bestandteilen der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit. Dieser wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit entsprechend werde sie auch ausgenützt. Es hätte nun keinen Sinn, sie in praxi mehr auszunützen, indem man sie stärker heizt, durch erfahrene Leute bedienen läßt und sie auch noch verbessert, wenn sich „das nicht rentiert“, d. h. wenn vorauszusehen

ist, daß das Heizmaterial, die tüchtigeren Leute, die Verbesserungen oder der Zuwachs an Rohstoffen mehr kosten, als alles das einbringt. Aber es hat sehr wohl Sinn, darüber nachzudenken, unter welchen Umständen die Maschine mehr leisten und wieviel mehr sie leisten kann, welche Verbesserungen nach dem Stande der Kenntnisse möglich sind usw. Dann nämlich liegen alle diese Maßregeln für den Fall ausgearbeitet bereit, daß sie vorteilhaft werden sollten. Und es hat auch Sinn, dieses Idealbild stets der Wirklichkeit gegenüberzustellen, damit man nicht aus Unkenntnis, sondern nur aus wohl-erwogenen wirtschaftlichen Gründen an diesen Möglichkeiten vorbeigeht. Kurz also, jede in einem gegebenen Zeitpunkte in Verwendung stehende Produktionsmethode dient der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit. Aber diese Methoden bestehen nicht bloß aus Gedanken wirtschaftlichen, sondern auch aus solchen naturwissenschaftlichen Inhalts. Diese letzteren haben ihre Probleme und ihre Logik für sich, und dieselben konsequent durchzudenken — zunächst ohne Rücksicht auf das wirtschaftliche, in letzter Linie immer entscheidende Moment — ist der Inhalt der Technik, und sie soweit das wirtschaftliche Moment nicht anders verfügt, praktisch durchzuführen, heißt Produzieren im technischen Sinne.

Wie in letzter Linie eine Zweckmäßigkeit sowohl die technische als die wirtschaftliche Produktion beherrscht und der Unterschied zwischen beiden in der Verschiedenheit der Natur dieser Zweckmäßigkeit hegt, so zeigt uns auch ein etwas anderer Gedankengang zunächst eine fundamentale Analogie und dann denselben Unterschied. Technisch wie wirtschaftlich betrachtet, „schafft“ die Produktion nichts im naturgesetzlichen Sinne. Sie kann in beiden Fällen nur vorhandene Dinge und Vorgänge — oder „Kräfte“ — beeinflussen, lenken. Wir brauchen nun für das Folgende einen Begriff, der dieses „Benützen“ und „Beeinflussen“ erfaßt. In „Benützen“ liegt eine Menge verschiedenartiger Verwendungen der Güter, eine Menge von Modalitäten, sich den Dingen gegenüber zu verhalten. In „Beeinflussen“ liegen alle Arten von örtlichen Veränderungen, von mechanischen, chemischen usw. Prozessen. Stets aber handelt es sich darum, etwas vom Standpunkte unserer Bedürfnisbefriedigung Anderes zu erzielen, als was wir vorfinden. Und stets handelt es sich

darum, die gegenseitigen Beziehungen der Dinge und Kräfte zu verändern, Dinge und Kräfte zu vereinigen, die wir getrennt vorfinden, und Dinge und Kräfte aus ihrem bisherigen Zusammenhange herauszulösen. Auf den ersten Fall paßt der Begriff „kombinieren“ ohne weiters, und im zweiten Falle können wir sagen, daß wir das Herauszulösende mit unserer Arbeit kombinieren, welche wir ja zu den gegebenen, unsern Bedürfnissen gegenüberstehenden Gütern zählen. Technisch wie wirtschaftlich betrachtet heißt also Produzieren die in unserm Bereiche vorhandenen Dinge und Kräfte kombinieren. Eine jede Produktionsmethode bedeutet eine bestimmte solche Kombination. Verschiedene Produktionsmethoden können sich nur durch die Art und Weise unterscheiden, wie sie kombinieren, also entweder durch die kombinierten Objekte oder durch das Verhältnis zwischen deren Mengen. Jeder konkrete Produktionsakt verkörpert für uns, ist für uns eine solche Kombination. Auch auf Transporte usw., kurz alles, was im weitesten Sinne Produktion ist, läßt sich diese Auffassung ausdehnen. Auch in einer Unternehmung als solcher und in den Produktionsverhältnissen der gesamten Volkswirtschaft werden wir solche Kombinationen sehen. Dieser Begriff spielt eine erhebliche Rolle in unserm Gedankengang.

Aber die wirtschaftlichen und die technischen Kombinationen, die Kombinationen mit Rücksicht auf vorhandene Bedürfnisse und auf vorhandene Mittel und die Kombinationen auf Grund der Idee der Methoden, fallen nicht zusammen. Das Ziel auch der technischen Produktion wird der Technik zwar durch die Wirtschaft gegeben, die Technik entwickelt nur Produktionsmethoden für verlangte Güter. Aber die wirtschaftliche Wirklichkeit führt dieselben nicht notwendig in alle Konsequenzen und in der technisch vollkommensten Weise durch, sondern ordnet diese Durchführung den wirtschaftlichen Gesichtspunkten unter. Das technische Idealbild, das auf die wirtschaftlichen Verhältnisse keine Rücksicht nimmt, wird modifiziert. Die wirtschaftliche Logik siegt über die technische. Und wir sehen deshalb in der Wirklichkeit um uns schadhafte Stricke statt der Stahlbänder, fehlervolle Arbeitstiere statt der Typen der Ausstellungen, primitivste Handarbeit statt vollkommenster Maschinen, plumpe Geldwirtschaft statt des Scheckverkehrs und so weiter. Die Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 4. Aufl. 2

wirtschaftlich, besten und die technisch vollkommensten Kombinationen fallen so zwar nicht notwendig, aber doch sehr oft auseinander, und zwar nicht bloß infolge von Unkenntnis und Indolenz, sondern infolge der Anpassung der Wirtschaft an richtig erkannte Verhältnisse.

Die „Produktionskoeffizienten“ stellen das Mengenverhältnis der Produktivgüter in der Einheit des Produktes dar, sind mithin ein wesentliches Charakteristikum der „Kombinationen“. Hier hebt sich das wirtschaftliche Moment scharf von dem technischen ab. Der wirtschaftliche Gesichtspunkt wird hier nicht nur zwischen verschiedenen Produktionsmethoden entscheiden, sondern auch innerhalb einer bestimmten gegebenen auf die Koeffizienten wirken, da bis zu einem gewissen Grade die einzelnen Mittel der Produktion durcheinander ersetzt, das heißt Ausfälle an dem einen durch Zuwächse an einem andern wettgemacht werden können, zum Beispiel Ausfall an Dampfkraft durch Zuwachs an Handarbeit und umgekehrt¹⁶.

Wir haben den Vorgang der Produktion in den Begriff der Kombinationen der produktiven Kräfte gefaßt. Deren Resultate sind die Produkte. Nun wollen wir noch präzisieren, was eigentlich das ist, was zu kombinieren ist. An sich sind es alle möglichen Arten von Dingen und „Kräften“. Zum Teile sind es selbst wieder Produkte und nur zum Teile von der Natur dargebotene Objekte. Auch manche „Naturkräfte“ im physikalischen Sinne werden für uns den Charakter von Produkten haben, wie zum Beispiel für industrielle Verwendung erzeugter elektrischer Strom. Zum Teile sind es materielle und zum Teile immaterielle Objekte. Ferner ist es oft Sache der Auffassung, ob man ein Gut als Produkt oder Produktionsmittel auffaßt. Arbeit zum Beispiel läßt sich gewiß ohne besondere Gezwungenheit sowohl als Produkt der vom Arbeiter konsumierten Güter als auch als ein ursprünglich gegebenes Produktionsmittel auffassen. Je nachdem man das eine oder das andere tut, erscheinen dann diese Unterhaltsmittel unter dem Gesichtspunkte von Produktionsmitteln und von Genußmitteln oder von Genußmitteln schlechtweg. Wir entscheiden

¹⁶ Diese „Variationen“ sind sehr klar und hübsch dargelegt bei Carver: *The Distribution of Wealth* 1904.

uns für die letztere Alternative und wollen auf diesen Zusammenhang kein Gewicht legen: Die Arbeit soll für uns kein Produkt sein. Sehr häufig hängt bekanntlich die Einreihung eines Gutes in die eine oder andere Kategorie vom Standpunkte der einzelnen Wirtschaft ab, so daß ein und dasselbe Güterexemplar für das eine Individuum als Genußgut, für das andre als Produktionsmittel erscheint. Und ebenfalls sehr häufig hängt auch innerhalb der Einzelwirtschaft der Charakter eines und desselben Gutes von der Verwendung ab, der es zugeführt wird. Die theoretische Literatur besonders der ältern Zeit ist voll von Diskussionen über diese Dinge. Wir begnügen uns mit diesem Hinweise. Aber wichtiger ist das Folgende.

Es ist üblich, die Güter nach ihrer Entfernung von den endlichen Konsumtionsakten in Ordnungen einzuteilen¹⁷. Darnach sind Konsumtionsgüter Güter erster Ordnung, jene Güter, durch deren Kombination sie unmittelbar entstehen, Güter zweiter Ordnung usw. in immer „höhere“ oder „entferntere“ Ordnungen hinein. Dabei darf man nicht vergessen, daß erst das konsumbereite Gut beim Konsumenten in die erste Ordnung fällt und zum Beispiel fertiges Brot beim Bäcker strenggenommen erst durch seine Kombination mit der Arbeit des Austrägers zum Gute erster Ordnung wird. Die Güter niederer Ordnungen entstehen, wenn nicht unmittelbar von der Natur gegeben, immer durch eine Kombination von Gütern höherer Ordnungen. Es ist sozusagen immer ein Grundstock für jedes Gut niederer Ordnung in einem Gute der nächsthöheren Ordnung vorhanden, welcher durch Kombinationen mit andern Gütern sei es derselben nächsthöheren Ordnung oder anderer Ordnungen zum Gute der nächstniedrigeren Ordnung wird. Man kann dieses Schema auch anders konstruieren, für unsere Zwecke ist es am besten, jede Güterart in die höchste von allen den Ordnungen einzureihen, in denen ein Stück dieser Güterart vorkommt. Danach ist Arbeit zum Beispiel ein Gut der höchsten Ordnung, weil schon von allem Anbeginn aller Produktion Arbeit in Frage kommt, obgleich wir Arbeitsleistungen auch in allen andern Ordnungen vorfinden. In sukzessiven Produktionsprozessen oder Kombinationen reift ein jedes Gut durch Zusätze

¹⁷ Vgl. K. Mengers Grundsätze und v. Böhm-Bawerks Positive Theorie des Kapitals.

von anderen Gütern in einer größeren oder geringeren Anzahl von Ordnungen zum Genußgute heran, bricht es sich mit Hilfe von solchen Zusätzen seinen Weg zum Konsumenten wie ein Bach sich mit Hilfe der ihm zufließenden Wasseradern seinen Weg durch das Gestein bricht immer tiefer in das Land hinein.

Für uns kommt nun vor allem die Erkenntnis in Betracht, daß die Güter, wenn wir die Ordnungen von unten nach oben überblicken, immer amorpher werden, daß sie im allgemeinen immer mehr an charakteristischen Formen, an jenen präzisen Eigenschaften verlieren, welche sie für bestimmte Verwendungen prädestinieren und von anderen ausschließen. Je höher hinauf wir in die Ordnungen der Güterwelt blicken, um so mehr verlieren sie an Spezialisierung, an Wirksamkeit für einen bestimmten Zweck und um so breiter wird dafür ihre Verwendungsmöglichkeit, um so allgemeiner ihre Bedeutung. Immer weniger unterscheidbare Arten von Gütern treffen wir an und um so umfassender werden die einzelnen Kategorien, so ähnlich wie wir, wenn wir das logische Begriffssystem hinaufsteigen, zu immer weniger zahlreichen, zu immer weniger an Begriffsinhalt und immer mehr an Begriffsumfang reichen Begriffen kommen. Immer mehr verengt sich der Stammbaum der Güter. Das heißt nichts anderes, als daß immer mehr Güter erster Ordnung von gleichartigen Gütern höherer Ordnungen herkommen, je weiter weg vom Genußgute wir unsern Standpunkt wählen. Wenn irgendwelche Güter ganz oder zum Teile Kombinationen aus gleichartigen Produktionsmitteln sind, nennen wir sie produktionsverwandt. Wir können also sagen, daß die Produktionsverwandtschaft der Güter mit ihrer Ordnung steigt.

So müssen wir, wenn wir die Ordnungen der Güter hinaufsteigen, schließlich auf die für unsere Zwecke letzten Elemente der Produktion zurückkommen. Es bedarf keines weitem Argumentes, daß diese letzten Elemente Arbeit und Naturgaben oder „Boden“, Arbeits- und Bodenleistungen sind¹⁸. Aus wenigstens einem und meist aus allen

¹⁸ Besonders scharf von O. Effertz hervorgehoben. Wenn man bedenkt, wie einseitig die Klassiker die Arbeit hervorhoben, wie enge das mit vielen ihrer Resultate zusammenhing und daß eigentlich v. Böhm-Bawerk allein in diesem Punkte ganz konsequent die korrekte Auffassung durchführte, so muß man in Effertz' Betonung der Sache tatsächlich ein erhebliches Verdienst erkennen.

beiden „bestehen“ alle andern Güter. Daraus folgt, daß wir dieselben in diesem Sinn in „Arbeit und Boden“ auflösen, daß wir alle Güter als Bündel von Arbeits- und Bodenleistungen auffassen können. Die Genußgüter nun haben ein besonderes Charakteristiken in der Konsumtionsfähigkeit voraus, das sie als Ziele des ganzen Prozesses erscheinen läßt. Aber die übrigen Produkte, also die „produzierten Produktionsmittel“ sind nichts Selbständiges. Sie stellen einmal kein neues Produktionsmittel, sondern nur „vorgetane“ Arbeits- und Bodenleistungen dar. Und sodann haben sie auch kein sonst sie auszeichnendes Merkmal neben dem der Genußgüter, denn sie sind nichts andres als Genußgüter im Werden. Einerseits also sind sie nur Verkörperungen jener zwei ursprünglichen Produktionsgüter, andererseits potentielle Genußgüter oder besser Teile von potentiellen Genußgütern. Es liegt soweit kein Grund vor und es wird sich weiter zeigen, daß überhaupt für uns kein Grund vorliegt, in ihnen einen selbständigen Produktionsfaktor zu sehen. Wir „lösen sie in Arbeit und Boden auf“. Auflösen können wir auch die Genußgüter, als Teilgenußgüter auffassen auch die ursprünglichen Produktionsfaktoren. Beides zugleich aber trifft nur für die produzierten Produktionsmittel zu, sie haben keinen Aspekt allein für sich.

Es ergibt sich nun die Frage, in welchem Verhältnisse die beiden ursprünglichen Produktionsfaktoren zueinander stehen. Gebührt dem einen von beiden der Vorrang vor dem andern oder ist ihre Rolle eine wesentlich verschiedene? Das können wir nicht nach philosophischen, physikalischen oder andern allgemeinen Gesichtspunkten, sondern nur nach wirtschaftlichen beantworten. Für uns kommt nur in Betracht, wie sich für die Zwecke der Wirtschaft das Verhältnis der beiden darstellt. Aber auch die Antwort, die für das Gebiet der Wirtschaftslehre gelten soll, kann nicht allgemein, sondern nur in Hinblick auf eine bestimmte Auffassungsweise des Wirtschaftsprozesses gelten. Sie kann sich nur auf eine bestimmte Anlage des theoretischen Gebäudes beziehen. So haben z. B. die Physiokraten die erste Frage bejaht, und zwar zugunsten des Bodens. An sich durchaus mit Recht. Soweit sie damit nichts anderes ausdrücken wollten, als daß die Arbeit nichts Physisches neu schaffen kann, ist gegen ihre Auffassung nichts einzuwenden. Es ist nur die Frage, wie sich diese Auffassung

auf dein Gebiete der Wirtschaft bewährt, ob sie fruchtbar ist oder nicht. Uns hindert z. B. die Übereinstimmung mit den Physiokraten in diesem Punkte nicht, ihren weiteren Ausführungen unsern Beifall zu versagen. Adam Smith hat dieselbe Frage auch bejaht, jedoch zugunsten der Arbeit. Auch das ist an sich nicht falsch, auch diese Auffassung zum Ausgangspunkt zu nehmen, wäre unser gutes Recht. Sie gibt der Tatsache Ausdruck, daß die Aufwendung von Bodenleistung uns kein Opfer an Unlust zumutet, und würde sich daraus etwas ergeben, so können wir uns auch diese Auffassung zu eigen machen. Freilich hat Adam Smith offenbar daran gedacht, die von der Natur dargebotenen Produktivkräfte sozusagen als freies Gut zu betrachten und den Umstand, daß sie tatsächlich von der Wirtschaft nicht als freie Güter betrachtet werden, nur auf ihre Okkupation durch die Grundbesitzer zurückzuführen. Er hat also offenbar daran gedacht, daß in einer Volkswirtschaft, in der es kein Grundeigentum gibt, allein die Arbeit einen Faktor in den Rerechnungen der Wirtschaftssubjekte bilden würde. Das ist nun entschieden nicht richtig, aber sein Ausgangspunkt selbst ist deshalb an sich noch nicht unhaltbar. Die meisten Klassiker haben das Moment der Arbeit in den Vordergrund gestellt. So vor allem Ricardo. Das konnten sie tun, weil sie durch ihre Grundrententheorie den Roden und seine Wertbildung gleichsam ausschalteten. Wäre diese Grundrententheorie haltbar, so könnten wir uns bei dieser Auffassung gewiß beruhigen. Auch ein so selbständiger Geist wie Rae hat sich dabei beruhigt, eben weil er jene Grundrententheorie hinnahm. Eine dritte Gruppe von Autoren endlich hat unsere Frage verneint. Ihnen schließen wir uns an. Für uns ist das Moment entscheidend, daß beide ursprünglichen Produktionsfaktoren für die Produktion gleich unentbehrlich sind, und zwar aus demselben Grund und in derselben Weise.

Die zweite Frage kann man ganz unabhängig von der Beantwortung der ersten wieder verschieden beantworten. So hat z. B. Effertz der Arbeit eine aktive und dem Boden eine passive Bolle zugeteilt. Wobei er daran denkt, ist ganz klar. Er denkt daran, daß die Arbeit gleichsam das bewegende Moment der Produktion ist, während der Boden das Objekt darstellt, an dem sich die Arbeit äußert. Da hat er Recht, aber dieses Arrangement gibt uns keine neue Erkenntnis. In tech-

nischer Beziehung ist der Auffassung Effertz' kaum etwas hinzuzufügen, aber diese Seite der Sache ist für uns nicht entscheidend. Für uns kommt nur in Betracht, welche Stellungen den beiden ursprünglichen Produktionsfaktoren in den wirtschaftlichen Überlegungen und in den wirtschaftlichen Handlungen des Wirtschaftssubjektes zukommen, und in dieser Beziehung stellen sich beide ganz gleich dar. Sowohl mit Arbeit wie mit Boden wird gewirtschaftet. Sowohl Arbeit wie Boden werden bewertet, werden nach wirtschaftlichen Grundsätzen verwendet und beiden wird in derselben Weise wirtschaftliche Fürsorge zuteil. Und mit keinem der beiden geschieht etwas anderes als eben das, mit keinem der beiden wird etwas anderes getan als gewirtschaftet. Da also für unseren Zweck mit beiden ursprünglichen Produktionsfaktoren dasselbe geschieht, so stellen wir sie beide gleichberechtigt nebeneinander. In dieser Auffassung begegnen wir uns mit den übrigen Grenznutzentheoretikern.

Während wir über den Produktionsfaktor „Boden“ nichts mehr zu sagen haben, zumal da wir das für die Ökonomie lange Zeit so wichtige Gesetz des abnehmenden Bodenertrages aus unsern Ausführungen streichen zu sollen glauben, empfiehlt es sich, uns den andern Produktionsfaktor, die Arbeit, etwas näher anzusehen. Wir übergehen den Unterschied zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit, denn es handelt sich uns nur darum, von all diesen bekannten Dingen das hervorzuheben, was wir für unsere Zwecke brauchen. Der Unterschied zwischen in der Produktion direkt und indirekt angewandter Arbeit übergehen wir ebenfalls, und zwar als irrelevant, obgleich die Diskussion desselben sicherlich manches zu schärferer Einsicht in das Wirtschaftsleben beitragen kann. Völlig irrelevant ist für uns auch die Unterscheidung von geistiger und körperlicher Arbeit, denn für sich allein begründet das ihr zugrunde liegende Moment keinen ökonomisch wichtigen Unterschied. Ebenso steht es mit „qualifizierter und unqualifizierter Arbeit“. Die qualifizierte Arbeit verhält sich zur unqualifizierten, wenn die „Qualifikation“ eine erworbene ist, wie ein meliorierter Acker zu einem Acker in seinem ursprünglichen Zustand. Ist die Qualifikation eine natürliche, dann verhält sich die so qualifizierte Arbeit zur unqualifizierten wie ein

besserer Acker zu einem schlechtem. Im erstem Falle handelt es sich überhaupt nicht um ein ursprüngliches Produktivgut, sondern um ein Produkt, im letztern Falle einfach um ein besseres ursprüngliches Produktivgut.

Aber zwei andere Unterscheidungen sind für uns insofern von Bedeutung, als wir von ihnen ausgehen können, um eine für uns wesentliche Bemerkung zu machen. Das sind die Unterscheidungen zwischen leitender und geleiteter und zwischen selbständiger und Lohnarbeit. Das was leitende und geleitete Arbeit unterscheidet, scheint auf den ersten Blick sehr wesentlich zu sein. Es sind hauptsächlich zwei Merkmale. Erstens steht die leitende Arbeit in einem Verhältnisse der Überordnung zur geleiteten, sie steht höher in der Hierarchie der Produktion. Dieses Moment der Leitung und der Überwachung der ausführenden Arbeit scheint die leitende Arbeit aus dem Rahmen der übrigen Arbeit herauszuheben. Während die ausführende Arbeit einfach neben den Bodenleistungen steht und ganz dieselbe Funktion vom wirtschaftlichen Standpunkt hat wie diese, so steht die leitende Arbeit sowohl der ausführenden Arbeit, wie auch den Bodenleistungen offenbar beherrschend gegenüber. Sie bildet gleichsam einen dritten Produktionsfaktor. Und das andere Moment, das sie von geleiteter Arbeit unterscheidet, scheint ihr eigenes Wesen zu sein. Die leitende Arbeit nämlich hat etwas Schöpferisches, sie setzt sich ihre Ziele, sie erfüllt eine besondere Funktion. Den Unterschied zwischen selbständiger und Lohnarbeit können wir gleich auf den zwischen geleiteter und leitender Arbeit zurückführen. Die selbständige Arbeit ist eben nur soweit etwas Besonderes, als sie jene Funktionen hat, während sie im übrigen sich durch nichts von der Lohnarbeit unterscheidet. Wenn also ein selbständiges Wirtschaftssubjekt auf eigene Rechnung produziert und dabei auch ausführende Arbeit leistet, so zerfällt es sozusagen in zwei Wirtschaftssubjekte, nämlich in einen Leiter und in einen Arbeiter im gewöhnlichen Sinne. Diese Momente haben wir nun näher zu betrachten.

Zunächst ist es leicht einzusehen, daß das Merkmal der Überordnung, das Merkmal der Funktion der Beaufsichtigung für sich allein keine wesentlichen Unterschiede begründet. Der bloße Umstand, daß ein Arbeiter dem anderen in der industriellen Organisation über-

geordnet ist und ihn anweist und beaufsichtigt, macht seine Arbeit noch nicht zu etwas anderem. Wenn der Leiter in diesem Sinne auch möglicherweise nicht selbst Hand anlegt oder durch geistige Arbeit zur Produktion direkt etwas beiträgt, so verrichtet er eben indirekt Arbeit in dem üblichen Sinne, so ähnlich wie etwa ein Wächter. Viel wichtiger ist das andere Moment, nämlich die Bestimmung über Richtung, Art und Ausdehnung der Produktion. Mag man auch zugeben, daß die erwähnte Überordnung wirtschaftlich nicht viel bedeute — wenn auch soziologisch —, so wird man doch in dieser Funktion der Entschlußfassung ein wesentliches unterscheidendes Merkmal sehen.

Nun, soviel ist klar, daß nicht jede Entschlußfassung über wirtschaftliches Handeln diese Stellung einer Arbeitsleistung im Produktionsprozesse begründen kann. Denn irgendwelche Entschlußfassungen kommen bei einer jeden Arbeit vor. Kein Schusterlehrling kann einen Schuh ausbessern, ohne daß er irgendwelche Entschlüsse faßt, und ohne daß er irgendwelche, wenn auch in diesem Falle noch so kleine Fragen selbständig entscheidet. Das „Was“ und „Wie“ wurde ihm gelehrt; aber das enthebt ihn nicht der Notwendigkeit einer gewissen Selbständigkeit. Kommt ein Arbeiter einer Elektrizitätsgesellschaft in eine Wohnung, um die nicht funktionierende Beleuchtung in Ordnung zu bringen, so hat er sogar etwas von dem „Was“ und „Wie“ zu entscheiden. Ein Agent kann selbst an der Entscheidung über Preisbestimmung teilzunehmen haben, es kann ihm die Festsetzung des Preises seines Artikels innerhalb gewisser Grenzen überlassen werden, — er ist trotzdem weder „Leiter“ noch notwendig „selbständig“. Der Leiter oder selbständige Inhaber eines Betriebs hat nun gewiß am meisten zu entscheiden und am meisten Entschlüsse zu fassen. Aber auch ihm wurde das „Was“ und das „Wie“ gelehrt. Er kennt zunächst das „Wie“: Sowohl die technische Produktion wie alle in Betracht kommenden wirtschaftlichen Daten hat er gelernt. Was es da noch zu entscheiden gibt, ist nur graduell von den Entschlüssen des Schusterlehrlings verschieden. Und das „Was“ schreibt ihm Bedürfnis oder Nachfrage vor. Er bestimmt nicht souverän über die Produktionsmittel, sondern er führt das Gebot der Verhältnisse aus. Er setzt keine eigenen Ziele, sondern er findet sie vor. Gewiß

können die ihm gegebenen Daten sich ändern, und dann wird es von seiner Geschicklichkeit abhängen, wie schnell und wie glücklich er darauf reagiert. Aber so ist es auch bei der Ausführung einer jeden Arbeit. Auch handelt er nicht auf Grund durchdringenden Verständnisses der Dinge, vielmehr auf Grund gewisser Symptome, auf die zu achten er gelernt hat. Der Weinbauer macht sich nicht — wenigstens nicht als Wirtschaftssubjekt, wenn auch vielleicht als Politiker — Gedanken über das Wesen und die Zukunft der Anti-alkoholbewegung, um sein Verhalten danach einzurichten, sondern er berücksichtigt nur die in der Nachfrage seiner Kunden unmittelbar hervortretenden Tendenzen. Und diesen Tendenzen gibt er schrittweise nach, so daß nur Momente von untergeordneter Bedeutung ihm unbekannt sein können. Aus dieser Erwägung aber folgt, daß, soweit die Wirtschaftssubjekte in ihrem Verhalten nur die Konsequenzen aus bekannten Umständen ziehen — und das ist es ja, was wir hier untersuchen und was die Ökonomie stets untersucht hat —, es für das Wesen ihres Arbeitens keine Bedeutung hat, ob sie Leitende oder Geleitete sind. Das Handeln der ersteren ist denselben Regeln unterworfen wie das der letzteren, und diese Regelmäßigkeit nachzuweisen, zu zeigen, daß das scheinbar Willkürliche tatsächlich fest bestimmt ist, ist eben eine wesentliche Aufgabe der ökonomischen Theorie.

Es steht also den Produktionsmitteln und dem Produktionsprozeß unter unseren Voraussetzungen überhaupt kein eigentlicher Leiter gegenüber. Der eigentliche Leiter ist der Konsument. Derjenige, der die Wirtschaft „leitet“, führt nur aus, was Bedürfnis resp. Nachfrage und die gegebenen Mittel und Produktionsmethoden ihm vorschreiben. Die einzelnen Wirtschaftssubjekte haben einen Einfluß nur insofern, als sie Konsumenten sind, nur insofern, als sie eine Nachfrage entfalten. In diesem Sinne allerdings nimmt ein jedes Wirtschaftssubjekt an der Leitung der Produktion teil; aber nicht bloß ein Wirtschaftssubjekt, dem die Rolle eines Leiters in einer Unternehmung zugefallen ist, sondern jeder, namentlich auch der Arbeiter im engsten Sinn. Insofern nur gibt es eine persönliche Leitung der Produktion, wobei man ohne weiteres einsieht, daß mit dieser Produktionsleitung weder eine besondere Entschlußfassung noch eine besondere Arbeitsleistung

verbunden ist. In keinem anderen Sinne gibt es eine persönliche Führung der Produktion; es gibt in jedem anderen Sinne nur einen gleichsam selbsttätigen Mechanismus. Die Daten, die die Wirtschaft in der Vergangenheit beherrscht haben, sind bekannt, und wenn sie unverändert blieben, so würde die Wirtschaft in derselben Weise wieder ablaufen. Die Veränderungen, die sie erleiden mögen, sind nicht ganz so bekannt; aber im Prinzip folgt ihnen das Wirtschaftssubjekt so gut es kann. Es ändert sozusagen nichts selbsttätig; es ändert nur das, was die Verhältnisse schon von selbst verändern; es beseitigt jene Diskrepanzen zwischen Daten der Wirtschaft und Wirtschaftsführung, die sich herausstellen, wenn die gegebenen Verhältnisse sich ändern und man versucht in derselben Weise fortzuwirtschaften. So stellt sich das wirtschaftliche Handeln dar, soweit es durch Sachnotwendigkeiten bedingt ist. Ein jedes Wirtschaftssubjekt kann ja anders handeln als unsere Betrachtung voraussetzt; aber soweit wir eben die Wirkungen des Druckes der sachlichen Notwendigkeit beschreiben, soweit fehlt es an jeder schöpferischen Rolle in der Volkswirtschaft. Handelt das Wirtschaftssubjekt anders, so kommt es zu wesentlich anderen Erscheinungen. Aber es handelt sich uns hier nur um die Darlegung der den wirtschaftlichen Dingen innewohnenden Logik. Es handelt sich um die Darlegung des Ablaufes der Wirtschaft, wenn man aus den Sachnotwendigkeiten schlechtweg die Konsequenzen zieht. In diesem Falle also mag die Arbeit immerhin technisch als das aktive Moment erscheinen, obgleich darin kein Unterschiedsmerkmal liegt, weil auch Naturkräfte aktiv wirken können. Für die Wirtschaftslehre ist sie gerade so passiv, wie die von der Natur gegebenen Objekte. Das allein aktive Moment ist das Restreben nach Bedürfnisbefriedigung, als dessen Werkzeug lediglich die Arbeit wie der Boden erscheint.

Daraus folgt auch, daß sich die Menge der Arbeit durch die gegebenen Umstände bestimmen läßt. Wir tragen an dieser Stelle einen Punkt nach, den wir früher offengelassen haben, nämlich die Größe des jeweilig vorhandenen Arbeitsvorrats. Wieviel eine gegebene Anzahl von Menschen arbeitet, ist natürlich von vornherein nicht fest bestimmt. Es wird davon abhängen, wieviel für sie, d. h. für ihre Bedürfnisbefriedigung, von dieser Arbeit zu erwarten ist. Nehmen

wir also für den Augenblick an, daß die besten Verwendungsmöglichkeiten der Arbeit allen Wirtschaftssubjekten bekannt sind, daß es also eine fest bestimmte Skala solcher Verwendungen gibt, so wird auf jeder Stufe dieser Skala der von jeder konkreten Arbeitsaufwendung zu erwartende Nutzen verglichen mit der diese Arbeitsaufwendung begleitenden Unlust. Tausende von Stimmen aus dem wirtschaftlichen Alltag rufen uns zu, daß die Arbeit um das tägliche Brot eine schwere Last ist, der man sich nur unterzieht, weil man muß, und die man fortwirft, wenn man kann. Aus diesem Moment ergibt sich in eindeutiger Weise, wieviel Arbeit ein jeder Arbeiter leisten wird. Am Beginne eines jeden Arbeitstages fällt ein solcher Vergleich naturgemäß immer zugunsten der vorzunehmenden Arbeit aus. Zunächst handelt es sich ja darum, die notwendigen Lebensbedürfnisse zu befriedigen, und zunächst fühlt man bei unverbrauchten Kräften das Moment der Arbeitsunlust kaum. Je mehr man aber in der Bedürfnisbefriedigung fortschreitet, desto mehr sinkt der Antrieb zur Arbeit und um so mehr steigt die Größe, die mit ihm jedesmal verglichen wird, nämlich die Arbeitsunlust, so daß sich der Vergleich immermehr zuungunsten der Fortsetzung der Arbeit verschiebt, bis für jeden Arbeiter der Moment kommt, wo sich zuwachsender Nutzen und zuwachsende Arbeitsunlust die Wage halten. Die Intensität der Bedürfnisregungen und die Intensität der Arbeitsunlust bestimmen also als zwei selbständige, einander entgegenwirkende Kräfte die Menge der Arbeit, die aufgewendet wird. Die zwei Momente wirken wie Dampfkraft und Bremse, so daß sich unter gegebenen Verhältnissen ein bestimmtes Gleichgewicht ergibt. Natürlich ist die Stärke der beiden Momente individuell und national verschieden. In dieser Verschiedenheit liegt ein wesentliches Erklärungsmoment für die Gestaltung des persönlichen und des Völkerschicksals. Allein das Wesen der theoretischen Regel wird durch solche Verschiedenheiten nicht berührt¹⁹.

¹⁹ Näheres findet man in „Wesen“ I. und II. Buch. Natürlich gilt die Regel nur bei gegebenem Erfolg, sagen wir also: Reallohn pro Stunde, ein eindeutiges Resultat.

Arbeits- und Bodenleistungen sind also in ganz gleicher Weise schlechtweg Produktivkraft. Die Messung der Arbeitsmenge jeder Qualität bietet sicherlich gewisse Schwierigkeiten, aber sie läßt sich bewerkstelligen. Ebenso hätte es keine prinzipiellen Schwierigkeiten, irgendein physikalisches Maß für die Bodenleistungen aufzustellen, so kompliziert die Sache auch in praxi wäre. Gäbe es nun bloß einen Produktionsfaktor, würde z. B. Arbeit einer Qualität allein alle Güter hervorbringen — was man sich vorstellen kann, indem man annimmt, daß alle Gaben der Natur freie Güter wären, so daß ein wirtschaftliches Verhalten in bezug auf sie nicht in Frage käme — oder wirkten beide getrennt voneinander, indem der eine diese, der andere jene Güter für sich allein erzeugte, dann wäre eine solche Messung alles, was der praktische Wirt für seinen Wirtschaftsplan braucht. Wenn z. B. die Erzeugung eines Genußgutes von bestimmtem Werte drei Arbeitseinheiten beanspruchte und die eines andern von demselben Werte zwei, so wäre damit sein Verhalten gegeben. So ist es aber nicht in Wirklichkeit. Die Produktionsfaktoren wirken so gut wie stets zusammen. Wenn nun etwa zur Erzeugung eines Gutes von bestimmtem Werte drei Einheiten von „Arbeit“ und zwei Einheiten von „Boden“ nötig wären, zur Erzeugung eines andern aber zwei Arbeits- und drei Bodeneinheiten, welche Wahl soll das Wirtschaftssubjekt treffen? Offenbar bedarf es dazu eines Maßstabes, um die beiden Kombinationen zu vergleichen, es bedarf einer Verhältniszahl oder eines gemeinsamen Nenners. Wir können die Frage nach einer solchen Verhältniszahl Pettys Problem²⁰ nennen.

Seine Lösung gibt uns die Zurechnungstheorie. Was das Wirtschaftssubjekt messen will, ist die relative Bedeutung jener Produktionsmittelmengen für seine Wirtschaft. Es braucht den Maßstab, um sein wirtschaftliches Verhalten mit seiner Hilfe zu regulieren, es braucht Indices, nach denen es sich richten kann. Kurz, es braucht einen Wertmaßstab. Aber es hat einen solchen unmittelbar nur für seine Genußgüter; denn nur diese lösen in ihm unmittelbar jene Bedürfnisbefriedigung aus, deren Intensität eben die Basis der Bedeutung seiner Güter für ihn ist. Für seinen Vorrat an Arbeits- und

²⁰ Gelegentlich seiner Arbeiten auf dem Gebiet der „Politischen Arithmetik“, die bekanntlich auch sonst viel theoretische Gedankengänge enthalten, hat sich nämlich Petty dieses Problem gestellt.

Bodenleistungen hat es zunächst keinen und ebensowenig, wie wir jetzt noch hinzufügen, für seine produzierten Produktionsmittel.

Es ist klar, daß auch diese Güter ihre Bedeutung für das Wirtschaftssubjekt nur dem Umstände verdanken können, daß sie ebenfalls seiner Bedürfnisbefriedigung dienen. Sie tragen zu seiner Bedürfnisbefriedigung bei, indem sie zum Zustandekommen von Genußgütern beitragen. Sie erhalten also ihren Wert von diesen letztern her, der Wert der Genußgüter strahlt gleichsam auf sie zurück. Er wird ihnen „zugerechnet“, und auf Grund dieses zugerechneten Wertes nehmen sie ihren Platz in jedem Wirtschaftsplane an. Ein bestimmter endlicher Ausdruck für den Gesamtwert des Vorrates an Produktionsmitteln oder eines der zwei ursprünglichen Produktionsmittel wird sich so nicht immer angeben lassen, weil dieser Gesamtwert sehr oft unendlich groß sein wird. Aber dessen bedarf der praktische Wirt und mit ihm die Theorie auch nicht, sondern es ist vollständig ausreichend, wenn wir die Werte von Teilmengen jedes Gutes angeben können unter der Voraussetzung, daß bestimmte andere Teilmengen davon dem Wirtschaftssubjekte gesichert sind. Es handelt sich ja für ein Wirtschaftssubjekt nie darum, sich von jeder Produktions-, d. h. also Existenzmöglichkeit zu trennen, sondern stets nur darum, bestimmte Mengen seines produktiven Vorrates für irgendeinen Zweck einzusetzen. Ein isoliertes Wirtschaftssubjekt z. B., das ohne einen der beiden ursprünglichen Produktionsfaktoren überhaupt nicht produzieren, d. h. leben kann, wird keinen endlichen Wertausdruck für einen der beiden angeben können. Soweit hat Mill — Principles, ed. Ashley p. 26 — ganz recht, wenn er sagt, daß die Leistungen von Arbeit und Boden unbestimmt und inkommensurabel seien. Aber er hat unrecht, wenn er fortfährt, daß man auch im einzelnen Falle niemals sagen könne, was der Anteil der „Natur“ und was der Anteil der Arbeit an einem Produkte sei. Physisch lassen sich beide allerdings nicht scheiden, aber das ist für die Zwecke der Wirtschaft auch nicht nötig. Was dafür nötig ist, das weiß jedes Wirtschaftssubjekt sehr gut, nämlich welchen Befriedigungszuwachs es der betreffenden Teilmenge eines jeden Produktionsmittels verdankt. Doch gehen wir hier nicht näher auf die Probleme der Zurechnungstheorie ein, vielmehr begnügen wir uns

mit der Tatsache, daß jedes Wirtschaftssubjekt jeder Einheit eines Produktivgutes einen bestimmten Wert zuspricht²¹.

Im Gegensatz zum Gebrauchswerte der Genußgüter ist dieser Wert der Produktivgüter Ertragswert oder, wie man auch sagen könnte, Produktivitätswert. Dem Gebrauchsgrenznutzen der ersteren entspricht der Produktivitätsgrenznutzen der letzteren oder, um einen sehr üblich gewordenen Ausdruck einzuführen, ihre Grenzproduktivität: Die Bedeutung einer einzelnen Einheit von Arbeits- und Bodenleistungen ist gegeben durch die Grenzproduktivität von Arbeit und Boden, die also zu definieren ist als der Wert der geringstwertigen Produkteinheit, die mit Hilfe einer Einheit eines gegebenen Vorrats von Arbeits- oder Bodenleistungen noch erzeugt wird. Dieser Wert gibt den Anteil einer jeden einzelnen Arbeits- und Bodenleistung am Werte des Gesamtprodukts einer Wirtschaft an und kann daher in einem bestimmten Sinn das „Produkt“ einer Arbeits- oder Bodenleistung genannt werden. Wer in den Gedankengängen der Werttheorie nicht völlig zu Hause ist, dem werden diese kurzen Sätze nicht ganz das sagen, was sie sollen. Ich verweise den Leser auf J. B. Clarks *Distribution of Wealth*, in welchem Werke man sie genau dargelegt und in ihrer Bedeutung beleuchtet findet²² und bemerke nur, daß das der einzige präzise Sinn des Ausdrucks „Arbeitsprodukt“ für die Zwecke der rein wirtschaftlichen Betrachtung ist. In diesem Sinn allein wollen wir ihn hier gebrauchen. In diesem Sinn sagen wir auch, daß die Preise der Boden- und Arbeitsleistungen in der Verkehrswirtschaft, also Grundrente und Lohn, durch die Grenzproduktivität von Boden und Arbeit bestimmt werden, daß also bei freier Konkurrenz Grundherr und Arbeiter das Produkt ihres Produktionsmittels erhalten. Hier sei dieses Theorem, das in der modernen Theorie kaum sehr kontrovers ist, nur ausgesprochen. Es wird durch spätere Ausführungen noch klarer werden.

²¹ Vgl. K. Menger, v. Wieser und v. Böhm-Bawerk, die das Problem zum ersten Male mit vollem Bewußtsein behandelt haben. Vgl. auch „Wesen“ II. Buch und meine „Bemerkungen zum Zurechnungsproblem“, *Zeitschr. f. Volksw., Sozialpol. und Verw.* 1909.

²² Mißverständnisse können sich namentlich bei ungenügender Erfassung des Grenzbegriffs ergeben. Vgl. darüber den Artikel von Edgeworth über Verteilung im *Quarterly Journal of Economics* 1904, besonders seine Entgegnung auf Hobsons Einwendungen gegen Clark.

Wichtig ist noch der folgende Punkt für uns. In der Wirklichkeit bedient sich das Wirtschaftssubjekt dieser Werte der Produktionsmittel deshalb mit solcher Sicherheit, weil die Genußgüter, zu denen sie ausreifen, erfahrungsgemäß bekannt sind. Da der Wert der erstem von dem der letztern abhängt, so müßte er sich ändern, wenn andre Genußgüter erzeugt würden als bisher. Und weil wir, eben um die ratio dieser gegebenen Erfahrung zu untersuchen, hier von ihrer Existenz absehen und sie vor unsern Augen entstehen lassen wollen, so müssen wir davon ausgehen, daß das Wirtschaftssubjekt über die Wahl zwischen den bestehenden Verwendungsmöglichkeiten noch nicht im klaren ist. Dann wird es seine Produktionsmittel zunächst zu der Produktion jener Güter verwenden, die seine dringendsten Bedürfnisse befriedigen können, und sodann zur Produktion für immer weniger dringende Bedürfnisregungen übergehen. Dabei wird es bei jedem Schritte darauf achten, welche andern Bedürfnisregungen infolge der Verwendung der Produktionsgüter für die jeweils vorgezogenen Bedürfnisse leer ausgehen müssen. Jeder Schritt involviert also eine Wahl und eventuell einen Verzicht. Jeder Schritt kann wirtschaftlicher Weise nur getan werden, wenn dadurch nicht die Befriedigung intensiverer Bedürfnisregungen unmöglich gemacht wird. Solange die Wahl nicht getroffen ist, werden die Produktionsmittel auch keine bestimmten Werte haben. Jeder vorgestellten Verwendungsmöglichkeit wird ein besonderer Wert einer jeden Teilmenge entsprechen. Und welcher dieser Werte dann definitiv mit einer jeden Teilmenge verknüpft werden wird, kann sich erst zeigen, wenn diese Wahl getroffen ist und sich bewährt hat. Die fundamentale Bedingung, daß ein Bedürfnis nicht früher befriedigt werden soll, ehe diejenigen Bedürfnisse befriedigt sind, die intensiver sind als das erstere, führt schließlich zu dem Resultate, daß alle Güter so auf ihre verschiedenen möglichen Verwendungen verteilt werden sollen, daß die Grenznutzen jedes Gutes in allen seinen Verwendungen gleich hoch sind. In dieser Verteilung hat das Wirtschaftssubjekt dann jenes Arrangement gefunden, welches unter den gegebenen Verhältnissen und von seinem Standpunkt aus das bestmögliche ist. Wenn es so verfährt, kann es sich sagen, daß es aus diesen Verhältnissen nach seinem Lichte das Beste gemacht hat. Es wird nach dieser Ver-

teilung seiner Güter streben und jeden durchgeführten oder vorgestellten Wirtschaftsplan so lange variieren, bis sie gefunden ist. Steht ihm keine Erfahrung zur Seite, dann müßte es sich seinen Weg Schritt für Schritt zu dieser Verteilung tasten. Liegt eine solche Erfahrung aus früheren Wirtschaftsperioden bereits vor, so wird es versuchen, denselben Weg zu beschreiten. Und haben sich die Verhältnisse, deren Ausdruck diese Erfahrung ist, geändert, dann wird es dem Drucke der neuen Verhältnisse nachgeben und sein Verhalten und seine Wertungen denselben anpassen.

Auf alle Fälle ergibt sich eine bestimmte Verwendungsart eines jeden Gutes, daraus eine bestimmte Bedürfnisbefriedigung, und daraus ein sie zum Ausdruck bringender Wertindex für die einzelnen Teilmengen der Güter. Dieser Wertindex charakterisiert den Platz einer jeden Teilmenge in der Einzelwirtschaft. Kommt eine neue Verwendungsmöglichkeit in Frage, so wird sie mit diesem Werte sich auseinandersetzen haben. Allein wenn wir auf die einzelnen „Wahlakte“, die das Wirtschaftssubjekt vorgenommen hat und deren Resultat jener Wertindex ist, zurückgehen, so finden wir, daß bei jedem derselben nicht dieser endgültige Wert, sondern jeweils ein anderer entscheidend ist. Verteile ich ein bestimmtes Gut auf drei Verwendungsmöglichkeiten, so werde ich es, einer vierten gegenüber, nach dem in den ersten drei erzielten Befriedigungsstände ansetzen. Für die Verteilung zwischen diesen dreien ist aber nicht dieser Wert entscheidend, denn er wird ja erst durch die Durchführung dieser Verteilung existent. Dafür sind die Werte entscheidend, die in jeder der jeweils vorgestellten Verwendungsmöglichkeiten zu realisieren wären. So stellt sich wohl für jedes Gut schließlich eine bestimmte Wertskala heraus, in der sich die Werte aller seiner Verwendungen spiegeln und die ihm einen bestimmten Grenznutzen gibt. Für ein Produktionsmittel ist derselbe, wie gesagt, durch sein „Produkt“, nach v. Wiesers Ausdruck durch seinen „produktiven Reitrage“ gegeben. Aber diese Wertskala und dieser Grenznutzen ist erst das Resultat eines in ruhigem Gange befindlichen Wirtschaftsprozesses, das Resultat definitiver Wahlakte. Wo immer es noch zu wählen gibt, kommen jeweils andre Wertgrößen in Betracht.

Da also jede Produktion eine Wahl zwischen Verwendungsmöglichkeiten involviert und stets einen Verzicht auf die Produktion anderer Güter bedeutet, so bringt sie dem Wirtschaftssubjekte sozusagen niemals bloß Vorteil. Sicher werden die befriedigten Bedürfnisse stets dringender sein als die zurückgestellten, sonst wäre die Wahl eben nicht zu ihren Gunsten ausgefallen. Aber es ist nicht der ganze Wert des Produktes ein Reingewinn, sondern nur jener Überschuß desselben über den Wert des Produktes, dessen Erzeugung sonst vorgenommen worden wäre. Der Wert dieses letztern stellt einen Gegengrund gegen die gewählte Produktion dar und mißt zugleich dessen Stärke. Hier begegnet uns das Moment der Kosten. Die Kosten sind eine Werterscheinung. Das, was die Produktion eines Gutes den Produzenten in letzter Linie kostet, sind jene Genußgüter, die sonst noch mit denselben Produktionsmitteln gewonnen werden könnten, und die infolge der gewählten Produktion nun nicht erzeugt werden können. Deshalb bringt der Aufwand von Produktionsmitteln ein Opfer mit sich. Das ist auch bei der Aufwendung von Arbeit so. Gedenkt man eine bestimmte Menge von Arbeit für einen bestimmten Zweck zu verwenden, so fragt man sich dabei in erster Linie, was man sonst noch mit derselben Arbeitsmenge anfangen könnte. Und nur dann entschließt man sich zu der in Erwägung stehenden Verwendung, wenn das Gut, das die Arbeit in derselben hervorbringt, von höherem Werte ist als alle andern noch möglichen. Soweit verfährt man mit der Arbeit so wie mit andern Gütern. Allerdings kommt bei ihr noch eine Bedingung hinzu, die stets erfüllt sein muß. Es ist jene, von der wir schon sprachen, nämlich, daß jede Verwendung, um in Frage zu kommen, einen Nutzen bringen muß, der die mit der Arbeitsaufwendung verbundene Unlust mindestens aufwiegt. Das ändert aber nichts daran, daß innerhalb der Grenzen dieser Bedingung sich das Wirtschaftssubjekt zu Arbeitsaufwendungen ebenso verhält wie zur Aufwendung anderer Güter.

Die unbefriedigten Bedürfnisse sind also für die Wirtschaft keineswegs bedeutungslos. Ihr Druck macht sich überall bemerkbar und jede produktive Maßnahme hat den Kampf mit ihnen zu bestehen. Und je weiter das Wirtschaftssubjekt nach einer Produktionsrichtung hin vordringt, je mehr es von einem bestimmten Gut er-

zeugt, um so härter wird dieser Kampf. Je mehr nämlich eine bestimmte Bedürfniskategorie befriedigt wird, um so geringer wird die Intensität der betreffenden Bedürfnisregungen, um so geringer daher der durch weitere Produktion zu erzielende Wertzuwachs. Gleichzeitig aber steigt außerdem immer das mit der Produktion nach einer Richtung hin verbundene Opfer. Denn immer stärkeren Bedürfnisregungen, immer wichtigeren Bedürfniskategorien müssen die Produktionsmittel für jenes eine Produkt entzogen werden. Immer geringer wird also der Wertgewinn bei der Produktion jenes einen. Und schließlich verschwindet er. Wenn das eingetreten ist, findet eine jede konkrete Produktion ein Ende. So können wir hier von einem Gesetze der Abnahme des Produktionsertrages sprechen. Dasselbe hat jedoch einen völlig andern Sinn als das Gesetz von der Abnahme des physischen Produktionsertrags. Hier handelt es sich um eine Abnahme des Nutzgewinns pro produzierter Einheit, also um etwas ganz anderes. Die Geltung dieses Satzes ist von jenem physischen Abnahmegesetze unabhängig²³. Das letztere spricht nur aus, daß die in einem Produktivgute vorhandenen Einheiten von physischer produktiver Leistung nicht gleich leicht zugänglich sind, sondern daß die Schwierigkeit ihrer Gewinnung fortschreitend steigt. Das ist natürlich praktisch wichtig, ebenso wie jede andre technische Tatsache; man überzeugt sich aber leicht, daß das wirtschaftliche Gesetz der Kostensteigerung sich schließlich auch dann durchsetzen würde, wenn der physische Satz nicht und sogar, wenn sein Gegenteil gelten würde. Denn der Wert der zu machenden Aufwendungen würde schließlich so steigen, daß der durch die Produktion zu machende Nutzgewinn auch dann endlich einmal verschwinden müßte, wenn die physische Größe dieser Aufwendungen fortschreitend sänke. Wäre das der Fall, so wäre natürlich das Niveau des Befriedigungsstandes einer jeden Wirtschaft höher, aber die wesentlichen Vorgänge der Wirtschaft würden sich deshalb nicht ändern.

²³ Indem wir uns vom physischen Abnahmegesetz abwenden, tun wir einen entscheidenden Schritt vom System der Klassiker weg. Vgl. meine Abhandlung: Das Rentenprinzip in der Verteilungslehre, Schmollers Jahrbuch 1906 und 1907. Ferner: F. X. Weiß, Art. Abnehmender Ertrag im HWB. der Staatsw.

Die Rücksicht, die die Wirtschaftssubjekte auf das Moment der Produktionskosten tatsächlich nehmen, ist also nichts anderes als die Rücksicht auf andere Verwendungsmöglichkeiten der Produktionsgüter. Diese Rücksicht bildet den Hemmschuh jeder produktiven Verwendung und einen Leitfaden, an den sich jedes Wirtschaftssubjekt hält. Aber in der Praxis kristallisiert die Gewohnheit diese Rücksichtnahme sehr bald zu einem kurzen, handlichen Ausdrucke, dessen sich jedes Wirtschaftssubjekt bedient, ohne ihn jedesmal neu zu gestalten. Dieser kurze Ausdruck ist gegeben im Kostenwert. Mit diesem Wert, der ihm jeweils feststeht, und den es nur wechselnden Umständen anpaßt, arbeitet das Wirtschaftssubjekt. In ihm kommen, in weitem Maß unbewußt, alle die Beziehungen zwischen Bedürfnissen und vorhandenen Mitteln zum Ausdrucke, in ihm spiegeln sich alle seine Lebensverhältnisse und sein wirtschaftlicher Gesichtskreis.

Die Kosten als Wertausdruck der nichtrealisierten Verwendungen bilden die Passivposten der Bilanz der Wirtschaft. Das ist der tiefste Sinn des Kostenphänomens. Von diesem Wertausdrucke ist der Wert der Kostengüter zu scheiden. Denn er erhält den voraussetzungsgemäß höhern Gesamtwert der tatsächlich erzeugten Produkte. Aber an der Produktionsgrenze sind beide Größen nach dem Gesagten einander gleich, weil da die Kosten bis zur Höhe des Grenznutzens des Produktes, mithin auch der beteiligten Produktionsmittelmischung emporsteigen. An diesem Punkte tritt jener relativ beste Zustand ein, den man das ökonomische Gleichgewicht zu nennen pflegt²⁴, und der sich, solange seine Voraussetzungen erhalten bleiben, offenbar in jeder Wirtschaftsperiode zu wiederholen strebt.

Das hat nun eine sehr merkwürdige Konsequenz. Es folgt daraus zunächst, daß die letzte Teilmenge jedes Produktes ohne Nutzgewinn über die Kosten erzeugt wird. Das allerdings ist richtig verstanden nur selbstverständlich. Allein weiter folgt daraus, daß bei der Produktion überhaupt kein Wertüberschuß über die Werte der Kostengüter erzielt werden kann. Die Produktion realisiert nur die im Wirtschaftsplane vorgesehenen Werte, die bereits vorher in den Werten der Produktionsmittel potentiell vorhanden sind. Auch in

²⁴ Vgl. „Wesen“ II. Buch.

diesem, nicht nur in dem früher erwähnten physikalischen Sinne, „schafft“ die Produktion keine Werte, d. h. es tritt im Verlaufe des Produktionsprozesses keinerlei Werterhöhung ein. Das ist ja eigentlich ganz klar. Die künftige Bedürfnisbefriedigung ist, ehe die Produktion ihr Werk getan hat, von dem Besitze der betreffenden Produktionsmittel genau so abhängig wie nachher vom Besitze der Produkte. Das Wirtschaftssubjekt wird sich der Gefährdung des erstem genau so energisch widersetzen, wie der Gefährdung des letztern, und auf den erstem nur gegen dieselben Kompensationen verzichten wie auf den letztern.

Nun muß aber der Zurechnungsprozeß bis auf die letzten Elemente der Produktion, auf Arbeits- und Bodenleistungen zurückgehen. Er kann bei keinem produzierten Produktivgute haltmachen, denn für jedes läßt sich derselbe Gedankengang wiederholen. Damit rückt unser Resultat erst in das rechte Licht. Es zeigt sich, daß soweit kein Produkt einen Wertüberschuß über den Wert der darin enthaltenen Arbeits- und Bodenleistungen darbieten kann. Wenn wir früher die produzierten Produktionsmittel in Arbeit und Roden aufgelöst und konstatiert haben, daß sie im physischen Produktionsprozesse keine Rolle zu eigenem Rechte spielen, die für die ökonomische Betrachtung essentiell wäre, so sehen wir nun auch noch, daß sie im Wertungsprozesse nur durchlaufende Posten sind.

In der Verkehrswirtschaft — wir greifen hier für den Augenblick ein wenig vor — müßten daher die Preise aller Produkte bei freier Konkurrenz den Preisen der in ihnen enthaltenen Arbeits- und Naturleistungen gleich sein. Weder an End- noch an Zwischenprodukten könnte der geringste Gewinn haften bleiben. Denn derselbe Preis, der nach der Produktion für das Produkt erzielt wird, müßte vorher für den Komplex der nötigen Produktionsmittel erzielt werden können, eben weil von ihnen genau soviel abhängt wie vom Produkt. Ein jeder Produzent müßte seinen ganzen Erlös an diejenigen abgeben, die ihm Produktionsmittel geliefert haben, und soweit das wieder Produzenten irgendwelcher Produkte waren, müßten diese ihrerseits ihren Erlös weitergeben, bis schließlich die ganze ursprüngliche Preissumme Lieferanten von Arbeits- und Naturleistungen zufiele. Das wird noch auszuführen sein.

Dabei stoßen wir auf einen zweiten, den verkehrswirtschaftlichen Kostenbegriff. Der Geschäftsmann bezeichnet als seine Kosten jene Geldsummen, die er an andre Wirtschaftssubjekte zu entrichten hat, um sich seine Ware oder deren Produktionsmittel zu verschaffen, also seine Produktionsauslagen bzw. Anschaffungsauslagen. Wir ergänzen seine Betrachtungsweise, indem wir auch den Geldwert seiner persönlichen Arbeitsleistung zu den Kosten rechnen²⁶. Dann sind die Kosten ihrem Wesen nach Preissummen von Arbeits- und Naturleistungen. Und diese Preissummen müssen überall in der Volkswirtschaft gleich den für die Produkte erzielten Erlösen sein. Soweit müßte also die Produktion essentiell gewinnlos verlaufen. Der Begriff des Beingewinns hat in ähnlicher Weise einen Doppelcharakter wie der Begriff der Kosten. Innerhalb der Einzelwirtschaft ist der Beingewinn jene Wertgröße, durch die sich die unter gegebenen Verhältnissen beste Verwendung von der nächstbesten, auf die infolge der Wahl der ersten verzichtet werden muß, unterscheidet. An der Produktionsgrenze gibt es kein solches Plus, es ist vielmehr seiner Natur nach intramarginal. In der Verkehrswirtschaft jedoch wäre der Reingewinn eine Differenz zwischen dem Kostensätze und dem Erlöse. Und diese Differenz ist im Gleichgewichtszustande der Volkswirtschaft gleich Null. Während in der Einzelwirtschaft das Verschwinden des Wertgewinnes nichts andres bedeutet, als daß aller mögliche Gewinn realisiert wurde, so bedeutet das Nichtvorhandensein eines Beingewinnes in der Verkehrswirtschaft, daß die Werte der Produkte überhaupt nicht größer sind als die Werte der Produktionsmittel. Einen Beingewinn in diesem letztern, für uns allein relevanten Sinne gibt es auch in der geschlossenen Wirtschaft nicht, denn da werden alle Produktwerte schließlich den ursprünglichen Produktionsmitteln zugerechnet.

Daß die Volkswirtschaft gerade im vollkommensten Zustande gewinnlos arbeiten sollte, ist ein Paradoxon. Vergegenwärtigen wir uns die Bedeutung unserer Sätze, so verschwindet dasselbe allerdings zum Teile. Natürlich heißt unsere Behauptung nicht, daß die Volks-

²⁵ Persönliche Arbeitsleistungen sind gleichsam „virtuelle Auslagen“, wie Seager treffend sagt; vgl. seine Introduction p. 55. Rente eigenen Landes rechnet schon jeder Geschäftsmann, der überhaupt korrekt rechnet, zu seinen Auslagen.

Wirtschaft, wenn am vollkommensten ausbalanciert, resultatlos produziere, sondern nur, daß die Resultate dann vollständig den ursprünglichen Produktionsfaktoren zufließen. In ähnlicher Weise, wie der Wert ein Symptom unserer Armut, ist der Gewinn ein Symptom von Unvollkommenheit. Allein zum ändern Teile bleibt das Paradoxon. Da ist es denn wichtig, sich darüber klar zu sein, daß Überschüsse eben auf natürliche Vorteile zurückzuführen und Naturgaben — der Lage des Bodens usw. -- zuzurechnen sind. Ich muß darauf hinweisen, damit nicht etwa die Tatsache von Differenzialrenten als eine lebendige Einwendung erscheine. Auch einem ändern möglichen Mißverständnis wollen wir vorbeugen. Der Produzent erzeugt eine solche Menge von Produkten, daß die Grenzkosten dem Grenzerlöse gleich sind. Macht er da nicht einen intramarginalen Gewinn? Die letzten erzeugten Teilmengen bringen ihm keinen, aber tun das nicht die frühern, die zu niedrigem Kosten erzeugt und zu höherem Preise verkauft werden? Nein. Denn diese Betrachtungsweise soll uns nur die Größe der Produktion verstehen lehren, hat aber nicht den Sinn, daß der Produzent sein Produkt sukzessive erzeuge und verkaufe. Er erzeugt alle seine Produkteinheiten zu den Grenzkosten und löst für alle nur den Grenzpreis.

Kann endlich in der Volkswirtschaft nicht eine allgemeine Reingewinnrate bestehen? Die Konkurrenz mag den einzelnen konkreten Reingewinn einer Branche wegschwemmen, aber sie würde aufhören müssen, wenn er in allen Produktionszweigen bestände. Denn in diesem Falle gäbe es für die Produzenten keinen Antrieb mehr einander Konkurrenz zu machen, während Arbeiter und Grundherren ja nur untereinander und nicht mit den Produzenten auf dem Produktenmarkte konkurrieren können. Das hieße jedoch das Wesen der Konkurrenz gründlich verkennen. Angenommen, die Produzenten machten einen solchen Gewinn. Dann müßten sie die Produktionsmittel, denen sie ihn verdanken, entsprechend schätzen. Entweder sind das nun ursprüngliche Produktionsmittel — nämlich ihre persönlichen Leistungen oder Naturgaben —, dann sind wir an demselben Punkte, an dem wir früher waren. Oder es sind produzierte Produktionsmittel, dann müssen diese entsprechend, das heißt, die in ihnen enthaltenen Arbeits- und Bodenleistungen müssen höher

geschätzt werden, als andere Arbeits- und Bodenleistungen. Das aber ist unmöglich, da mit diesen „vorgeleisteten“ Arbeits- und Bodenmengen die Arbeiter und Grundherren sehr gut konkurrieren können. Jener Reingewinn kann also nicht bestehen. Wie in der geschlossenen Wirtschaft, wenn mit Hinblick auf bestimmte Produkte produziert wird, deren Wert schon in den Werten der ursprünglichen produktiven Leistungen antizipiert sein muß und, auch wenn noch so viele Zwischenprodukte zu passieren sind, die Wertgrößen dieselben bleiben müssen, so muß auch in der Verkehrswirtschaft, auch wenn der Produktionsprozeß unter noch so viele selbständige Retribe zerstückelt ist, der Wert und Preis der ursprünglichen produktiven Leistungen den Wert und Preis der Produkte absorbieren, da ein jedes Wirtschaftssubjekt die Produktionsmittel, die es übernimmt, nach ihrem produktiven Erfolge schätzt und auf diese Schätzung eben deren Produktion — wenn es produzierte sind — und Preis bereits eingerichtet ist. Daher ist ein allgemeiner Überschuß oder Reingewinn unmöglich. Ich will den Leser nicht zu sehr ermüden und habe andere hierher gehörige Untersuchungen an eine spätere Stelle gesetzt²⁶.

Dem Leben steht diese Erkenntnis ferne. Aber der Theorie nicht so sehr als man glauben sollte. Seit die klassischen Grundgedanken festere Formen gewonnen hatten, also spätestens seit Ricardo, hätten die meisten Autoren sie anerkennen müssen. Denn das Kostenprinzip zusammen mit der Auflösung der Kosten in Arbeit führt notwendig zu ihr. Man braucht die Sache nur durchzudenken. Tatsächlich erklärt sich daraus auch die Tendenz, alle möglichen Erträge als Arbeitslohn aufzufassen, sogar mitunter den Zins. Wenn trotzdem unser Resultat nicht ausdrücklich ausgesprochen wurde²⁷, so kommt das erstens daher, daß die ältern Nationalökonomien überhaupt nicht sehr rigoros im Anerkennen von notwendigen Konsequenzen fundamentaler Prinzipien waren, und zweitens daher, daß unser Resultat zu kraß den Tatsachen zu widersprechen scheint. Nichtsdestoweniger

²⁶ Vgl. Kap. IV und namentlich V.

²⁷ Das tat z. B. Lötze, wenn er auch dann in sehr schwächlicher Weise von dieser Erkenntnis abbiegt. Handbuch der Staatswirtschaftslehre 1821. Sehr deutliche Anklänge findet man bei Smith.

ist es zwingend. Durch die Zurechnungstheorie erfährt es eine neue Bestätigung und v. Böhm-Bawerk war denn auch der erste, der ausdrücklich sagte, daß der ganze Produktwert im Prinzip sich auf Arbeit und Boden aufteilen müßte, wenn der Produktionsprozeß in idealer Vollkommenheit vor sich gehen würde. Dazu gehört, daß die gesamte Volkswirtschaft auf die vorzunehmenden Produktionen genau eingestellt ist, und daß sich alle Werte entsprechend festgesetzt haben, daß alle Wirtschaftspläne ineinandergreifen und ihre Durchführung durch nichts gestört wird. Das aber kann nur dann annähernd der Fall sein, wenn sich die Volkswirtschaft in Bahnen bewegt, die allen ihren Gliedern durch lange Erfahrung vertraut geworden sind.

Zwei Umstände, so fährt v. Böhm-Bawerk fort, bewirken es, daß diese Gleichheit der Produkt- und der Produktionsmittelwerte immer wieder gestört werde. Der eine ist unter dem Namen des Reibungswiderstandes bekannt. Aus tausend Gründen funktioniert der große Organismus der Volkswirtschaft nicht ganz prompt. Irrtum, Unglücksfälle, Indolenz usw. werden in bekannter Weise zu einer steten Quelle von Verlusten, aber auch von Gewinnen²⁸.

Fügen wir hier, ehe wir zum zweiten Umstand übergehen, den v. Böhm-Bawerk da anführt, einige Worte über zwei Momente ein, die von erheblicher Bedeutung sind. Das ist erstens das Moment des Risikos. Für die Wirtschaft kommen zwei Arten von Risiken in Betracht, das Risiko des technischen Mißlingens der Produktion, wozu wir auch die Gefahr des Güterverlustes durch Elementarereignisse zählen können, und das Risiko des Ausbleibens kommerziellen Erfolges. Soweit diese Gefahren vorausgesehen werden, wirken sie unmittelbar auf die Wirtschaftspläne. Die Wirtschaftssubjekte werden entweder Risikoprämien in ihre Kostenrechnung einstellen oder sie werden Auslagen machen, um gewissen Gefahren vorzubeugen, oder endlich sie werden die Gefahrunterschiede der Produktionszweige dadurch berücksichtigen — und ausgleichen —, daß sie sich von riskanteren Produktionszweigen einfach so lange

²⁸ Vgl. Böhm-Bawerks Darstellung, Positive Theorie des Kapitalzinses, 4. Aufl., S. 219 und 316.

fernhalten, bis der durch dieses Fernhalten gestiegene Ertrag in denselben eine Kompensation bietet²⁹. Keine dieser Arten den ökonomischen Gefahren auszuweichen, begründet im Prinzip einen Gewinn. Wer dem Risiko durch irgendwelche Maßregeln — Dammbau, Sicherungen an Maschinen usw. — vorbaut, hat wohl einen Vorteil darin, daß er seinen Produktionsertrag sichert, aber normalerweise auch entsprechende Kosten. Die Risikoprämie ist für den Produzenten auch keine Quelle von Gewinn — sondern höchstens für eine Versicherungsgesellschaft, die daran einen Zwischengewinn machen kann, hauptsächlich durch Vereinigung vieler Risiken —, denn sie wird im Laufe der Zeit vom eintretenden Bedarfsfall in Anspruch genommen. Und jene Kompensation für höhere Gefahr ist nur scheinbar ein höherer Ertrag: Derselbe ist eben mit einem Wahrscheinlichkeitskoeffizienten zu multiplizieren, wodurch sein realer Wert wieder herabgesetzt — und zwar genau um den Betrag des Plus — wird. Wer dieses Plus einfach konsumiert, der wird das im Verlaufe der Dinge büßen. Deshalb ist es nichts mit der selbständigen Rolle, die man dem Risikomoment in der Wirtschaft oft zugehört, und dem selbständigen Ertrage, den man mitunter daran geknüpft hat. Und das wird gegenwärtig mehr und mehr anerkannt. Anders ist die Sache, wenn die Risiken nicht vorhergesehen oder jedenfalls im Wirtschaftsplane nicht berücksichtigt werden. Dann werden sie einerseits zu Quellen von Verlusten und andererseits zu Quellen von Gewinnen, einmal dann, wenn jene möglichen Verluste für ein Wirtschaftssubjekt eben nicht eintreten, ferner dann für andere Wirtschaftssubjekte, wenn infolge eines Unglücksfalls durch temporäres oder dauerndes Ausscheiden des Betroffenen das Angebot — stets nur temporär — hinter der Nachfrage zum gewohnten Preise zurückbleibt.

Die reichste Quelle jener Gewinne und Verluste — und das ist das zweite Moment, das ich hier erwähnen möchte — sind spontane Veränderungen in den Daten, mit denen die Wirtschaftssubjekte zu rechnen gewohnt sind. Sie schaffen neue Situationen, an die sich an-

²⁹ Vgl. Emery, zitiert in meiner Abhandlung: Die neuere Wirtschaftstheorie in den Vereinigten Staaten, Schmollers Jahrbuch 1910, und Fisher, Capital and Income 1906.

zupassen Zeit erfordert. Und ehe das geschehen ist, gibt es eine Menge positive oder negative Diskrepanzen zwischen Kosten und Erlös in der Volkswirtschaft. Schwierigkeiten bietet die Anpassung immer. Schon die bloße Erkenntnis der sich verändernden Sachlage stellt sich meist nicht mit der wünschenswerten Promptheit ein. Die Konsequenzen aus der Erkenntnis zu ziehen, ist dann wieder ein großer Schritt, der vielen Hindernissen in mangelnden Fertigkeiten und Mitteln usw. begegnet. Aber unmöglich ist die vollständige Anpassung bezüglich der einmal vorhandenen Produkte, und zwar natürlich besonders bei Gütern von längerer Lebensdauer. In der Zeit, die bis zu ihrer Vernützung verstreichen muß, treten solche Veränderungen unvermeidlich auf, und das bewirkt eine der Besonderheiten in ihrer Wertbildung, die schon Ricardo in Sekt. IV seines ersten Kapitels behandelt hat. Ihre Erträge verlieren den lebendigen Zusammenhang mit ihren Kosten und müssen eben einfach hingenommen, ihre Werte entsprechend verändert werden, ohne daß das Angebot entsprechend modifiziert werden könnte. So werden sie in gewissem Sinne zu Erträgen besonderer Art und können über die Preissumme der in ihnen enthaltenen Arbeits- und Bodenleistungen steigen, wie auch unter sie fallen. Sie erscheinen den Wirtschaftssubjekten unter ähnlichem Gesichtspunkte wie Naturleistungen von beschränkter Dauer. Wir nennen sie mit A. Marshall „Quasirenten“.

v. Böhm-Bawerk führt jedoch noch einen zweiten Umstand an, der das Resultat der Zurechnung verändere und einen Teil des Produktwerls nicht auf Arbeits- und Naturleistungen zurückstrahlen lasse. Das ist bekanntlich der Zeitablauf³⁰, den jede Produktion mit Ausnahme der Augenblicksproduktion der primitiven Nahrungssuche mit sich bringt. Danach wären die Produktionsmittel doch nicht bloß potentielle Genußgüter, sondern sie würden sich durch ein neues wesentliches Merkmal von den Genußgütern unterscheiden. Es würde nämlich dann wesentlich werden, daß sie von den genußfähigen Gütern zeitlich abstehen. Und zwar deshalb, weil man gegen-

³⁰ Für das Moment der Zeit im Wirtschaftsleben ist v. Böhm-Bawerk die wichtigste Autorität. W. St. Jevons und John Rae in zweiter Linie. Für detaillierte Ausarbeitung speziell des Moments des „Time-Preference“ kommt namentlich Fishers Rate of Interest in Betracht. Vgl. auch die Behandlung des Zeitmoments bei A. Marshall.

wärtige Güter höher schätzt als künftige. Die Produktionsmittel wären Zukunftsgenußgüter und als solche weniger wert als Gegenwartsgenußgüter. Ihr Wert würde den Produktwert nicht erschöpfen.

Wir berühren da eine überaus heikle Frage. Sowohl die ja zweifellos vorhandene Tatsachengrundlage wie die wirtschaftliche Tragweite der Erscheinung, die damit in die Theorie eingeführt wurde, bedarf sorgfältiger Analyse. Eine Menge Einflüsse kreuzen sich in ihr und es ist außerordentlich schwer, sie klar zu scheiden. Wir werden manche davon später behandeln. Ganz können wir die Materie in diesem Buche, für das diese Frage nur eine defensive Bedeutung hat, nicht erschöpfen. Hier wollen wir uns nur die Frage vorlegen: Gibt es im normalen Kreislauf einer Volkswirtschaft, in der der Produktionsprozeß jahraus jahrein denselben Weg zurücklegt und alle Daten jahraus jahrein dieselben bleiben, eine systematische Unterschätzung der Produktionsmittel gegenüber den Produkten? Diese Frage zerfällt in zwei andre: Kann in einer solchen Volkswirtschaft, abgesehen von sachlichen und persönlichen Risikoeffizienten, eine künftige Bedürfnisbefriedigung systematisch und allgemein geringer geschätzt werden als eine gegenwärtige? Und: Kann im Kreislaufe einer solchen Volkswirtschaft, ganz abgesehen von diesem Einflüsse des Zeitablaufs an sich auf die Wertungen, das was im Laufe der Zeit geschieht, jene Wertdifferenz begründen?

Plausibel genug klänge eine bejahende Antwort auf die erste Frage. Gewiß ist mir die sofortige Erfüllung des Versprechens einer mir wertvollen Gabe lieber als die künftige³¹. Aber um dergleichen handelt es sich hier nicht, sondern um die Schätzung gleichbleibender, regelmäßiger Ertrags Elemente. Wenn man kann, so denke man sich folgenden Fall: Jemand sei im Genüsse einer Leibrente. Seine Bedürfnisse blieben sich der Art wie der Intensität nach durch sein ganzes weiteres Leben absolut gleich. Die Rente sei groß und sicher genug, um ihn der Notwendigkeit der Anlage von Reservefonds für besondere Fälle und für die Verlustmöglichkeit zu überheben. Er wisse sich gefeit gegen auftauchende Verpflichtungen

³¹ Es sei übrigens gleich gesagt, daß auch diese Tatsache nicht so klar und einfach ist, daß vielmehr ihre Gründe der Analyse bedürfen, die ihnen später in Kürze werden soll.

gegen andre oder außergewöhnliche Wünsche. Es bestehe keine Möglichkeit zinsbarer Anlage etwa ersparter Summen — denn wollten wir diese zulassen, so würden wir ja das Zinsmoment bereits voraussetzen und in gefährliche Nähe eines Zirkels geraten. Wird nun ein solcher Mann in solcher Lage künftige Raten seiner Rente geringer schätzen als zeitlich näherliegende? Würde er sich leichter — immer abgesehen vom persönlichen Risiko des Erlebens — von künftigen trennen als von gegenwärtigen? Gewiß nicht, denn würde er so werten und danach handeln, würde er also auf eine künftige Rate gegen geringere Kompensation verzichten, als auf eine zeitlich näherliegende, dann würde er im Laufe der Zeit finden, daß er eine kleinere Befriedigungssumme erzielt habe, als er hätte erzielen können. Sein Verfahren würde ihm also Verlust bringen, es wäre unwirtschaftlich. Ein solches Verfahren kann trotzdem vorkommen, ebenso wie auch sonst Verstöße — auch bewußte — gegen die Regeln der Zweckmäßigkeit vorkommen können. Aber es ist kein Element dieser Regeln der Zweckmäßigkeit selbst, die wir hier untersuchen³². Freilich sind die meisten Abweichungen, denen wir im praktischen Leben begegnen, keine „Verstöße“, sondern dadurch zu erklären, daß unsere Voraussetzungen nicht verwirklicht sind. Wo wir aber ganz triebhafte Überschätzungen gegenwärtigen Genusses vorfinden, wie besonders beim Kind und beim Wilden, da dürfte meist eine Diskrepanz zwischen der zu lösenden wirtschaftlichen Aufgabe und dem wirtschaftlichen Gesichtskreise des Subjektes vorliegen: Kind und Naturmensch kennen z. R. nur Augenblicksproduktion und die in ihr zum Ausdruck kommende und an ihr entwickelte Fürsorge für die Gegenwart. Zukünftige Bedürfnisse erscheinen ihnen nicht geringer, sondern sie sehen sie überhaupt nicht. Dann werden sie sich bei Entschlußfassungen, die Rücksicht darauf erfordern, nicht bewähren. Das ist natürlich, aber solche Entschlüsse haben sie eben normalerweise nicht zu fassen. Wer den doppelten Rhythmus von Bedürfnissen und Befriedigungsmitteln begreift, der kann die Konsequenz

³² Fast fürchte ich, daß Prof. Fisher der Bedeutung des Moments des Zeitablaufs durch die neueste Formulierung, die er ihm gegeben hat — *Scientia* 1911 — den Todesstoß versetzte: Er sieht sie in der Ungeduld der Wirtschaftssubjekte. Diese Formulierung ist das leibhaftige Gegenargument — denn Ungeduld ist kein Element des Produktionsprozesses.

daraus, daß eine einseitige Verschiebung beider nur schadet, vielleicht im konkreten Falle verachten, aber nicht prinzipiell ablehnen.

Unser Beispiel ist nur ein ganz streng gefaßter Typus der Lage der Wirtschaftssubjekte in einer Volkswirtschaft, wie wir sie momentan vor Augen haben. In steter Rotation wechseln sich da die Wirtschaftsperioden mit stets sich im Prinzip gleichbleibenden Erträgen ab. Ein psychisches Geringersehen künftiger Bedürfnisse müßte sich für jedes Wirtschaftssubjekt rächen. Es kommt aber noch hinzu, daß normalerweise zu einem Vergleiche gegenwärtiger und zukünftiger Werte kein Anlaß vorhanden ist. Denn die Wirtschaft geht ihren bestimmten Weg. Sie ist auf gewisse Produktionen einmal eingerichtet. Der laufende Produktionsprozeß muß jedenfalls zu Ende geführt werden. Da hilft kein Überschätzen gegenwärtiger Bedürfnisse. Und wenn das geschehen ist, dann sind die künftigen Bedürfnisse zu gegenwärtigen geworden. Eine Wahl zwischen Gegenwart und Zukunft haben die Wirtschaftssubjekte gar nicht. Das wird noch klarer werden.

Aber wie steht es mit unserer zweiten Frage? Kann der Produktionsprozeß nicht in Formen vor sich gehen, auf die die Voraussetzungen unseres typischen Falles nicht passen? Kann der stete Güterstrom nicht bald schwächer bald stärker fließen? Namentlich aber: Muß nicht der Umstand, daß eine ergiebigere Produktionsmethode mehr Zeit erfordert, auf die Werte gegenwärtiger Gütervorräte, die ihre Wahl allein ermöglichen, wirken und die Zeit zu einem Faktor im Kreislaufe der Wirtschaft machen? Die verneinende Antwort, die wir auf diese Frage geben, kann leicht mißverstanden werden und wird erst später ihre volle Bedeutung gewinnen. Die tatsächliche Rolle des Zeitablaufs in der Wirtschaft wird nicht geleugnet. Nur soll sie anders erklärt werden. Schon hier soll im besondern gesagt werden, daß die Einführung ergiebigerer aber langwierigerer Prozesse wieder etwas anders, und daß die Frage, wie das Zeitmoment dabei wirkt, besonders zu diskutieren ist. Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Wir sprechen nicht von der Einführung von neuen Prozessen, sondern vom Kreislaufe einer Volkswirtschaft, die mit gegebenen, im Gange befindlichen Prozessen arbeitet. Da kommt immer nur die ergiebigere Produktionsmethode,

die einmal eingeführt ist, in Frage, denn sie liefert auch für die Gegenwart mehr Produkte als die weniger ergiebige, wie man gleich sehen wird. „Ergiebiger“ wird hier ein Produktionsprozeß natürlich nur dann genannt, wenn er mehr Produkte gibt, als alle die weniger ergiebigen Produktionsprozesse zusammen, die in derselben Zeit durchgeführt werden können. Wenn die nötigen Mengen an Produktionsmitteln einmal vorhanden sind, wird ohne jedes Wählen diese Methode immer wieder durchgeführt werden. Nach unserer Betrachtungsweise liefert sie ihre Produkte kontinuierlich. Aber auch wenn das nicht der Fall wäre, gäbe es keine Unterschätzung des künftigen Produktes. Seiner periodischen Wiederkehr gegenüber hätte sie unter unsern Voraussetzungen keinen Sinn³³, vielmehr würde sich jedenfalls eine gleichmäßige Verteilung der Konsumtion in der Zeit herausstellen. Ich mag wohl gegenwärtige Güter höher schätzen, wenn mir ihr Besitz mehr Güter als bisher für die Zukunft sichert. Ich werde das aber nicht mehr tun und meine Wertungen für Gegenwart und Zukunft müssen sich ausgleichen, wenn ich des ergiebigeren Güterstroms gewiß bin und meine Wirtschaft sich auf ihn eingerichtet hat. Vom Besitze von Gegenwartsgütern sind dann eben nicht „mehr“ Güter in der Zukunft abhängig. Wir können das Beispiel von unserm Pensionisten auch auf diesen Fall ausdehnen. Nehmen wir an, er habe bisher eine Rente von tausend Kronen monatlich ausbezahlt erhalten. Jetzt biete man ihm an, ihm statt dessen jedesmal am Ende eines Jahres zwanzigtausend Kronen zu geben. Nun, bis zur Fälligkeit der ersten Jahresrate mag das Moment des Zeitablaufs sich recht unangenehm bemerkbar machen. Von dieser Fälligkeit an aber wird er seine Lage verbessert sehen, und zwar wird er diese Verbesserung mit dem vollen Plus von achttausend Kronen jährlich, nicht aber mit einem Teile dieser Summe anschlagen.

Zum Teile ist Analoges über das Moment der Abstinenz³¹, des

³³ Nach der Ernte ist Getreide allerdings billiger als später. Diese Tatsache erklärt sich jedoch durch Aufbewahrungskosten, durch das tatsächliche Bestehen des Zinses und durch andere Umstände, die alle an unserm Prinzip nichts ändern.

³⁴ Hauptautoren sind Senior und — auf der andern Seite — v. Böhm-Bawerk in 6einer Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien. Neuestens besonders der Amerikaner Mc Vane. Vgl. auch den Artikel „abstinence“ in Palgraves Dictionary und die

stellt die Beziehung her. Von der Mitwirkung dieses einen Produktionsmittels hängt die Menge der beiden Güter eben mit ab, und daher ihre Werte, und diese Verteilung wird nach der Regel der Gleichheit des Grenznutzens des Produktivmittels in beiden Verwendungen vorgenommen. Es bedarf kaum eines Hinweises darauf, daß namentlich die durch den Produktivfaktor Arbeit vermittelte Produktionsverwandtschaft so gut wie alle Güter umfaßt. Die Bestimmung der Menge eines jeden Gutes und daher seines Wertes steht also für jedes Gut unter dem Drucke aller übrigen Güterwerte und erklärt sich vollständig nur durch Rücksichtnahme auf sie. Wir können deshalb sagen, daß die einzelnen Güterwerte für jedes Wirtschaftssubjekt ein Wertsystem bilden, dessen einzelne Elemente in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander stehen. In diesem Wertsystem drückt sich also die ganze Wirtschaft des Individuums aus, alle seine Lebensverhältnisse, sein Gesichtskreis, seine Produktionsmethode, seine Bedürfnisse, alle seine wirtschaftlichen Kombinationen. Dieses Wertsystem ist dem einzelnen Wirtschaftssubjekt niemals in allen seinen Teilen gleich lebhaft bewußt, sein größerer Teil liegt vielmehr in jedem Augenblick unter der Schwelle des Bewußtseins. Auch wenn es Entscheidungen über sein wirtschaftliches Handeln trifft, hält es sich nicht an die Gesamtheit aller der in diesem Wertsystem zum Ausdruck kommenden Tatsachen, sondern an gewisse bereitliegende Handhaben. Es handelt eben im wirtschaftlichen Alltag im allgemeinen gewohnheits- und erfahrungsgemäß und knüpft bei jeder Verwendung eines bestimmten Gutes an dessen Wert an, der ihm erfahrungsgemäß gegeben ist. Aber die Struktur und die Ratio dieser Erfahrung ist im Wertsystem gegeben. Die in dasselbe eingestellten Werte werden vom Wirtschaftssubjekte jahraus jahrein realisiert. Dieses Wertsystem zeigt nun, wie schon gesagt, eine sehr bemerkenswerte Konstanz. In jeder Wirtschaftsperiode besteht die Tendenz, in die einmal ausgefahrenen Bahnen wieder einzulenken und wieder dieselben Werte zu realisieren. Und auch dort, wo diese Konstanz unterbrochen wird, bleibt doch stets eine Kontinuität; denn auch, wenn sich die äußerlichen Verhältnisse ändern, handelt es sich niemals darum, etwas völlig Neues zu tun, sondern nur, das bisher Getane den neuen Verhältnissen anzupassen. Das einmal festgestellte Wert-

system und die einmal gegebenen Kombinationen sind stets der Ausgangspunkt für jede neue Wirtschaftsperiode und haben sozusagen eine Präsumtion für sich. Es ist nicht überflüssig nochmals hervorzuheben, woher diese Konstanz oder Kontinuität eigentlich kommt. Sie ist unentbehrlich für das wirtschaftliche Handeln der Wirtschaftssubjekte. In der Praxis könnten sie in weitaus den meisten Fällen die zur Neuschöpfung jener Erfahrung nötige Geistesarbeit nicht leisten. Wir sehen auch tatsächlich, daß Menge und Wert der Güter vergangener Wirtschaftsperioden die Gütermengen und -werte in den folgenden vorbereiten, aber damit allein ist der Grund für die Konstanz nicht gegeben. Dieser Grund liegt vielmehr offenbar darin, daß sich eben jene Erfahrungen bewährt haben, daß das Wirtschaftssubjekt der Ansicht ist, es könnte nichts Besseres tun, als diese Erfahrungen zu wiederholen. Und unsere Analyse des Wertsystems, gleichsam die Geologie dieses Berges von Erfahrung, hat uns auch gezeigt, daß tatsächlich jene Momente und jene Werte der Güter sich unter Berücksichtigung von Bedürfnis und Gesichtskreis des Individuums als Konsequenz aus den gegebenen Verhältnissen der Umwelt erklären. Jenes erfahrungsgemäße Verhalten des Individuums ist also kein Zufall, sondern es hat eine rationelle Begründung. Es gibt eine Art des wirtschaftlichen Verhaltens, die unter gegebenen Verhältnissen das Gleichgewicht zwischen vorhandenen Mitteln und zu befriedigenden Bedürfnissen so gut herstellt, als es eben möglich ist. Das Wertsystem, das wir geschildert haben, entspricht einem wirtschaftlichen Gleichgewichtszustande, dessen einzelne Elemente, wenn alle Daten dieselben bleiben, nicht geändert werden können, ohne daß das Individuum die Erfahrung macht, daß es nun schlechter daran sei als bevor. Soweit es sich also in der Wirtschaft darum handelt, sich den Verhältnissen anzupassen und den sachlichen Notwendigkeiten einfach zu entsprechen ohne sie ändern zu wollen, soweit empfiehlt sich dem Individuum in der Tat ein und nur ein bestimmtes Verhalten³⁷, und die Resultate dieses Verhaltens werden dieselben bleiben, solange als eben die gegebenen Verhältnisse dieselben bleiben.

³⁷ Das gilt allerdings nur für die Fälle freier Konkurrenz und einseitigen Monopols im technischen Sinne beider Worte. Doch genügt das für unsere Zwecke.

Wir haben bei unserer Untersuchung zunächst nur an eine Einzelwirtschaft gedacht und müssen ihre Resultate nunmehr auf die Volkswirtschaft ausdehnen. In sehr vielen Punkten ist das, wie man leicht sieht, ohne weiteres möglich, und es sind verhältnismäßig nur wenige Punkte, die noch einer besonderen Darlegung speziell für die Verkehrswirtschaft bedürfen. Für jede Wirtschaftseinheit bietet sich hier noch die Tauschmöglichkeit dar. Es handelt sich uns nun nicht darum, eine ausführliche Theorie des Tausches zu entwickeln, und es kann uns genügen, nur sein Grundgesetz auszusprechen. Das Zustandekommen eines Tausches ist selbstverständlich daran gebunden, daß die beiden tauschenden Parteien, jede für sich, das einzutauschende Gut höher schätzen als das auszutauschende. Wenn diese Bedingung für zwei Wirtschaftssubjekte gegeben ist, so daß gerade der eine von ihnen ein Gut, das der andere hat, mehr begehrt als eines seiner eigenen, während umgekehrt das andere Wirtschaftssubjekt dieses letztere jenem ersteren vorzieht, dann kommt es zum Tausche, und derselbe wird so lange fortgesetzt, d. h. derselbe erstreckt sich auf so große Mengen, als die betreffenden Dispositionen der beiden Wirtschaftssubjekte zulassen. Eine bestimmte Tauschrelation ist zunächst nicht gegeben. Dieselbe wird hauptsächlich von dem Geschick und von der wirtschaftlichen Macht und der Sicherheit der Position der Tauschenden abhängen, aber unter allen Umständen läßt sich die Bedingung angeben, die erfüllt sein muß, wenn der Tausch aufhören soll. Es müssen nämlich dann die Grenznutzen der den Wirtschaftssubjekten verbleibenden Mengen der auszutauschenden Güter sich zu den Grenznutzen der einzutauschenden Güter für jedes Wirtschaftssubjekt umgekehrt verhalten, wie die gegeneinander auszutauschenden Mengeneinheiten der Güter. Tauschen jedoch nicht bloß zwei Wirtschaftssubjekte miteinander, sondern findet sich auf beiden Seiten eine größere Zahl von Tauschlustigen, so wird das Resultat des Tausches nach Tauschrelation und Menge eindeutig bestimmt. Doch dies ist für uns Nebensache. Auf was es uns hier ankommt, ist nur die Veränderung, welche das Wertsystem einer bisher isolierten Wirtschaft durch diese Tauschmöglichkeiten erfährt. Es ist klar, daß durch diese Möglichkeit der ganze Wirtschaftsplan von Grund auf geändert wird, daß ganz andere

Kombinationen sich empfehlen werden und daß namentlich bei regem Verkehr das ganze Bild der Wirtschaft ein andres wird. Es wird namentlich eine größere Spezialisierung in der Produktion eintreten, es wird mehr und mehr für Absatz und nicht für Eigenkonsum produziert werden. Das alles ist schon oft näher untersucht worden; für uns ist nur das eine wichtig, daß diese neuen Verwendungsmöglichkeiten der Güter ihre Wertskalen entsprechend verändern und überhaupt dem Wertsystem einverleibt werden. Das einzelne Wirtschaftssubjekt, das in dieser neuen Verwendungsart noch keine Erfahrung hat, wird solange verschiedene Tauschmöglichkeiten erproben, bis es schließlich sich zu derjenigen durchgetastet hat, die von seinem Standpunkte aus das beste Resultat gibt. Dann wird es seine Wirtschaft danach einrichten und immer dieselben Tauschmöglichkeiten aufzusuchen streben. Die Güter, die es für diesen Tausch produziert, werden ihm dann nicht unter dem Gesichtspunkte des Gebrauchswertes, die sie für seinen Konsum hätten, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkte des Gebrauchswertes dessen, was es dafür erhalten kann, erscheinen³⁸. Seine Wertskala für seine Produkte also und mithin die Wertskala für seine Produktionsmittel wird sich aus den Gebrauchswertskalen der einzutauschenden Güter zusammensetzen. Wenn einmal die bestmögliche Ausnützung dieser Verwendungsweise seiner Produktivkräfte gefunden ist, so wird das Wirtschaftssubjekt dieselben eben nach dieser besten Verwendungsweise schätzen. Ganz bestimmte Tauschakte zu ganz bestimmten Tauschrelationen werden also von nun ab zu den erfahrungsgemäßen Stützpunkten seiner Wirtschaft gehören, auf diese Tauschakte, auf diese Tauschrelationen und auf die Bedürfnisbefriedigung, zu der dies alles führt, wird sein Wertsystem eingestellt sein. Damit nähern wir uns dem Ausgangspunkt unserer ganzen Untersuchung, nämlich der Tatsache, daß ein jeder Kaufmann, ein jeder Produzent, immer auf Grund einer bestimmten gewohnten

³⁸ Es wird sie, wie man auch sagen kann, nach ihrem „subjektiven Tauschwert“ schätzen oder, in der Geldwirtschaft, nach ihrem „Ertragswert“. Diese Betrachtungsweise erzeugt leicht den Anschein eines *circulus vitiosus*. Tatsächlich läge ein solcher vor, wenn man die Preisbildung z. B. der Arbeitsleistung mit Hilfe dieser Wertschätzung des Arbeiters für seine Arbeit erklären wollte. Aber das tun weder wir noch andere Grenznutzentheoretiker.

Sachlage handelt und lediglich jene Veränderungen in seinem Verhalten vornimmt, zu denen ihn die Verhältnisse drängen. Es bedarf natürlich keiner besonderen Untersuchung darüber, daß es auch unter diesen neuen Annahmen einen bestimmten Gleichgewichtszustand gibt.

Alle die unzähligen Tauschakte, die wir in einer Verkehrswirtschaft in jeder Wirtschaftsperiode beobachten können, bilden in ihrer Gesamtheit die äußere Form, in der der Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens dahinströmt. Die Gesetze des Tausches zeigen uns, wie dieser Kreislauf sich aus gegebenen Verhältnissen eindeutig erklären läßt, und lehren uns auch, daß und warum er sich nicht ändert, solange diese Verhältnisse dieselben bleiben, und daß und warum er sich mit ihren Veränderungen selbst anpassend verändert. In jeder Wirtschaftsperiode geschieht soweit immer dasselbe: Immer werden Genußgüter und Produktivgüter erzeugt und in der Tauschwirtschaft auch umgesetzt und immer werden Genußgüter konsumiert und Produktivgüter verbraucht. Unter der Voraussetzung konstanter Verhältnisse würden das stets dieselben Güter sein, und es würden stets dieselben Produktionsmethoden zur Anwendung kommen.

Aber nicht nur dieses Moment verbindet die Wirtschaftsperioden miteinander, dieses Moment, das in der Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkte der Anknüpfung an bewährte Erfahrung und in der Theorie als Folge der Erkenntnis der unter gegebenen Verhältnissen besten Kombination der vorhandenen Mittel erscheint. Es kommt vielmehr noch die Tatsache hinzu, daß jede Wirtschaftsperiode auch mit Gütern arbeitet, die eine frühere für sie vorbereitet hat, und daß in jeder Wirtschaftsperiode Güter in gleicher Weise für die nächste produziert werden, daß also der Wirtschaftsprozeß der nächsten vorbereitet wird. Diese Tatsache wollen wir nun zur Vereinfachung der Darstellung in die Annahme fassen, daß in jeder Wirtschaftsperiode nur Produkte — konsumtiv oder produktiv — verbraucht werden, die in der vorhergehenden Wirtschaftsperiode erzeugt wurden, und nur Produkte erzeugt werden, die in der folgenden — konsumtiv oder produktiv — verbraucht werden. Dieses „Ineinanderschachteln“ der Wirtschaftsperioden ändert, wie man sich leicht überzeugt, nichts am Wesen der Dinge. Jedes Genußgut bedarf zu seiner Fertigstellung

danach zweier Wirtschaftsperioden, nicht mehr und nicht weniger. Die Wirtschaftsperioden sollen für alle Wirtschaftssubjekte gleich lang sein.

Welche Tauschakte sind also nach dieser Festsetzung in jeder Wirtschaftsperiode durchzuführen? Können wir sie nicht in bestimmte Kategorien fassen? Nun, vor allem werden wir jene Tauschakte abscheiden, die lediglich deshalb vorgenommen werden, um das Eingetauschte, so wie es ist, sogleich wieder auszutauschen. Die Theorie weist nach, daß es solche Tauschakte in jeder Verkehrswirtschaft in großer Zahl geben muß, doch interessieren uns diese lediglich markttechnisch notwendigen Vorgänge hier nicht³⁹. Sehen wir also von ihnen ab, so fällt uns vor allem der Austausch von Arbeits- und Bodenleistungen gegen Genußgüter in die Augen, der sich in jeder Verkehrswirtschaft vollzieht. Dieser Austausch beherrscht zweifelsohne die Hauptmasse des volkswirtschaftlichen Güterstromes und verbindet dessen Quellen mit dessen Mündung. Jene Wirtschaften, deren Subjekte Arbeits- oder Bodenleistungen liefern, erfahren einen Zufluß von Genußgütern und von ihnen her fließen neue Genußgüter der Volkswirtschaft zu. Nur müssen wir das im Sinne unseres Schemas noch präzisieren. Um welche Arbeits- und Bodenleistungen und um welche Genußgüter handelt es sich da? Sind es Güter der gleichen Wirtschaftsperiode? Natürlich nicht. Der Arbeiter und der Grundherr verkaufen jeweils ihre produktiven Leistungen, die erst am Schlusse jeder Wirtschaftsperiode ihre Produkte liefern, gegen Genußgüter, die bereits vorhanden sind. Sie verkaufen ferner ihre produktiven Leistungen gegen Genußgüter, während doch auch Produktionsgüter erzeugt werden. Nach unserem Schema ist die Sache vielmehr so: In jeder Wirtschaftsperiode werden die „lebendigen“, die nicht schon in Produktionsmitteln enthaltenen Arbeits- und Bodenleistungen, welche in eben dieser Wirtschaftsperiode zur Verwendung kommen sollen, gegen Genußgüter ausgetauscht, welche in der vorhergehenden Wirtschaftsperiode fertiggestellt wurden. Was an dieser Behauptung nicht einfach Tatsachenbeobachtung ist, dient lediglich der Vereinfachung der Darstellung und berührt das Prinzip

³⁹ Vgl. „Wesen“ II. Buch.

nicht. In wessen Händen sich vor diesem Tausche die Arbeits- und Bodenleistungen befinden, ist klar. Aber wer sind die Leute, die den Besitzern derselben gegenüberstehen, in deren Händen sich vor dem Tausche die Genußgüter befinden, die die erstem bezahlen sollen? Das sind einfach jene Leute, die in dieser Periode Arbeits- und Bodenleistungen brauchen, also jene, die die in der vorhergehenden Periode erzeugten Produktionsmittel durch Zusetzung weiterer Arbeits- und Bodenleistungen in Genußgüter umwandeln — womit wir auch Zwischenhändler usw. erfassen — oder neue Produktionsmittel erzeugen wollen. Nehmen wir der Einfachheit halber an, daß beide Kategorien, wie das ja dem Prinzip der arbeitsteiligen Verkehrswirtschaft entspricht, in allen zu betrachtenden Wirtschaftsperioden dasselbe tun, also immer wieder entweder Genußgüter oder Produktivgüter erzeugen. Dann können wir sagen, daß jene Wirtschaftssubjekte, die in der vorhergehenden Periode Genußgüter erzeugten, einen Teil derselben in der gegenwärtigen an die Arbeiter und Grundherren abgeben, deren produktiven Leistungen sie zur Erzeugung von neuen Genußgütern für die folgende Wirtschaftsperiode bedürfen. Jene Wirtschaftssubjekte, die in der vorhergehenden Wirtschaftsperiode Produktionsgüter erzeugten und in der gegenwärtigen dasselbe zugunsten der folgenden tun wollen, werden diese Produktionsgüter an die Produzenten von Genußgütern abgeben und zwar gegen jene Genußgüter, deren sie zum Eintauschen von neuen produktiven Leistungen bedürfen.

Arbeiter und Grundherren tauschen also ihre produktiven Leistungen stets nur gegen gegenwärtige Genußgüter aus, mögen die ersten nun unmittelbar oder erst mittelbar zur Genußgüterproduktion verwendet werden. Wir bedürfen auf diese Weise der Annahme nicht, daß sie ihre Arbeits- und Bodenleistungen gegen zukünftige Güter vertauschen oder gegen Versprechungen oder gegen Vorschüsse auf das künftige Genußgut. Es handelt sich einfach um einen Tausch, nicht um ein Kreditgeschäft. Das Moment der Zeit spielt dabei keine Rolle. Alle Produkte sind nur Produkte und nichts weiter. Für das einzelne Wirtschaftssubjekt ist es völlig gleichgültig, ob es Produktionsmittel oder Genußgüter erzeugt. In beiden Fällen wird das Produkt sofort und zu seinem vollen Werte bezahlt. Das einzelne

Wirtschaftssubjekt braucht nicht über die laufende Wirtschaftsperiode hinauszublicken, wenngleich es stets für die nächste arbeitet. Es folgt einfach dem Gebote der Nachfrage, und der Mechanismus des Wirtschaftsprozesses bringt es mit sich, daß es dabei zugleich auch für die Zukunft sorgt. Es kümmert sich nicht darum, was mit seinen Produkten weiter geschieht und es hätte den Produktionsprozeß vielleicht gar nicht begonnen, wenn es ihn auch zu Ende führen müßte. Namentlich sind auch die Genußgüter nur Produkte und nichts weiter, Produkte, mit denen nichts anderes geschieht als der Verkauf an den Konsumenten. Sie bilden in niemandes Hand einen Fond zur Erhaltung von Arbeitern usw., sie dienen weder direkt noch indirekt weiteren produktiven Zwecken. Daher entfällt jede Frage nach der Ansammlung von solchen Vorräten. Wie es freilich zur Einrichtung dieses Mechanismus kam, der sich einmal eingerichtet stetig erhält, ist eine Frage für sich. Wir werden sie zu beantworten suchen. In seinem Wesen selbst aber liegt kein Schlüssel dafür. In ferner Vergangenheit liegen seine Quellen. Wie er sich entwickelt hat, ist ein anderes Problem, als wie er funktioniert.

Aus dieser Betrachtung folgt nun nochmals, daß überall und auch in der Verkehrswirtschaft den produzierten Produktionsmitteln keine andere Rolle als die von Zwischengliedern, von durchlaufenden Posten zukommt. Nirgends finden wir einen Vorrat von ihnen, der besondere Funktionen hätte. Keine Forderung an das Nationalprodukt wird in letzter Linie von ihnen aus präsentiert. Kein Einkommenstrom fließt ihnen letztlich zu. Keine selbständige Nachfrage geht von ihnen aus. Vielmehr werden in jeder Wirtschaftsperiode alle vorhandenen, also die in unserem Sinn in der vorhergehenden produzierten, Genußgüter den in dieser Periode zur Verwendung kommenden Arbeits- und Bodenleistungen zufallen, mithin alle Einkommen unter dem Titel von Lohn oder Grundrente verzehrt werden⁴⁰. So kommen wir zu dem Schlüsse, daß die Tauschbewegung zwischen Arbeit und Boden einerseits und den Genußgütern andererseits nicht nur die Hauptrichtung der Strömung des Wirtschaftslebens ist, sondern im Grunde die einzige. Der ganze Produktionsertrag fällt denen zu, die Arbeits-

⁴⁰ In diesem Satze liegt das erste Grundtheorem der Verteilungslehre.

oder Naturleistungen beizusteuern haben. Arbeit und Boden teilen sich in ihn und es sind genau soviel und nicht mehr Genußgüter vorhanden als nötig ist, um deren effektive Nachfrage zu befriedigen. Und das entspricht auch dem letzten Tatsachenpaar der Ökonomie: Den Bedürfnissen und den Mitteln zu ihrer Befriedigung. Das ist auch ein treues Bild der Wirklichkeit, soweit sie auf bisher vorgeführten Momenten ruht. Sie wurde von der Theorie entstellt und von ihr wurden erst künstlich eine Menge von Fiktionen und Scheinproblemen geschaffen — so das Problem, aus welchem und aus wessen „Fond“ Arbeits- und Bodenleistungen bezahlt werden.

Die verkehrswirtschaftliche Organisation stellt sich uns also in der folgenden Weise dar: Die einzelnen Wirtschaften erscheinen uns nun unter dem Gesichtspunkte von Produktionsstätten für den Bedarf anderer Leute und unter diese Einheiten wird der Ertrag der gesamten Produktion eines Volkes in erster Linie „verteilt“. Innerhalb derselben gibt es aber keine anderen Funktionen als die der Kombination der beiden ursprünglichen Produktionsfaktoren, und diese Funktion setzt sich in jeder Wirtschaftsperiode gleichsam mechanisch, gleichsam von selbst durch, ohne eines persönlichen Momentes zu bedürfen, das von dem der Beaufsichtigung und dergleichen verschieden wäre. Wenn wir also annehmen, daß sich die Bodenleistungen im Privatbesitze befinden, so gibt es innerhalb einer jeden Wirtschaftseinheit, abgesehen von Monopolisten, niemand anderen, der in bezug auf den Ertrag der Wirtschaft forderungsberechtigt wäre als denjenigen, welcher Arbeit irgendwelcher Art leistet oder Bodenleistungen der Produktion zur Verfügung stellt. Eine andere Klasse von Leuten gibt es in der Volkswirtschaft unter diesen Verhältnissen nicht, namentlich gibt es keine Klasse, deren Charakteristiken darin bestünde, daß sie produzierte Produktionsmittel oder Genußgüter besitzt. Wir haben schon gesehen, daß die Vorstellung, daß es irgendwo einen aufgehäuften Vorrat von solchen Gütern gebe, überhaupt irrig ist. Sie wird hauptsächlich hervorgerufen durch die Tatsache, daß sehr viele produzierte Produktionsmittel eine Reihe von Wirtschaftsperioden überdauern. Allein darin liegt kein wesentliches Moment und wir ändern nichts an dem Wesen des Geschehens, wenn wir die Brauchbarkeit solcher Produktionsmittel auf eine Wirtschaftsperiode be-

schränken. Die Vorstellung vom Genußgüternvorrat hat nicht einmal diese Stütze, vielmehr gibt es überhaupt Genußgüter nur in der Hand des Konsumenten in der Quantität, wie sie zur momentanen Konsumtion nötig sind. Im übrigen finden wir in der Volkswirtschaft nur ausreifende Genußgüter in verschiedenen Gestalten und auf verschiedenen Stadien der Produktion. Wir finden einen stetigen Fluß von Gütern und einen stetig ablaufenden Prozeß der Wirtschaft, aber wir finden keine Vorräte, die, sei es in ihren Bestandteilen konstant wären, sei es konstant ersetzt würden. Es macht auch keinen Unterschied für eine Wirtschaftseinheit, ob sie Genuß- oder Produktivgüter produziert. In beiden Fällen setzt sie ihre Produkte in derselben Weise ab, erhält sie unter der Voraussetzung völlig freier Konkurrenz eine Entlohnung entsprechend dem Werte ihrer Boden- und Arbeitsleistungen und sonst nichts. Wenn man den Leiter oder Eigentümer eines Betriebs Unternehmer nennen wollte, so wäre es ein *entrepreneur faisant ni bénéfice ni perte*⁴¹ ohne spezielle Funktion und ohne spezielles Einkommen. Wollte man die Besitzer von produzierten Produktionsmitteln „Kapitalisten“ nennen, so könnten das nur Produzenten sein, die sich durch nichts von anderen Produzenten unterscheiden und ebensowenig wie die anderen ihre Produkte über dem durch Lohn- mehr Rentensumme gegebenen Kostensatz verkaufen könnten.

Vom Standpunkte dieser Auffassung aus sehen wir also einen stetig sich erneuernden Strom von Gütern⁴². Nur für einzelne Augenblicke gibt es so etwas wie Vorräte, die aus individuell bestimmten Gütern bestehen, im übrigen jedoch kann man eigentlich von „Vorräten“ nur in einem abstrakten Sinne sprechen, nämlich in dem Sinne, daß sich durch den Mechanismus von Produktion und Tausch hindurch immer Güter bestimmter Art und Menge an bestimmten Stellen in der Volkswirtschaft einfinden: Die Vorräte in diesem Sinne gleichen dem Bette

⁴¹ Eine Konstruktion von Walras. Allerdings findet sich in seinem Gleichgewichtssystem ein Zinseinkommen vor.

⁴² „Funds“ und „Flows“ von Gütern scharf geschieden und diese Scheidung fruchtbar gemacht zu haben, ist eines der Verdienste des zu wenig gewürdigten Buches von S. Newcomb, *Principles of Political Economy* 1888. In der zeitgenössischen Literatur wird dieser Punkt besonders von Fisher betont. Der Kreislauf des Geldes ist nirgends klarer geschildert als bei Newcomb p. 316f.

eines Flusses mehr als dem Wasser, das hindurchfließt. Dieser Strom wird aus den stetig fließenden Quellen der Arbeitskraft und des Bodens gespeist und fließt in jeder Wirtschaftsperiode in jene Reservoirs, die wir Einkommen nennen, um sich dort in Bedürfnisbefriedigungen umzusetzen. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten, sondern nur kurz erwähnen, daß wir damit einen bestimmten Einkommensbegriff, nämlich den Fetters, akzeptieren und alle jene Güter aus seinem Bereich ausscheiden, die nicht planmäßig und tatsächlich konsumiert werden. In einem Sinne unterbricht sich der Kreislauf der Wirtschaft an dieser Stelle. In einem anderen Sinne jedoch nicht, denn die Konsumtion zeugt den Wunsch nach ihrer Wiederholung und dieser Wunsch dann wieder wirtschaftliches Handeln. Man wird entschuldigen, wenn wir in diesem Zusammenhange nicht immer nochmals von der Quasirente gesprochen haben. Seriöser scheint auf den ersten Blick die Abwesenheit jeder Rücksicht auf das Sparen zu sein. Doch wird dieser Punkt noch seine Aufklärung finden. In sich stets gleichbleibenden Volkswirtschaften würde ja auch das Sparen keine große Rolle spielen.

Wir gehen nun weiter. Der Tauschwert jeder Gütermenge für jedes Wirtschaftssubjekt hängt vom Werte derjenigen Güter ab, die es sich damit verschaffen kann und tatsächlich zu verschaffen gedenkt. Solange es darüber noch nicht entschieden hat, wird dieser Tauschwert ebenfalls nach den jeweils vorgestellten Möglichkeiten schwanken und ebenso wird er sich ändern, wenn das Wirtschaftssubjekt die Richtung seiner Nachfrage verändert. Doch wenn die beste Tauschverwendung für jedes Gut gefunden ist, dann bleibt der Tauschwert bei Konstanz der Verhältnisse auf einer und nur einer bestimmten Höhe. Natürlich ist in diesem Sinne genommen der Tauschwert einer jeden Einheit eines und desselben Gutes für verschiedene Wirtschaftssubjekte verschieden und zwar nicht nur infolge der Verschiedenheit erstens ihrer Geschmacksrichtungen und zweitens ihrer ökonomischen Gesamtsituation, sondern drittens auch noch ganz unabhängig von diesen Punkten infolge der Verschiedenheit der Güter, die die ein-

⁴⁵ Ich meine: Infolge der Verschiedenheit der Geschmacksrichtungen und der wirtschaftlichen Gesamtsituation wertet jedes Wirtschaftssubjekt auch dieselben

zelen Wirtschaftssubjekte eintauschen⁴³. Aber das Verhältnis der Mengen je zweier Güter, in dem dieselben auf dem Markte ausgetauscht werden, oder dessen reziproker Wert, der Preis jedes Gutes, ist, wie früher gesagt, für alle Wirtschaftssubjekte, reich oder arm, dasselbe oder derselbe. Daß aber alle die Preise jedes Gutes in allen anderen Gütern miteinander in Zusammenhang stehen, das wird erst dann ganz klar, wenn wir sie alle auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Das tun wir, indem wir alle diese anderen Gütermengen, die für eine Einheit des gerade betrachteten auf dem Markte zu haben wären, durch jene Mengen eines derselben ersetzen, die man für jede dieser anderen Gütermengen bekommen kann. Da ergibt sich, daß jene Mengen des für die Rolle des Nenners gewählten Gutes einander gleich sind. Denn wären sie es nicht, so könnte man ja mit seinem Besitz an dem betrachteten Gute besser fahren, indem man zuerst Güter eintauscht, die man vielleicht nicht braucht, die aber für eine geringere Menge des Nennergutes zu haben sind, um sie dann gegen jene Güter auszutauschen, die man braucht und die man auf diese Weise billiger erhielte. Der selbstmörderische stimulus dieses Gewinns würde ihn aber stets zum Verschwinden bringen⁴⁴.

Führen wir jetzt ein Preismaß und Tauschmittel in unsere Betrachtung ein und wählen wir gleich das Gold für diese Rolle als „Geldgut“. Während wir für unsere Zwecke nur wenig aus der ja ausreichend bekannten Tauschtheorie brauchen und sie daher ganz kurz behandeln konnten, müssen wir etwas mehr auf die Geldtheorie eingehen. Aber auch dabei beschränken wir uns auf jene Punkte, die später für uns von Bedeutung sein werden, und auch sie wollen wir nur so weit und nur so vortragen, wie es für das Folgende nötig und ausreichend ist. Probleme also, denen wir in diesem Buche nicht mehr begegnen werden, lassen wir beiseite, so z. B. das Problem des Bimetallismus oder das Problem des internationalen Geldwerts. Und Theorien, deren Vorzüge in Richtungen liegen, die zu verfolgen wir keine Gelegenheit haben werden, ersetzen wir unbedenklich durch

Güter verschieden, die andre Wirtschaftssubjekte ebenfalls eintauschen. Außerdem aber tauschen die Wirtschaftssubjekte auch noch verschiedene Güter ein,

⁴⁴ Vgl. „Wesen“ II. Buch.

einfachere oder besser bekannte, wenn sie für uns dasselbe leisten, mögen sie auch sonst viel unvollkommener sein⁴⁵.

Jedes Wirtschaftssubjekt wertet seinen Geldbesitz, wie die Erfahrung lehrt. Und auf dem Markte führen alle diese individuellen Wertschätzungen dazu, ein bestimmtes Tauschverhältnis zwischen der Geldeinheit und den Mengen aller übrigen Güter festzustellen, prinzipiell ebenso, wie wir das früher von anderen Gütern behaupteten. Es bildet sich durch die Konkurrenz der Wirtschaftssubjekte und der Verwendungsmöglichkeiten ein unter gegebenen Verhältnissen bestimmter Preis des Geldes. Ohne den Gedanken hier nochmals auszuführen, weise ich darauf hin, daß man sich davon leicht überzeugen kann, wenn man, wie wir das schon für ein beliebiges Gut taten, alle die Tauschverhältnisse zwischen Geld und anderen Gütern vermittelt eines beliebigen Preismaßes ausdrückt, wenn man also gleichsam für den Augenblick zu einer anderen Währung übergeht.

Der Preis des Geldes — ein Ausdruck, der durch die letzten Sätze vollkommen definiert ist und dessen wir uns im Folgenden öfters bedienen wollen — beruht also, wie jeder andere Preis, auf individuellen Wertschätzungen. Worauf aber beruhen diese? Die Frage drängt sich auf, weil uns hier beim Gelde die einfache Erklärung fehlt, die bei jedem anderen Gute in der Bedürfnisbefriedigung liegt, die sein Konsum dem einzelnen Wirtschaftssubjekt verschafft. Wir beantworten die Frage nach v. Wieser⁴⁶ dahin, daß der Gebrauchswert des Stoffgutes allerdings die geschichtliche Grundlage abgibt, auf der das Geld ein bestimmtes Tauschverhältnis zu den anderen Gütern gewinnt, daß aber sodann sein Wert für jedes Wirtschaftssubjekt und sein Preis auf dem Markte sich von dieser Grundlage entfernen kann und tatsächlich entfernt. Zunächst freilich scheint es selbstverständlich, daß weder der individuelle Grenznutzen noch der

⁴⁵ Die Grundzüge meiner Anschauungen über Geld und Geldwert findet der Leser in: „Das Sozialprodukt und die Rechenpfennige“, Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. 44, 1918. Dort wird ein Geldbegriff anderen Umfangs verwendet als hier.

⁴⁶ Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Referate zur Tagung 1909. Darüber s. v. Mises „Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel“, 2. Aufl., vorher schon Weiß; Die moderne Tendenz in der Lehre vom Geldwert, Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung 1910.

Preis des Goldes als Geld sich von seinem individuellen Grenznutzen und seinem Marktpreis als Gebrauchsgut entfernen kann. Denn wenn das eintritt, so wird stets eine Tendenz bestehen, die Differenz durch Ausprägung von „Gebrauchsgold“ oder durch Einschmelzen von Münzgold zu beseitigen. Das ist richtig. Nur beweist es nichts. Daraus, daß ein Gut in zwei verschiedenen Verwendungen dieselben Preise erzielt, kann man nicht schließen, daß die eine Verwendung diesen Preis bestimme, die andere aber sich lediglich darnach richte. Es ist vielmehr klar, daß beide Verwendungen zusammen die Wertskala des Gutes formen und daß sein Preis ein anderer würde, wenn die eine wegfiel. Das Geldgut ist in diesem Falle. Es dient zwei verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten und obgleich gewiß die Grenznutzen und die Preise in beiden gleich hoch stehen müssen, wenn sich das Gut frei von der einen zur anderen bewegen kann, so erklärt sich doch sein Wert niemals aus der Gebrauchsverwendung allein. Das sehen wir besonders deutlich dann, wenn wir uns vorstellen, daß der ganze Vorrat des Geldgutes ausgemünzt wird, was ja möglich wäre. Dann hätte das Geld noch immer Wert und Preis, jene Erklärung aber würde offenbar versagen. Ebenso bietet uns die Einstellung der Prägung einerseits und das Verbot des Einschmelzens andererseits Beispiele aus der Erfahrung für den selbständigen Charakter des Geldwerts.

Deshalb kann man den Wert des Geldes als Geld vom Stoffwerte des Gutes, aus dem es besteht, gedanklich völlig trennen. Wohl ist der letztere die historische Quelle des erstern. Aber man kann im Prinzip bei der Erklärung eines konkreten Geldwerts ebenso vom Stoffwerte absehen, wie man bei der Betrachtung des Unterlaufs eines großen Stromes von dem Beitrag absehen kann, den seine Wassermasse noch von seiner Quelle her enthält. Wir können uns vorstellen, daß die Wirtschaftssubjekte nach Verhältnis ihres Güterbesitzes, präziser dessen Ausdruckes in Preisen, Einheiten irgendeines Tauschmittels ohne Gebrauchswert zugewiesen erhalten, gegen die alle Güter in jeder Wirtschaftsperiode abgesetzt werden müssen. Dann wird dieses Tauschmittel nur als Tauschmittel gewertet werden. Sein Wert kann ex hypothesi nur ein Tauschwert sein⁴⁷. Jedes Wirtschaftssubjekt

⁴⁷ Das Geld wird nach seiner Tauschfunktion geschätzt. Und diese hat eine

wird, wie wir das früher von allen jenen Gütern behaupteten, die für den Markt produziert werden, dieses Tauschmittel nach dem Werte schätzen, den die Güter für dasselbe haben, die es sich dafür verschaffen kann. Jedes Wirtschaftssubjekt wird daher seinen Geldbesitz verschieden einschätzen und wenn auch ein jedes die Schätzungen des Wertes seiner übrigen Güter in Geld ausdrückt, so werden diese Schätzungen von Individuum zu Individuum verschiedenen Sinn haben, auch wenn sie zahlenmäßig gleichlauten. Auf dem Markte allerdings wird jedes Gut nur einen Preis in Geld haben und auch der Preis des Geldes auf dem Markte kann in jedem Augenblicke nur ein einheitlicher sein. Alle Wirtschaftssubjekte rechnen mit diesen Preisen und treffen miteinander in diesem Punkte auf gemeinsamem Boden zusammen. Aber nur äußerlich, denn jedem sagen die für alle gleichen Preise sehr Verschiedenes, für jeden bedeuten sie andere Schranken des Gütererwerbs.

Wie bildet sich also dieser persönliche Tauschwert des Geldes? An dieser Stelle setzen wir die Geldtheorie in Beziehung zu dem, was wir soeben über den Ablauf des Wirtschaftsprozesses gesagt haben. Wir sehen sofort, daß nach unserem Schema der persönliche Tauschwert bei den Kostengütern ganz zurücktreten muß. Wir sagten, daß die Kostengüter durchlaufende Posten bilden und daß sich in der Verkehrswirtschaft keine selbständige Wertbildung an sie knüpft. Wir sagten auch, daß ihren jeweiligen Besitzern kein Einkommenstrom zufließt. Deshalb liegt hier kein Anlaß für die Bildung eines selbständigen persönlichen Tauschwertes des Geldes vor. Wie im Wirtschaftsprozesse, so werden auch in der in Geld ausgedrückten Rechnung des Geschäftsmannes die produzierten Produktionsmittel unter unseren Voraussetzungen durchlaufende Posten bilden. Diese Wirtschaftssubjekte werden das Geld nicht nach seinem persönlichen Tauschwert schätzen, da sie sich ja damit keine Güter zu ihrem Konsum verschaffen, sondern dasselbe einfach weitergeben. Hier also können wir die Bildung des persönlichen Tauschwertes des Geldes nicht suchen, der Tauschwert, der in diesen Transaktionen sich

offenbare Analogie mit der Funktion der Produktionsmittel. Insofern macht man sich die Sache klarer, wenn man, wie besonders manche Italiener, das Geld schlechthin als *bene istrumentale* auffaßt.

spiegelt, muß vielmehr anderswo entstehen. So bleibt also nur der primäre Güterstrom übrig, nur noch der Austausch zwischen Arbeits- und Bodenleistungen einerseits und Genußgütern andererseits. Nur nach den Werten der Genußgüter, die man sich für sein Geld verschaffen kann, schätzt man seinen Geldvorrat. Der Austausch zwischen Geldeinkommen und Realeinkommen also ist der springende Punkt, stellt jene Stelle im Wirtschaftsprozesse dar, wo sich der persönliche Tauschwert und daher der Preis des Geldes bildet. Das Resultat ist nun einfach auszusprechen: Der Tauschwert des Geldes für jedes Wirtschaftssubjekt hängt von dem Gebrauchswerte jener Genußgüter ab, die es sich für sein Einkommen verschaffen kann. Der gesamte effektive Güterbedarf einer Wirtschaft in einer Wirtschaftsperiode gibt die Wertskala für die in diesem Wirtschaftsprozeß zur Verfügung stehenden Einkommenseinheiten ab. Für jedes Wirtschaftssubjekt gibt es also auch eine solche unter gegebenen Verhältnissen eindeutig bestimmte Wertskala und einen bestimmten Grenznutzen seines Geldvorrates⁴⁸. Die absolute Größe dieses Geldvorrates in der Volkswirtschaft ist irrelevant. Eine geringere Summe leistet im Prinzip dieselben Dienste wie eine größere. Nehmen wir die vorhandene Geldmenge als konstant an, so wird sich jahraus jahrein dieselbe Nachfrage nach Geld ergeben, und es wird derselbe Wert des Geldes für jedes Wirtschaftssubjekt realisiert werden. Das Geld wird sich in der Volkswirtschaft so verteilen, daß sich eben ein einheitlicher Geldpreis herausstellt. Das ist dann der Fall, wenn alle Genußgüter abgesetzt und alle Arbeits- und Bodenleistungen bezahlt werden. Die Tauschbewegung zwischen Arbeits- und Bodenleistungen einerseits und Genußgütern andererseits wird zerlegt in zwei Bewegungen: Die Tauschbewegung zwischen Arbeits- und Bodenleistungen und Geld und die zwischen Geld und Genußgütern. Da jedoch die Werte und Preise des Geldes einerseits gleich den Werten und Preisen der Genußgüter und andererseits gleich den Werten und Preisen der Arbeits- und Bodenleistungen sein müssen⁴⁹, so sieht man klar, daß durch diese

⁴⁸ Bei gegebener Technik des Marktverkehrs und gegebenen Zaldungssitten. Vgl. darüber Marshalls „Money, Credit and Commerce“ oder Keynes „Tract on monetary Reform“, ferner Schlesinger: „Theorie der Geld- und Kreditwirtschaft“ 191

⁴⁹ Wir betrachten hier zur Vereinfachung, so wiederhole ich, eine isolierte Volkswirtschaft, da das Hereinziehen internationaler Beziehungen, ohne uns Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 4. Aull. 5

Einschiebung von Zwischengliedern die wesentlichen Züge unseres Bildes nicht verändert werden, daß das Geld hier nur eine technische Hilfsfunktion ausfüllt, aber nichts Neues den Erscheinungen hinzufügt. Um einen gebräuchlichen Ausdruck anzuwenden, können wir sagen, daß das Geld soweit nur den Schleier der wirtschaftlichen Dinge darstellt und man nichts Wesentliches übersieht, wenn man davon abstrahiert.

Das Geld bietet sich dem ersten Blicke lediglich als eine allgemeine Anweisung auf verschiedene Mengen beliebiger Güter dar⁵⁰ oder, wie wir sagen können, als „allgemeine Kaufkraft“. Jedes Wirtschaftssubjekt sieht zunächst im Gelde ein Mittel, sich Güter überhaupt zu verschaffen; wenn es seine Arbeits- und Bodenleistungen verkauft, so verkauft es dieselben nicht gegen bestimmte Güter, sondern sozusagen gegen Güter überhaupt. Wenn man näher zusieht, so stellt sich die Sache anders dar. Jedes Wirtschaftssubjekt schätzt das Geld ja nach den Gütern, welche es sich tatsächlich dafür verschafft, und nicht nach irgendwelchen. Mehr oder weniger deutlich schwebt ihm, wenn es vom Geldwerte spricht, jener Kreis von Gütern vor, dem es sich üblicherweise zuwendet. Würden ganze Klassen von Käufern plötzlich die Verwendung ihrer Einkommen ändern, dann müßte sich natürlich der Geldpreis und auch der persönliche Tauschwert des Geldes ebenfalls verändern. Das geschieht aber im allgemeinen nicht. Im allgemeinen ist eine bestimmte Richtung der Ausgaben von den Wirtschaftssubjekten für die beste erklärt, und sie ändert sich nicht plötzlich und nicht schnell. Das erklärt die Tatsache, daß im praktischen Leben jedermann normalerweise mit einem konstanten Geldwerte und Geldpreise rechnen kann und daß er ihn nur langsam veränderten Verhältnissen anzupassen braucht. Deshalb können wir auch vom Gelde sagen, was wir früher von allen anderen Gütern gesagt haben, daß nämlich gleichsam für jeden Teil der vorhandenen Kauf-

Wesentliches zu bieten, die Darstellung komplizieren würde. Zugleich betrachten wir eine Volkswirtschaft, in der alle Wirtschaftssubjekte in vollkommener Weise in Geld rechnen und miteinander in Verbindung stehen.

⁵⁰ Diese Auffassung findet sich schon bei Berkeley. Sie ist niemals verlorengegangen, und John St. Mill hat sie neuerlich in Kurs gebracht. In der deutschen Literatur von heute wird sie vornehmlich von Bendixen vertreten. Sie widerspricht weder dem Quantitätstheorem, noch der Produktionskosten-, noch der „Bilanztheorie“.

kraft irgendwo eine Nachfrage nach demselben und ein Angebot von Gütern für denselben in der Volkswirtschaft bereitliegt, und daß die Masse des Geldes gerade so wie die Masse der Produktionsmittel und Genußgüter jahraus jahrein denselben Weg geht. Auch hier können wir behaupten, daß wir nichts Wesentliches an den Vorgängen ändern, wenn wir uns vorstellen, daß jedes individuelle Geldstück in jeder Wirtschaftsperiode genau denselben Weg zurücklegt.

Dieses Verhältnis von Realeinkommen und Geldeinkommen bestimmt auch die Veränderungen des Geldwertes⁵¹. Die Geldeinkommen können in der Volkswirtschaft durch die verschiedensten Ursachen steigen, so z. B. durch die Vermehrung der vorhandenen Goldmenge, und dann wird jedes Wirtschaftssubjekt entsprechend seiner Werteskala für Geld jede einzelne seiner Geldeinheiten geringer einschätzen. Es wird jedes Wirtschaftssubjekt dann eine erhöhte Nachfrage entfalten und durch das darauffolgende Steigen der Güterpreise wird sich ein neues wirtschaftliches Gleichgewicht wieder herausstellen. Der Geldwert und Geldpreis wird dann gesunken sein, aber außerdem wird sich das ganze Preissystem verschoben haben, schon weil der Zuwachs an Geld nicht gleichzeitig für alle Wirtschaften erfolgt und weil, wenn das selbst geschähe, die einzelnen Wirtschaften über diesen Zuwachs verschieden disponieren würden.

In unserer ganzen Betrachtungsweise haben wir das Geld lediglich als Umlaufmittel vor Augen gehabt. Wir haben die Wertbildung nur jener Geldmengen im Auge gehabt, die tatsächlich für die Bewegung der Warenmasse alljährlich verwendet wird. Natürlich gibt es in jeder Volkswirtschaft aus bekannten Gründen auch nicht kursierende Geldmengen, und deren Wertbildung ist durch das Gesagte nicht ohne weiteres erklärt. Denn soweit haben wir keine Verwendung des Geldes kennen gelernt, die ein Ansammeln desselben über jedes Maß hinaus nötig macht, das die Wirtschaftssubjekte befähigt, ihre laufenden Einkäufe zu bezahlen. Wir wollen auf diesen Punkt, auf den wir ohnehin später zurückkommen müssen, hier nicht weiter eingehen und uns mit der Tatsache begnügen, daß wir eben lediglich den Umlauf und die Wertbildung derjenigen Geldmenge erklären,

⁵¹ Vgl. v. Wieser 1. c.

unseren Voraussetzungen sich kein Zins in der Volkswirtschaft zeigen würde, daß also die Logik der wirtschaftlichen Dinge, wie wir sie hier schildern, das Zinsphänomen nicht erklärt.

Aber abgesehen davon liegt für uns kein Grund vor, uns mit den Kreditzahlungsmitteln an dieser Stelle weiter zu beschäftigen. Wenn Kreditzahlungsmittel lediglich die Stelle irgendwo bereit liegenden Metallgeldes vertreten, so haben sie eo ipso keine selbständige Rolle. Wenn eine bestimmte Tauschaktion jahraus jahrein vermittelt solcher Kreditzahlungsmittel erledigt wird, dann erfüllen die betreffenden Kreditzahlungsmittel, wie wir soeben sahen, ganz die Rolle des Metallgeldes und für das plötzliche Neueintreten von Kreditzahlungsmitteln in den volkswirtschaftlichen Kreislauf liegt soweit kein Anlaß vor, den wir berücksichtigen müßten. Eine staatliche Papiergeldemission z. B. hat natürlich gewisse allgemein bekannte Wirkungen, aber sie interessieren uns hier nicht weiter. Im übrigen enthält unser Bild der Wirtschaft nichts, was auf das Auftreten neuer Kreditzahlungsmittel hindeuten würde. Deshalb, aber auch aus dem Grunde, weil das Moment der Kreditzahlungsmittel für uns noch eine große Rolle spielen wird und wir diese Rolle gern scharf von der hier geschilderten Geldfunktion abheben möchten, wollen wir annehmen, daß unsere Geldzirkulation soweit nur aus Metallgeld⁶², und zwar der Einfachheit halber aus Goldgeld besteht. Um die beiden Momente auseinander zu halten, setzen wir auch fest, daß wir unter Geld im allgemeinen nur Metallgeld verstehen wollen. Und diesen Begriff fassen wir mit dem solcher Kreditzahlungsmittel, die nicht einfach eine irgendwo bereitliegende Geldmenge vertreten, unter dem Begriff der Zahlungsmittel zusammen. Darin liegt noch keine materielle Be-

⁶² Der Menge des „Metallgeldes“ entspricht in jeder solchen Volkswirtschaft nicht bloß ein bestimmtes Preisniveau, sondern auch eine bestimmte Umlaufgeschwindigkeit des Geldes. Wenn alle Einkommen jährlich ausbezahlt würden, so wäre natürlich eine größere Geldsumme erforderlich oder es müßten alle Preise niedriger stehen, wie wenn das wöchentlich geschähe. Wir nehmen die Umlaufgeschwindigkeit als konstant an, da wir im Rahmen dieses Gedankenganges v. Wieser ganz zustimmen, wenn er — 1. c. p. 522f. — sagt, daß Änderungen der Umlaufgeschwindigkeit, ebenso wie die Menge der Kreditzahlungsmittel keine selbständigen Ursachen der Veränderungen des Preisniveaus sind, da sie — von unserm Standpunkt ist es besser zu sagen: „sofern sie“ — von der Warenbewegung induziert werden. Vgl. auch: Aupetit, *Théorie de la monnaie*, *Del Vecchio Teoria della moneta*, *Giornale degli Economisti* 1909.

hauptung. Vielmehr werden wir das Problem, ob die Kreditzahlungsmittel „Geld“ sind, an einer spätern Stelle streifen.

Der Begriff der Kaufkraft ist für uns von einiger Bedeutung und soll daher näher präzisiert werden. Man spricht von der Kaufkraft des Geldes und meint damit das, was wir den Preis des Geldes nennen. Denn wenn man z. B. sagt, daß die Kaufkraft des Geldes gesunken ist, so meint man, daß man nun für eine Geldeinheit geringere Mengen bestimmter Güter erhalten kann als früher, daß sich also das Tauschverhältnis zwischen diesen Gütern und dem Gelde zu dessen Ungunsten verschoben hat. Das verstehen wir nicht unter Kaufkraft. Sodann spricht man von der Kaufkraft von Personen oder von Käuferklassen. Mit diesen und ähnlichen Wendungen bringt man die Tatsache zum Ausdruck, daß der persönliche Tauschwert des Geldes eben für verschiedene Wirtschaftssubjekte verschieden groß ist, dieselben Zahlungen also für verschiedene Wirtschaftssubjekte verschiedene Opfer mit sich bringen und daß es in jeder Volkswirtschaft praktisch hinreichend zu unterscheidende Gruppen von Wirtschaftssubjekten gibt, innerhalb welcher der Wert des Geldes bemerkenswert uniform ist. Auch diese sonst sehr wichtige Tatsache interessiert uns hier nicht. Wir verstehen unter Kaufkraft nicht die Fähigkeit zu kaufen, sondern konkreter das, womit man kaufen und womit man nichts anderes tun kann als das. Indem die Wirtschaftssubjekte sich Geld zu verschaffen suchen, streben sie nach Kaufkraft, sie wünschen Geld nur insofern, als es Kaufkraft darstellt. In einer Volkswirtschaft, die ihren Kreislauf so vollzieht, wie wir geschildert haben, ist Kaufkraft nur durch „Geld“ in dem festgesetzten Sinne repräsentiert. Dessenungeachtet fällt auch da der Begriff der Kaufkraft mit dem des Geldes oder der Zahlungsmittel seinem Inhalte nach nicht zusammen. Wenn z. B. infolge von Goldentdeckungen die Geldmenge steigt, so bleibt doch die Kaufkraft dann konstant, wenn niemand mehr kaufen kann als bisher. In jedem Augenblicke ist die Kaufkraft allerdings durch die vorhandenen Zahlungsmittel gemessen, aber ihr Wesen liegt nicht einfach in den Zahlungsmitteln. Eher könnte man sie dem Produkte aus den vorhandenen Zahlungsmitteln mal dem Preise oder „objektiven Tauschwerte“ des Geldes gleichsetzen. Ich will mit dem Begriffe die Bedeutung einer Summe von

Zahlungsmitteln oder besser eine Summe unter Berücksichtigung ihrer Bedeutung unter gegebenen Verhältnissen erfassen. Die absolute Größe einer Summe selbst sagt nichts darüber, in jenen Produktausdruck aber treten die gegebenen Verhältnisse mit ein. In diesem Sinne können wir die Kaufkraft als abstrakte Macht — d. h. nicht in konkreten Gütern festgelegte — über Güter im allgemeinen definieren. Mehr als alle Definitionen sagt aber dem Fachmanne die Mitteilung, daß wir unter Kaufkraft das verstehen wollen, was in der englischen Literatur mitunter „general purchasing power“ genannt wird⁶³. Die Kaufkraft ist eine Erscheinung der Volkswirtschaft, innerhalb derselben aber ein essentiell privatwirtschaftlicher Begriff, der nicht auf das Ganze übertragen werden kann. Wir werden von Angebot an und Nachfrage nach Kaufkraft sprechen in demselben Sinne, wie wir das beim Gelde taten, und wir werden in demselben Sinne auch sagen, daß im normalen Kreislaufe der jetzt betrachteten Wirtschaft die Kaufkraft *al pari* stehen müsse, d. h. daß man für eine Kaufkrafteinheit nur wieder eine Einheit eintauschen könnte, nicht mehr und nicht weniger: Der Preis der Kaufkraft in Geld wäre hier essentiell gleich eins. Natürlich hätte unter unseren momentanen Voraussetzungen eine derartige Transaktion keinen Sinn.

So entspricht dem Güterstrom ein Geldstrom, dessen Richtung der des Güterstroms entgegengesetzt ist und dessen Bewegungen, unter der Voraussetzung, daß keine Goldzuflüsse und keine anderen einseitigen Veränderungen in seiner Mächtigkeit eintreten, nur Reflexe der Güterbewegung sind. Damit haben wir die Beschreibung des Kreislaufs geschlossen. Auch für eine Verkehrswirtschaft als Ganzes ergibt sich dieselbe Kontinuität, und unter denselben Voraussetzungen Konstanz, wie für die geschlossene Wirtschaft. Kontinuität und Konstanz nicht bloß der Vorgänge, sondern auch der Werte. Zwar wäre es eine Entstellung der Tatsachen, von sozialen Werten zu sprechen. Werte müssen in einem Bewußtsein leben, wenn das Wort überhaupt Sinn haben soll, müssen daher ihrer Natur nach individuell sein. Die Werte, mit denen wir es hier zu tun haben, beziehen sich auch nicht auf einen Standpunkt der ganzen Volkswirtschaft, sondern nur den der Privatwirtschaft. Die soziale Tat-

⁶³ Vgl. darüber u. a. Davenport, *Value and Distribution* 1908.

sache liegt hier, wie bei allen Wertungen, darin, daß die individuellen Werte miteinander im Zusammenhang und nicht unabhängig nebeneinander stehen. Die Fülle der wirtschaftlichen Beziehungen macht die Volkswirtschaft, wie die Fülle der sozialen Beziehungen die Gesellschaft aus. Kann man auch nicht von sozialen Werten sprechen, so gibt es doch ein soziales Wertsystem, ein soziales System von individuellen Werten. Diese Werte stehen in einem ähnlichen Zusammenhange miteinander, wie die Werte innerhalb der Einzelwirtschaft. Sie wirken aufeinander durch die Tauschbeziehung hindurch, so daß sie alle Werte anderer Wirtschaftssubjekte beeinflussen und von ihnen beeinflußt werden⁵⁴. In diesem sozialen Wertsystem spiegeln sich alle Lebensverhältnisse eines Volkes, alle „Kombinationen“ namentlich kommen darin zum Ausdruck. Die Produktionskombinationen sind wirklich soziale Tatsachen, denn obgleich die Volkswirtschaft als solche sie nicht beschließt, so erscheint doch von ihrem Standpunkte vieles als planvoll, was ganz außerhalb des Gesichtskreises der einzelnen Wirtschaftssubjekte liegt. — Der Niederschlag des sozialen Wertsystems ist dann das Preissystem. Es ist eine Einheit in demselben Sinne. Freilich drücken die Preise nicht etwa eine Art sozialer Wertschätzung eines Gutes aus. Sie sind ja überhaupt nicht der unmittelbare Ausdruck eines bestimmten Wertes, sondern nur die Resultate von Vorgängen, die unter dem Drucke vieler individueller Wertungen arbeiten.

Das soziale Wert- und Preissystem zentriert in einem bestimmten Zustande, in einem bestimmten Mengenverhältnisse aller Güter bei den einzelnen Wirtschaftssubjekten. Wie die individuellen Wertsysteme zum sozialen, so verhalten sich die individuellen Gleichgewichtszustände zum sozialen. Dieses soziale Gleichgewicht ist der ideale Zustand, in dem die wesentlichen Tendenzen der Volkswirtschaft soweit zum reinsten, vollkommensten Ausdruck kommen. Bedürfnisse in Beziehung gesetzt zu einer bestimmten physischen und sozialen Umwelt halten sich in ihm die Wage und an ihm und seinen Veränderungen erkennt man am klarsten, daß sie das Alpha und Omega des soweit geschilderten Kreislaufs sind. Von ihnen ausgehend

⁵⁴ Es besteht zwischen ihnen allgemeine Interdependenz. Vgl. das Nähere über diesen Punkt in „Wesen“ Buch II.

kann man, wie wir sehen, seinen wesentlichen Inhalt und die Struktur der wirtschaftlichen Erfahrung, auf Grund deren die Wirtschaftssubjekte handeln, mit einem einfachen und einheitlichen kausalen Band durchziehen.

Es sei beiläufig noch bemerkt, daß diese Auffassung von der Wirtschaft so ziemlich ganz von den Verschiedenheiten der einzelnen Kultur- und Lebensformen unabhängig ist. Die Grundtatsachen der Wertbildung der Genuß- und Produktivgüter, die Grundtatsachen auch der Produktion wären sogar dieselben in einem sozialistischen, wie in einem verkehrswirtschaftlich organisierten Staate. Weiter dann unterscheidet sich die tauschlose Wirtschaft des isolierten Wirtes oder einer kommunistisch organisierten Gemeinschaft wohl wesentlich von den Vorgängen in der Verkehrswirtschaft, welche letztern nur durch die Preistheorie erfaßt werden können, für die es kein Analogon in der Theorie der kommunistischen Wirtschaft gibt. Soweit es sich aber um eine Verkehrswirtschaft handelt, hat es gar keine Bedeutung für die Grundzüge der Theorie, ob diese Verkehrswirtschaft in dem allerprimitivsten Tausche zwischen Jägern und Fischern oder ob sie in einem komplizierten Organismus, wie wir ihn heute beobachten können, besteht. Die Grundzüge, die Konturen der Sache sind ganz dieselben, nicht einmal das ändert etwas daran, ob die volkswirtschaftliche Abrechnung geldwirtschaftlich oder nicht geldwirtschaftlich vor sich geht. Denn wir sahen ja, daß der Geldverkehr in einer solchen Wirtschaft lediglich ein technisches Hilfsmittel ist, welches an dem Wesen der Sache nichts ändert. Die moderne Wirtschaft mag noch so sehr graduell von der primitiven verschieden sein, es geschieht doch in beiden soweit wesentlich dasselbe. Das ist auch weiter nicht zu verwundern. Es ist leicht einzusehen, daß das wirtschaftliche Moment im Wesen bei allen Völkern und zu allen Zeiten dasselbe Phänomen ist und wesentlich in derselben Weise sich äußert, mögen auch die konkreten Resultate dieser Äußerungen je nach Lage der Sache sehr verschieden sein.

Anhang.

Überblicken wir nun den zurückgelegten Weg, so sehen wir, daß der Kreislauf der Wirtschaftsperioden soweit nichts enthält, was auf die Möglichkeit einer Entwicklung aus sich selbst heraus hindeuten würde. Er ist beherrscht von gewissen Notwendigkeiten und bleibt so lange sich selber gleich, als diese Notwendigkeiten sich nicht verändern. Die Theorie schildert die Art und Weise, wie die Wirtschaftssubjekte auf die gegebenen Bedingungen reagieren und weist nach, daß diese Art und Weise eindeutig bestimmt ist. Wie die Bedingungen selbst entstehen, das haben wir nicht untersucht und darüber wissen wir vorläufig nichts. Da sie nun unter allen Umständen, mögen sie sich verändern oder nicht, soweit für uns Daten sind, nach denen sich die Wirtschaftssubjekte eben einrichten müssen, so können wir sie gleich als schlechthin konstant annehmen — auch wenn sie sich verändern, geschieht nichts für uns wesentlich Neues, vielmehr richten sich die Wirtschaftssubjekte dann eben nach den neuen Daten. Tun wir das, so bleibt das Bild der Wirtschaft, soweit die bisher behandelten Momente deren treibende Kräfte sind, jahraus jahrein so wie es ist. Stets gleiches wirtschaftliches Handeln zu größtmöglicher Bedürfnisbefriedigung auf Grund gegebener Verhältnisse — das schildert dann unser Bild. Deshalb sprechen wir von einer ruhenden, passiven, von den Umständen bedingten, stationären, von einer statischen Wirtschaft. Der Ausdruck „statisch“ ist nicht glücklich, ruft er doch die Vermutung einer tatsächlich durchaus nicht vorliegenden Anlehnung an die Mechanik wach. Aber auch die übrigen Ausdrücke haben ihre Mängel, und zwar solche, vor denen sich nicht so einfach warnen läßt. Die statische Wirtschaft „ruht“ nicht, es läuft ja der Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens ab; sie ist nicht schlechthin „passiv“, sondern nur in einem bestimmten Sinne; sie ist nicht absolut durch die Umstände „bedingt“, die Wirtschaftssubjekte könnten ja auch anders handeln; sie ist endlich auch nicht einfach „stationär“, vielmehr würde sich das Wesen der

Sache auch nicht ändern — wie wir später sehen werden —, wenn z. B. die Bevölkerung stetig wüchse. So bleiben wir denn bei dem wohldefinierten und üblichen Ausdruck „statisch“, an dem nach dieser Bemerkung niemand mehr mit Becht Anstoß nehmen kann⁶⁵. In demselben Sinne werden wir auch von statischen Werten, Preisen, Wertsystemen, Preissystemen usw. sprechen.

Trotzdem sind wir aber doch von Tatsachen ausgegangen, welche das ganze Gebiet des Wirtschaftens zu umspannen scheinen. Die Grundlage der Theorie bildeten die jeweils vorhandenen Bedürfnisse der Wirtschaftssubjekte. Sicher begründen diese doch den Wunsch nach Gütererwerb. Müssen sie nicht auch Maß und Regel des wirtschaftlichen Handelns sein? Ihnen stellten wir das geographische und soziale Environment gegenüber, also Daten, die wirklich entweder unabänderlich oder außerwirtschaftlich sind. Dazu kamen gegebene technische Kenntnisse — offenbar auch ein außerwirtschaftliches Moment. Endlich waren allerdings auch aus einer früheren Wirtschaftsperiode übernommene Gütervorräte unter den Daten. Diese sollten wir freilich wirtschaftlich erklären können. Aber wo immer wir Menschen wirtschaften sehen, stets beginnen sie in jeder Wirtschaftsperiode mit irgendwelchen schon vorhandenen Gütermengen, deren Art und Menge für ihr wirtschaftliches Verhalten sehr entscheidend ist. In welcher Weise sie jedoch zu dieser Gütermenge gelangen, können wir auf Grund des bisher Gesagten nicht angeben. Wohl können wir diese Gütermenge in Arbeit und Boden auflösen, aber es bleibt Problem, wie diese Arbeits- und Bodenleistungen „aufgehäuft“ werden. Es ist keineswegs sicher, daß die Wirtschaftssubjekte diesen Vorrat, wenn sie ihn nicht schon hätten, nun sofort ansammeln würden. Dagegen ist gewiß, daß wir nicht einfach annehmen können, daß jener Vorrat stetig und planvoll zu seiner jeweiligen Größe heranwuchs. Denn das würde zum mindesten voraussetzen, daß wir etwas über die Art der wirtschaftlichen Entwicklung wüßten, anderenfalls hängt jene Annahme völlig in der Luft. Weil wir nun unsere Wirtschaftssubjekte schon immer im Besitze von Gütern vorfinden, während uns das Ge-

⁶⁵ Ich weiß, daß die bloße Wahl anderer Ausdrücke meiner Auffassung die Annahme erleichtern würde. Aber es widerstrebt mir, einer Gegnerschaft, die sich an Ausdrücke klammert, Konzessionen zu machen.

sagte kein Mittel an die Hand gibt, eine Behauptung über die wirtschaftliche Entwicklung auszusprechen, so bleibt nichts anderes übrig, als den jeweils vorhandenen anfänglichen Gütervorrat als ein Datum hinzunehmen, was wir denn durch das „Ineinanderschachteln“ der Wirtschaftsperioden bewirkt haben.

Wir sind aber nicht nur von realen Tatsachen ausgegangen, sondern wir haben auch ebenso zweifellos reale Vorgänge beschrieben. Nicht nur für unsere Ausgangspunkte, auch für unsere Resultate und für jeden Schritt unseres Gedankengangs bietet jeder Blick in die Wirklichkeit tausendfältige Verifikation. Herrschen nicht überall die Bedürfnisse — durch die Nachfrage hindurch und orientiert an gegebenen Verhältnissen — über die Produktion? Müssen nicht in jedem Augenblicke dem Wirtschaftssubjekte die einzelnen Posten seines Wirtschaftsplans gegeben sein? Sehen wir nicht überall eine auf bestimmte Ziele eingestellte Logik am Werke?

Freilich sieht unser Bild auf den ersten Blick etwas verblüffend aus. In aller begrifflichen Schärfe und aller theoretischen Strenge erscheint es so wirklichkeitsfremd mit seiner starren Konstanz, seiner Friktionslosigkeit, seinen Menschen, die sich stets gleichbleiben, und seinen Gütermengen, die sich in stets gleicher Weise erneuern. Gewiß ist es nur ein Schema. Aber eines, das durch eine geschlossene Kette der Analyse mit der Wirklichkeit zusammenhängt, das aus ihr herausfischt, was zum Wesen des Wirtschaftsprozesses gehört, und offenbar nur zurückläßt, was nicht treibende Kraft und dem Wesen des Vorganges nicht inhärent ist. Somit hätten wir wohl ein Recht, zu erwarten, daß es uns alle wesentlichen Züge des wirtschaftlichen Lebens wiedergibt. Wir hätten ein Recht, zu erwarten, daß die Auffassung, die in der Frage zum Ausdruck kommt: Wie handelt der Mensch unter gegebenen Verhältnissen? — die Gesamtheit der rein wirtschaftlichen Vorgänge deckt, daß eine bestimmte Art, auf Grund gegebener Verhältnisse zu handeln, wirklich das Erklärungsprinzip des Wirtschaftslebens enthält.

Aber auch andere Dinge als die Entwicklung vermißt der Leser in unserem Gedankengange. Zunächst haben wir nicht alle die Typen der wirtschaftenden Menschen darin, die wir vom täglichen Leben her kennen. Wir haben nur Arbeiter und Grundeigentümer. Es fehlt vor

allem der Unternehmer. Wollte man sich aber auch in seinem Falle damit trösten, daß er eben als ein Arbeiter aufgefaßt und erklärt sei, so gibt es doch keinen solchen Trost beim Kapitalisten. Auch er fehlt, er würde in einer Wirtschaft, die unserem Bilde so wie es ist entspräche, nicht existieren. Sodann aber vermischen wir noch anderes. Zunächst gemäß dem Fehlen jener beiden Typen von Wirtschaftssubjekten auch deren charakteristische Einkommenszweige, nämlich Unternehmergeinn und Zins. Der Unternehmer wäre, wie gesagt — wir setzen fest, daß wir den Begriff auf unseren statischen Betriebsleiter nicht anwenden wollen —, ein *entrepreneur faisant ni benefice ni perte*, sein Einkommen wäre nur Arbeitslohn, er würde nur „seine Kosten decken“, im übrigen höchstens Zufallsgewinne machen. Für den Zins aber fehlt, wie ich mich nachzuweisen bemühte, schlechthin jede Grundlage. Es gibt kein Wertplus in unserem Bilde, aus dem er fließen, und keine Funktion, als deren Bezahlung er erscheinen könnte. Strikte herrscht hier das Kostengesetz und als Kostengüter erscheinen lediglich Arbeits- und Bodenleistungen. Endlich aber kann es in einer so gestalteten Volkswirtschaft keine Krisen geben. Denn jeder Schritt geschieht auf erfahrungsgemäß bekanntem Grunde und namentlich geschieht jeder Schritt bei der Produktion jedes Gutes unter dem Einflüsse unmittelbar vorhandener Nachfrage, welche ihrerseits wieder unmittelbar auf gegebenen Bedürfnissen und Mitteln beruht. Auf die Entgegnung, daß sich alle diese Dinge oder doch manche derselben durch äußere Ursachen oder durch „Reibungswiderstände“ und Zufälle erklären lassen, geben die Ausführungen der folgenden Kapitel in ihrer Gesamtheit, wie ich glaube, eine ausreichende Antwort. Übrigens kommen wir auch noch mehrmals speziell auf diese Frage zurück.

Nochmals möchte ich betonen, daß diese Auffassung, die hier die statische genannt wird, weder meine Erfindung noch etwa bloß unserer Darstellung eigen ist. Jeder Theoretiker erkennt sie vielmehr *explicite* oder *implicite* an, bei jedem Theoretiker kann man die Schilderung des wirtschaftlichen Kreislaufs von dem Problem unterscheiden, wie sich dieser Kreislauf verändert. Ein cursorischer Überblick über die Entwicklung der theoretischen Ökonomie zeigt das deutlich genug.

Wissenschaftliches Interesse, stark genug, um kontinuierliche und spezialisierte Arbeit sicherzustellen, wandte sich den Problemen des wirtschaftlichen Handelns nicht vor dem achtzehnten Jahrhundert zu. Und zwar waren es bekanntlich die praktischen Fragen der Zeit, die zuerst zu einer systematischen Diskussion führten. Das Aufbrechen der feudalen Bindungen, der Kampf um nationale Existenz und Machtstellung, für den wirtschaftliche Momente immer entscheidender wurden, regten sie vornehmlich an. Dementsprechend waren es vor allem Fragen des Geldwesens, der Steuer- und Handelspolitik, an denen sich das erwachte Interesse versuchte. Stets greift man in den Anfängen einer Wissenschaft zunächst nach Dingen, die auch dem Laienauge als auffallend und problematisch erscheinen, und das tat man auch in den Anfängen der Ökonomie. Man suchte nach einem Standpunkt in gewissen Einzelfragen, man faßte nach kurzen Kausalzusammenhängen, die sich hier und da, zunächst ohne tiefere Beziehung zueinander darboten. Da gab es noch kein einheitliches Problem der Ökonomie, da können wir nicht nach großen Überblicken suchen. Der Merkantilismus namentlich war, wie der Leser weiß, nicht so sehr eine wissenschaftliche Richtung, als eine praktische Politik, und die Literatur, die er geschaffen hat — als Folge- und Begleiterscheinung —, enthält im großen und ganzen nicht mehr als Ansätze.

Sowie man weiter kam, lenkte man aber sofort in die Bahnen einer statischen Auffassung ein. Das taten zuerst — der Leser wird mich hoffentlich entschuldigen, wenn ich in diesen nur einem bestimmten Zweck dienenden Bemerkungen darauf verzichte mich voller dogmenhistorischer Korrektheit zu befleißigen — die Physiokraten. Sie griffen direkt und unmittelbar nach der großen Tatsache des wirtschaftlichen Kreislaufs. Ihn zu schildern, seine Bäder und deren Ineinandergreifen darzustellen war ihr vornehmstes, ihr einziges rein wissenschaftliches Ziel. Mit fast grotesker Deutlichkeit tritt bei ihnen der Gedanke des Kreislaufs hervor, die Absicht, seine Anatomie und Physiologie zu geben. Den Kreislauf schildern heißt aber ipso facto die statische Wirtschaft schildern — beschreiben, wie irgendwelche, aber stets gegebene Produktivkräfte ihren gewohnten Weg nach ihrer Bestimmung zurücklegen und welche Phänomene es dabei zu be-

obachten gibt. Und das blieb das Ziel der reinen Ökonomie bis auf unsere Tage. Stets blieb es ihr Ziel, den regelmäßigen Ablauf des Wirtschaftslebens auf Grund gegebener Verhältnisse zu erklären. Das Entwicklungsproblem fehlte gewiß nicht ganz. Aber es wurde nicht lebhaft empfunden und mehr oder weniger flüchtig abgetan.

Es steht nicht ganz so mit A. Smith. Er faßte alles Vorhandene zusammen und befolgte Gedanken wie Tatsachen gegenüber eine Politik der offenen Tür. Er sammelte, ordnete und verband, aber er war kein Mann rigoroser Analyse. Gerade daher kommt die Lebenskraft seines Werks, denn der Tag rigoroser Analyse war noch nicht gekommen. So bespricht er denn auch eine Menge Entwicklungserscheinungen. Aber überall dort, wo sein Gedankengang festes Gefüge zeigt, ist seine Betrachtungsweise essentiell statisch. Das ist besonders in seinen ersten Kapiteln der Fall — mögen sie immerhin „Of the causes of improvement in the productive powers of labour“ usw. überschrieben sein — und namentlich im Zentrum der Sache, in der Preis- und Verteilungstheorie. Das kann gar nicht anders sein, wenn man das Kostenprinzip zur Grundlage nimmt. Das Kostenprinzip läßt sich etwa in der folgenden Weise einführen: Wenn wir darnach fragen, was den Tauschwert der Güter, von dem so ziemlich alles andere in der Volkswirtschaft abhängt, bestimmt, wovon der Anteil abhängt, welchen jedes Wirtschaftssubjekt in letzter Linie an dem Nationalprodukt erwirbt, so fällt uns sofort in die Augen, daß jedes Wirtschaftssubjekt soviel aus seiner Aufwendung gewinnen muß als es diese Aufwendung kostet. Denn im allgemeinen kann der Wirtschaftsbetrieb nur aufrecht erhalten werden, wenn der Güterausgang nicht größer ist als der Gütereingang. Wo immer dieser letztere Fall eintritt, muß die sich selbst überlassene Wirtschaft zugrunde gehen. Deshalb kann also der Preis eines jeden Produktes nicht geringer sein als seine Kosten. Ebenso kann in einer Volkswirtschaft, in der freie Konkurrenz herrscht, der Preis eines Gutes nicht auf die Dauer über seine Kosten steigen, weil der dadurch erzielte Gewinn die Tätigkeit der Wirtschaftssubjekte auf dieses Gebiet lenken muß, wodurch das Angebot erhöht und der Preis wieder auf den Kostensatz gedrückt wird. Der Fall des Monopols bildet eine Ausnahme, die die Klassiker bereits anerkennen. Wenn man nun diesen Kostensatz, der gleichsam einen

relativ festen Punkt in der Fülle der regellosen Erscheinungen bildet, näher analysiert, so findet man, daß er sich in Aufwendungen bestimmter Güter auflösen läßt. Es ist daher nicht schwer zu sehen, daß dieses Idealzentrum des wirtschaftlichen Treibens nur dann erreicht wird, wenn die Werte und Preise dieser Aufwendung gegeben sind und sich nicht ändern. Im gegenteiligen Falle entsteht eben jene Fluktuation, die Smith in seinem Kapitel „Über den natürlichen und den Marktpreis“ im Auge hat. Die Preise jener Produktivaufwendung jedoch sind nur dann konstant, wenn die allgemeinen Daten des wirtschaftlichen Lebens dieselben bleiben. Natürlich ist das nicht so gemeint, daß die Wirtschaft sich niemals von ihrem Niveau entfernen dürfte, aber es läuft doch darauf hinaus, daß die Theorie der Wirtschaft nichts anderes beschreibt, als die Art und Weise, wie sich das wirtschaftliche Leben den sei es nun konstanten oder wechselnden Verhältnissen anpaßt. Sprechen wir daher von der Konstanz der Bedingungen des Wirtschaftslebens, so meinen wir damit innerhalb des klassischen Systems, ebenso wie innerhalb des modernen, daß die Wirtschaftslehre nichts über das Zustandekommen dieser Bedingungen aussagt. Und sagen wir sowohl im klassischen wie im modernen System, daß es einen natürlichen Preis, einen Gleichgewichtspreis für alle Güter in jedem gegebenen Zeitpunkte gibt, so meinen wir damit nur, daß gegebenen Bedingungen ein und nur ein solcher Preis entspricht, damit auch nur eine eindeutig bestimmte Größe aller Einkommen, und daß die Wirtschaftslehre an sich nichts gewinnt, wenn man jene Bedingungen als verändert annimmt, da die Wirtschaft sich eben stets denselben anpaßt. Irgendwelche Veränderungen im Gleichgewicht der Wirtschaft führt Smith stets auf von den Bedingungen desselben ausgehenden Störungen zurück. Sein natürlicher Wert und natürlicher Preis ist statischer Wert und Preis, zwar nicht so definiert wie wir es heute tun, aber doch im Wesen. Wo immer er von Fortschritt spricht, erklärt er denselben nicht aus den wirtschaftlichen Vorgängen selbst heraus, sondern nur mit Hilfe bestimmter regelmäßig zu erwartender Veränderungen in Daten. Das ist ganz klar bezüglich des Bevölkerungszuwachses, weniger klar aber bezüglich der Vermehrung des Kapitals usw. Man überzeugt sich aber leicht, daß es da ausführliche Theorien solcher Gegenstände

nicht gibt, daß Smith sich mit dem Mechanismus dieser Vorgänge nicht weiter befaßt, sondern nur kurz seiner Ansicht Ausdruck gibt, worauf dieselben zurückzuführen sind. Also z. B. die Kapitalansammlung auf Sparen usw.

Wenn wir daher den Gedankengang von Adam Smith untersuchen, so finden wir darin an ökonomischen Wahrheiten im wesentlichen nur solche statischer Natur. Er erklärt uns zunächst die soziale Tatsache der Arbeitsteilung, um der folgenden Tauschtheorie und dem, was darauf beruht, eine Unterlage zu geben und wendet sich dann diesen letztern Themen zu, um zu untersuchen, wie sich in einer verkehrswirtschaftlichen Organisation und unter gegebenen Verhältnissen der Wirtschaftsprozeß gestaltet. Freilich führt er uns dann im dritten Buch zu anderen Gegenständen — zugleich aber auch aus der reinen Theorie hinaus.

Noch viel klarer wird es bei den spätem Autoren, daß der Kern der Theorie eine Statik der Wirtschaft ist, so vor allem bei Ricardo. Smith hatte den Kreis der Theorie weit gezogen und mit reichem Material gefüllt. Die weitere Entwicklung geht nun dahin, daraus ein einheitliches System von Grundprinzipien zu destillieren und alles, was außerhalb desselben steht, Spezialdisziplinen, namentlich solcher historischer Natur zuzuweisen, oder richtiger gesagt, einfach zu ignorieren, bis es schließlich von wissenschaftlichen Arbeitern anderer Art und Richtung aufgenommen wurde. In dieser abstrakten Präzisierung gewisser Prinzipien liegt die Leistung Ricardos. Auch sie ist kein Schüler- sondern ein Meisterwerk, während alle folgenden Theoretiker bis zum Auftreten der Grenznutzentheorie tatsächlich Schüler sind. Ricardo entwirft nun in dem Bündel von Untersuchungen, aus denen sein Werk besteht, zweifelsohne nichts anderes als die Grundlinien einer Statik, als die Elemente einer Logik des wirtschaftlichen Kreislaufs. Fast meine ich offene Türen einzu- rennen, wenn ich das hervorhebe. Wenn überhaupt, so kann die in den Gütern enthaltene Arbeitsmenge ihren Tauschwert nur im Gleichgewichtszustand der Konkurrenzwirtschaft bestimmen und auf die Erfassung dieses Zustands ist seine ganze Betrachtungsweise eingestellt. Nur durch Datenveränderungen wird er gestört, nur seine Reaktion auf Datenänderungen wird unter dem Begriff „progreß“

erfaßt. Das grundlegende Arrangement der produktiven Kräfte wird als irgendwie zustande gekommen vorausgesetzt, und nur seine Variationen innerhalb der gegebenen Grundformen werden beschrieben. Als Beispiel diene der Satz: „The estimation, in which different qualities of labour are held, comes soon to be adjusted in the market with sufficient precision for all practical purposes... the scale, when once formed, is liable to little Variation" (p. 15, ed. Mc. Culloch 1881). Eine viel schärfer statische Auffassung kommt hier zum Ausdruck als die ist, die ich vertrete. Wenn Ricardo dann weitergeht und den Einfluß des „Dazwischenkommens" eines Vorrats produzierter Produktionsmittel auf den Wirtschaftsverlauf schildert, um in seinem Sinn zu zeigen, daß dasselbe nichts an seinem Grundgesetz des Tausches ändert, da zeigt er uns nicht, wie sich der Umschwung vollzog, der in Technik, Wirtschaftsweise und allgemeiner Kultur vollzogen sein muß, ehe es zur Bildung und Verwendung dieses Vorrats kommen kann, sondern er beginnt gleich mit der Wendung: Wenn solche Produktionsmittel existieren, wie gestaltet sich dann der Wirtschaftsprozeß? — er nimmt ihr Vorhandensein einfach an, so streng im Rahmen der Statik bleibend. Auch sonst tut er das. Bei den wichtigsten Anwendungen seiner theoretischen Prinzipien in der Lehre von der Wirkung der Steuern und der Lehre von den internationalen Werten, trägt dann diese Anlage seines Systems ihre Früchte in der Gestalt präziser und einfacher Resultate. Da zeigt er, wie sich die Volkswirtschaft geänderten Verhältnissen anpaßt und wie das auf die einzelnen Kategorien von Wirtschaftssubjekten wirkt. Voraussetzung ist immer, daß sich die Wirtschaftsweise und überhaupt die Gesamtheit aller Daten gleichbleibt. Ein letztes Beispiel für denselben Sachverhalt ist sein Kapitel über die Wirkung der Einführung von Maschinen auf die beteiligten Faktoren. Es ist bekannt, daß er die Art dieser Einführung nicht näher untersucht, und zwar offenbar, weil er annimmt, daß ihre Gründe auf der Hand liegen, daß die Produktionsfortschritte im Interesse des Produzenten einen ausreichenden Erklärungsgrund finden. Sein Untersuchungsgebiet ist dann lediglich die Frage, wie diese Einführung von Maschinen auf die Beschäftigung und auf den Lohn der Arbeiter wirkt. Nicht einmal die kapitalistischen, ich meine die finanziellen

Voraussetzungen einer solchen Reorganisation des Produktionsprozesses interessieren ihn. So blieb es auch bei den Epigonen. Allerdings kommt es oft genug vor, daß gelegentliche Erklärungen über soziale und wirtschaftliche Umgestaltungen der Gesellschaft versucht werden, stets aber fallen dieselben aus dem Kapitel der Theorie hinaus. Es sind meistens gelegentliche Erklärungen und zum anderen Teile wieder nur Untersuchungen der Frage, wie die Wirtschaft auf eine allgemeine Expansion des sozialen Lebens reagiert. — Selbstverständlich haben wir genug soziologische Entwicklungstheorien, aber diese sind hier nicht gemeint.

Der einzige größere Versuch nach dem Entwicklungsprobleme hin ist der von Karl Marx. Wir meinen hier nicht seine Geschichtsauffassung, denn diese Auffassung steht nicht im Zusammenhange mit seiner exakten Theorie. Sie ist vielmehr eine geschichtstheoretische Konstruktion wie jede andere. Wenn man ein wenig über die Sache nachdenkt, wird man einsehen, daß kein Paradoxon darin liegt, wenn wir sagen, daß eine ökonomische Erklärung der Geschichte, so wie sie Marx versucht, nicht zur Ökonomie im engeren Sinne gehört, denn von Ökonomie kommt in diesem Gedankengang eben nichts anderes vor als die Behauptungen, daß die Momente, auf die sich das soziale Geschehen zurückführen lasse, im wesentlichen wirtschaftlicher Natur seien. Das ist aber kein ökonomischer Gedankengang, er operiert nicht weiter mit ökonomischen Methoden, Theoremen und Begriffen und ist für die Erklärung der wirtschaftlichen Erscheinungen selbst irrelevant. Allein Marx hat abgesehen von dieser Leistung noch eine andere auf „Entwicklung“ bezügliche aufzuweisen. Er hat es versucht die Entwicklung des Wirtschaftslebens selbst mit den Mitteln der ökonomischen Theorie zu behandeln. Seine Akkumulations-, seine Verelendungs-, seine Zusammenbruchstheorie ergeben sich wirklich aus rein ökonomischen Gedankengängen und stets ist sein Blick auf das Ziel gerichtet, die Entfaltung des Wirtschaftslebens als solche und nicht bloß seinen Kreislauf in einem bestimmten Zeitpunkt gedanklich zu durchdringen. Aber die Basen seiner Theorie sind dennoch durchaus statischer Natur — sind es doch die Basen der Klassiker. Und wenn auch der Ton Entwicklung atmet und darstellerisch das Moment der Statik zurücktritt, so bleibt

doch auch in seiner Hand das klassische Gebäude, was es seiner Natur nach ist.

Ricardos Epigonen von James Mill bis Cairnes und Nicholson haben in der Ausarbeitung der von ihm überkommenen Prinzipien, also der ökonomischen Statik, ihr Arbeitsfeld gefunden. Daß es weiter und breiter aussieht als das statische Feld, das wir delinierten, kommt, wie gesagt, nur daher, daß viele Dinge — und vor allem die Zinstheorie — hineingepreßt werden, die sich in ihm nicht zeigen, wenn man seine Grundprinzipien folgerichtig zu Ende denkt. Und daher, daß ein jeder Autor auch mehr oder weniger über Entwicklung — aber doch nur über Wirkungen einer vorhandenen Entwicklung auf die statische Wirtschaft — sprach. Bei dieser Ausarbeitung trat die Erkenntnis vom statischen Charakter des ökonomischen Lehrgebäudes immer bewußter hervor. Den größten Dienst hat der Auffassung, die wir uns hier darzulegen und zu verteidigen bemühen, J. St. Mill geleistet, indem er die entscheidenden Sätze aussprach⁵⁶: „The three preceding parts include as detailed a view as our limits permit, of what... has been called the Statics of the subject. We have surveyed the field of economic facts, and have examined how they stand related to one another as causes and effects... We have thus obtained a collective view of the economical phenomena considered as existing simultaneously. We have ascertained the principles of their interdependence; and when the state of some of the elements is known, we should now be able to infer... the contemporaneous State of most of the others. All this, however, has only put us in possession of the economical laws of a stationary and unchanging society. We have still to consider the economical condition of mankind as liable to change .. . thereby adding a theory of motion to our theory of equilibrium — the Dynamics of political economy to the Statics.“ Klar also, daß nicht ich erst etwa in die klassische Theorie hineinlege, was ihrem Wesen fremd ist. Von Mill weiche ich nur darin ab, daß ich nachweisen zu können glaube, daß der statische

⁵⁶ Principles IV. Buch 1. Kapitel. Aber zu einer Entwicklungstheorie selbst hat er es nicht gebracht — nicht zu einer Entwicklungstheorie, die Ursachen und Vorgang der Entwicklung selbst erklärt, mehr Erklärung dafür hat als einige Oberflächenbetrachtungen. Vgl. unser zweites Kapitel.

Zustand nicht alle ökonomischen Grundphänomene enthält, sondern daß das Leben einer stationären Volkswirtschaft sich von dem einer nichtstationären wesentlich und in seinen Grundprinzipien unterscheidet.

Die große Reform der Theorie durch die subjektive Wertlehre ließ den statischen Charakter des Lehrgebäudes unberührt. Das sehen wir unmittelbar aus den Ausführungen dieses Kapitels, die ja — wie dieses ganze Buch — auf ihrem Roden stehen. Ja, der statische Charakter der Theorie gewann durch die neue Analyse noch wesentlich an Strenge und Klarheit. Keine Darstellung ist „statischer“ als die Leon Walras', in dessen Hand sich die Grundprinzipien der Theorie seit dem Beginn unserer Wissenschaft in strengster Form kristallisierten. Die Autoren der österreichischen Schule legen formell kaum Gewicht auf das, was wir den statischen Charakter der Theorie nennen, aber auch sie schildern natürlich nichts anderes als den Kreislauf der Wirtschaft. Formell wird darauf in Amerika viel Gewicht gelegt, nach dem Vorgang Prof. J. B. Clarks⁵⁷. Dieser Autor hat einen wesentlichen Schritt über den erwähnten Standpunkt Mills hinausgetan, den statischen Zustand sorgfältig definiert und die Bedingungen seines Eintretens untersucht, so daß man die bewußte Scheidung von Statik und Dynamik wohl vor allem an seinen Namen knüpfen muß. Von ihm ist auch das Postulat einer besondern Theorie der „Dynamik“ mit Energie vertreten worden. Zu seinem Versuche, es zu erfüllen, kommen wir noch im zweiten Kapitel.

Diese Übersicht dürfte dem Leser gezeigt haben, daß unsere Auffassung keineswegs so sehr abseits vom Wege hegt, daß vielmehr der Zug der doktrinellen Entwicklung nicht undeutlich auf die Erkenntnis des statischen Charakters des bestehenden theoretischen Lehrgebäudes geht. Nur über die Grenzen und einzelnen Merkmale der Statik kann heute noch ein ernstlicher Zweifel bestehen. Unsere Abgrenzung derselben deckt sich weder mit der Prof. Clarks noch mit der irgendeines anderen Autors völlig. Deshalb sei der Leser ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß ich hier von dem aus-

⁵⁷ Vgl. sein: *Distribution of Wealth und Essentials of Economic Theory*. Darüber meine Abhandlung über die neuere Wirtschaftstheorie in den Vereinigten Staaten. *Schmollers Jahrbuch* 1910.

gehen und mit dem operieren werde, was ich für das Wesen der Statik halte und daß dieser Begriff, wie er hier verwendet wird, nur in dem ihm hier gegebenen Sinn verstanden und nicht ohne weiteres mit den Begriffen desselben Namens bei anderen Autoren gleichzusetzen ist. Ich glaube zwar natürlich, daß die lange Entwicklung, die schon von den Quellen der Nationalökonomie an auf die Zweiteilung ihres Grundproblems hindrängt, schließlich in meinem Begriff der Statik münden oder doch durch ihn hindurchgehen muß, aber heute ist das ganze hier liegende Problem noch viel zu ungeklärt, als daß man jemals von Statik sprechen oder lesen dürfte ohne sich genau zu vergegenwärtigen, was mit dem Worte gemeint ist.

Zweites Kapitel.

Das Grundphänomen der wirtschaftlichen Entwicklung,

I.

Der soziale Prozeß, der unser Leben und Denken rationalisiert¹, hat uns zwar aus der metaphysischen Betrachtung der sozialen Entwicklung herausgeführt und die Möglichkeit neben und außer ihr stehender erfahrungswissenschaftlicher Betrachtung sehen gelehrt, aber sein Werk so unvollständig getan, daß wir vorsichtig sein müssen mit dem Entwicklungsphänomen, das wir erschaun, noch mehr mit dem Begriff, in den wir es fassen, am meisten mit dem Wort, mit dem wir diesen Begriff bezeichnen und dessen Assoziationen nach allen möglichen unerwünschten Richtungen hin irrlichtern. Nahe verwandt mit dem metaphysischen Vorurteil — deutlicher: mit den metaphysischen Wurzeln entwachsenen Anschauungen, die ihrer Natur nach Vorurteile werden, wenn man sie, unüberbrückbarer Klüfte nicht achtend, erfahrungswissenschaftliche Arbeit tun läßt —, wenngleich nicht ohne weiteres selbst ein solches metaphysisches Vorurteil, ist jedes Suchen nach einem objektiven Sinn der Geschichte und auch das Postulat, daß ein Volk, ein Kulturkreis oder gar die ganze Menschheit irgendwelche Entwicklung im Sinn einer einheitlich zu begreifenden Entwicklungslinie aufweisen müsse, wie das sogar ein so nüchterner Geist wie Roscher angenommen hat und wie das zahllose Geschichtsphilosophen und Geschichtstheoretiker der langen und glänzenden Reihe von Vico bis Lamprecht subintelligierten und noch subintelligieren. Hierher gehört auch die Spielart des Entwicklungsgedankens, die bei Darwin zentriert — wenigstens dann, wenn diese Betrachtungsweise auf unser Gebiet einfach analog angewendet

¹ Das ist hier im Sinne Max Webers gemeint.

wird — und das psychologische Vorurteil, soweit man im Motiv und im Willensakt ohne weiteres und ohne Begründung im einzelnen Fall mehr sieht als eine — gewiß oft unser Verständnis erleichternde — Reflexerscheinung des sozialen Geschehens. Daß der Entwicklungsgedanke auf unserem Gebiet nun diskreditiert ist und insbesondere von historischer Seite immer wieder und grundsätzlich abgelehnt wird, hat aber noch einen anderen Grund. Zum Fluidum un- und außerwissenschaftlicher Mystik verschiedenster Färbung, das den Entwicklungsgedanken umgibt, gesellt sich auch noch das Fluidum von Dilettantismus; alle die vorschnellen, ungenügend fundierten Generalisationen, in denen das Wort Entwicklung eine Rolle spielt, haben viele unter uns mit Wort, Begriff und Sache in gleicher Weise die Geduld verlieren lassen.

Vor allem von solchen Dingen müssen wir fort. Was dann noch bleibt, sind diese zwei Tatsachen: erstens die Tatsache der steten Veränderung historischer Zustände, die eben dadurch zu historischen Individuen in der historischen Zeit werden. Diese Veränderungen absolvieren weder einen Kreislauf, der sich etwa immer wiederholte, noch sind sie Pendelbewegungen um ein Zentrum. Diese beiden Umstände definieren uns den Regriff der sozialen Entwicklung zusammen mit der zweiten Tatsache: daß sich jeder historische Zustand aus dem vorhergehenden adäquat verständlich machen läßt und, wo das im einzelnen Fall nicht befriedigend gelingt, wir das Vorliegen eines ungelösten, nicht aber eines unlösbaren Problems anerkennen. Das gilt zunächst für den Einzelfall. So verstehen wir z. B. die innerpolitische Geschichte Deutschlands im Jahre 1919 als eine der Auswirkungen des vorhergegangenen Krieges. Es gilt aber auch allgemeiner, z. B. für die Erklärung der Lebensform der Polis der Pentekontaetie, noch allgemeiner z. B. für den modernen Staat und kann immer allgemeiner gelten, ohne jede feste, von vornherein zu bestimmende Grenze.

Wirtschaftliche Entwicklung wäre zunächst nicht anders zu definieren. Sie ist soweit einfach der Gegenstand der Wirtschaftsgeschichte, eines bloß darstellerisch gesonderten, grundsätzlich unselbständigen Teilgebiets der Universalgeschichte. Eben wegen dieser grundsätzlichen Unselbständigkeit kann unsere zweite Tatsache nicht

ohne weiteres auch von ihr behauptet werden. Denn der einzelne unterscheidbare Wirtschaftszustand eines Volkes ergibt sich nicht einfach aus dem vorhergehenden Wirtschafts-, sondern nur aus dem vorhergehenden Gesamtzustand. Die darstellerische und analytische Schwierigkeit, die sich daraus ergibt, verringert sich, wenn auch nicht grundsätzlich, so doch praktisch sehr erheblich durch jene Tatsachen, auf welchen die ökonomische Geschichtsauffassung beruht; ohne daß wir hier genötigt wären, für oder gegen sie Stellung zu nehmen, können wir feststellen, daß die Welt des Wirtschaftens eine relative Autonomie hat, weil sie einen so großen Teil des Lebens eines Volkes ausfüllt und einen großen Teil vom Rest formt oder bedingt: weshalb es natürlich eine andere Sache ist, eine Wirtschaftsgeschichte für sich darzustellen, als etwa eine Geschichte der Kriege. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, welcher die Darstellung eines jeden der unterscheidbaren Teilgebiete des sozialen Geschehens erleichtert. Die heteronomen Momente wirken auf das Geschehen auf jedem Teilgebiet im allgemeinen nicht wie das Platzen einer Bombe, sondern durch dessen Daten und das Verhalten seiner Menschen hindurch; und auch dort, wo ein Ereignis in der Art auftritt, die wir uns mit dem Gleichnis der platzenden Bombe verdeutlichen, treten die Folgen nur in dem besondern Gewand auf, das ihnen die Tatsachen eines jeden Teilgebiets umhängen. Wie deshalb die Darstellung der Auswirkungen der Gegenreformation auf die italienische und spanische Malerei noch immer Kunstgeschichte bleibt, so bleibt das wirtschaftliche Geschehen auch dort wirtschaftlich zu begreifen, wo der wahre Ursachenkomplex noch so außerwirtschaftlich ist.

Auch dieses Teilgebiet ist einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gesichtspunkten und Behandlungen fähig, die man unter anderem nach der Weite ihrer Spanne — oder sagen wir gleich nach dem Grad ihrer Generalisation — aufreihen kann. Von der Darstellung des Inhalts der Urbare des Klosters Niederaltaich bis zu Sombarts Darstellung der Entwicklung des westeuropäischen Wirtschaftslebens führt ein kontinuierliches, nirgends abreißendes, logisch einheitliches Band. Eine solche Darstellung, wie die eben erwähnte — sie ist nicht bloß eine historische Theorie und eine theoretische, d. h. die Tatsachenelemente kausal verknüpfende Geschichte des Kapitalismus,

sondern im Ansatz und im. Wurf auch beides für die vor-kapitalistische Wirtschaft der historischen Zeit —, ist das höchste Ziel, wonach Ehrgeiz heute greifen kann. Sie ist Theorie, und zwar Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung in dem Sinn, den wir momentan meinen. Sie ist aber nicht ökonomische Theorie in dem Sinn, in welchem der Inhalt des ersten Kapitels dieses Buches ökonomische Theorie ist und der unter „ökonomischer Theorie“ seit Ricardos Tagen verstanden wird. Die ökonomische Theorie in diesem letzteren Sinn spielt zwar eine Rolle bei einer Theorie wie der Sombarts, aber eine durchaus untergeordnete: wo nämlich die Verknüpfung historischer Tatsachen ausreichend kompliziert ist, um Auffassungsweisen nötig zu machen, die nicht schon in der Alltagserfahrung vorzufinden sind, nimmt der Gedankengang die Form an, die jener analytische Apparat darbietet. Für das jedoch, worauf es beim Verständlichmachen der Entwicklung oder des historischen Ablaufs — und zwar nicht nur eines individuellen, sondern auch bei denkbar viel umfassender Spanne — ankommt, für das Herausarbeiten der Momente, die ein Zustandsbild charakterisieren oder einen Ablauf bestimmen — was man in einem engeren Sinn als die spezifische Aufgabe des Wirtschaftssoziologen oder Nationalökonomens gegenüber dem historischen Ablauf und als Entwicklungstheorie bezeichnen könnte —, leistet die ökonomische Theorie der Problemreihe Wert—Preis—Geld nichts².

² Wenn gleichwohl Nationalökonomens von je etwas zu sagen hatten über dieses Thema, so kommt das nur daher, daß sie sich nicht auf die ökonomische Theorie beschränkten, sondern — und zwar in der Regel ganz oberflächlich — entweder historische Soziologie trieben oder doch Annahmen über die Gestaltung der wirtschaftlichen Zukunft machten. Arbeitsteilung, Entstehen von Privateigentum an Grund und Boden, zunehmende Naturbeherrschung, Wirtschaftsfreiheit und Rechtssicherheit — das sind wohl die wichtigsten Momente, aus denen die „Wirtschaftssoziologie“ von A. Smith besteht. Sie beziehen sich, wie ersichtlich, auf den sozialen Rahmen des wirtschaftlichen Ablaufs, nicht auf irgendwelche diesem immanente Spontaneität. Das kann man auch als Entwicklungstheorie — im Sinne etwa von Bücher — Ricardos betrachten, der aber außerdem noch den Gedankengang aufzuweisen hat, der ihm die Charakterisierung als „Pessimist“ eintrug: die „hypothetische Prognose“ nämlich, daß infolge der fortschreitenden Zunahme von Kapital und Bevölkerung in Verbindung mit fortschreitender — nur temporär durch Produktionsfortschritte zu unterbrechender — Erschöpfung der Bodenkräfte einmal ein Ruhezustand — *toto coelo* zu scheiden von dem ideellen, momentanen Ruhezustand des Gleichgewichts der modernen Theorie — eintreten werde, in dem eine Hypertrophie der Grundrente und eine Hypertrophie aller übrigen Einkommen

Um eine solche Entwicklungstheorie im eben umschriebenen, eigentlichen und üblichen Sinne handelt es sich hier nicht. Es sollen keine historischen Entwicklungsfaktoren — seien es individuelle Ereignisse, wie das Auftreten der amerikanischen Goldproduktion im Deutschland des 16. Jahrhunderts, oder „allgemeinere“ Umstände, wie Veränderungen der Mentalität des Wirtschaftsmenschen, des Umfangs der entdeckten Welt, der sozialen Organisation, der politischen Konstellationen, der Produktionstechnik usw. — nachgewiesen noch soll deren Wirkungsweise beschrieben werden, weder für individuelle,

die Wirtschaftslage charakterisieren würde: eine Annahme über Datengestaltung, deren Konsequenzen „statisch“ abgeleitet werden, und etwas völlig anderes als was oben unter Entwicklungstheorie verstanden ist und noch verschiedener von dem, was wir in diesem Buch darunter verstehen werden. Mill führt denselben Gedankengang sorgfältiger aus, verteilt Farbe und Ton auch anders. Im Kern bietet aber sein 4. Buch „influence of the progress of society on Production and Distribution“ nur dasselbe. Sein Titel schon drückt aus, wie sehr der „progress“ als etwas Außerwirtschaftliches, als etwas in den Daten Wurzelndes, das nur auf Produktion und Verteilung „Einfluß übt“, von ihm betrachtet wird. Insbesondere ist seine Behandlung des Fortschrittes der „arts of production“ streng „statisch“: Dieser Fortschritt erscheint als etwas Autonomes, das eben auf die Wirtschaft „wirkt“ und dessen Wirkung zu untersuchen ist. Das, was dabei übergangen wird, ist der Gegenstand dieses Buchs oder doch der Grundstein seiner Konstruktion. J. B. Clark (Essentials of economic theory 1907), dessen Verdienst es ist, „Statik“ und „Dynamik“ bewußt und grundsätzlich geschieden zu haben, erblickt in den „dynamischen“ Momenten eine Störung des statischen Gleichgewichts. Wir auch; und auch von unserm Standpunkt ist es eine wesentliche Aufgabe, die Wirkungen dieser Störung und das neue Gleichgewicht, das sich sodann herausstellt, zu untersuchen. Aber während er sich darauf beschränkt und ganz wie Mill eben darin den Inhalt der Dynamik sieht, so wollen wir zunächst eine Theorie dieser Störungsursachen geben, soweit sie für uns mehr sind als solche und soweit uns an ihrem Auftreten selbst wesentliche wirtschaftliche Erscheinungen zu hängen scheinen. Im einzelnen: Zwei von den von ihm aufgezählten Störungsursachen (Zunahme des Kapitals und der Bevölkerung) sind auch für uns wie für ihn bloß Störungsursachen, so wichtige „Veränderungsfaktoren“ sie für eine andere, die soeben im Text angedeutete, Problemreihe auch sind. Eine dritte (Veränderung der Geschmacksrichtungen der Konsumenten) auch, was im Text noch begründet werden wird. Aber die restlichen zwei (Veränderungen der Technik und der Organisation der Produktion) bedürfen besonderer Analyse und rufen noch anderes hervor als — wenngleich daneben außerdem auch — „Störungen“ im Sinne der statischen Theorie. Daß man das nicht erkannte, ist der wichtigste einzelne Grund für das, was uns an der ökonomischen Theorie unbefriedigend erscheint. Aus dieser unscheinbaren Quelle fließt, wie wir sehen werden, eine neue Gesamtauffassung des Wirtschaftsprozesses, die eine Reihe fundamentaler Schwierigkeiten überwindet und so die neue Fragestellung im Text rechtfertigt. — Diese Fragestellung ist eher der von Marx parallel. Denn es gibt bei ihm eine innere ökonomische Entwicklung und kein bloßes Anpassen an sich ändernde Daten. Aber mein Bau deckt nur einen kleinen Teil der Fläche des seinen.

noch einheitlich für tunlichst viele Fälle³; vielmehr soll lediglich die ökonomische Theorie, deren Natur dem Leser im ersten Kapitel ausreichend dargelegt wurde, für ihre eigenen Zwecke verbessert, durch einen Zubau brauchbarer gemacht werden; und wenn, was folgt, diese Theorie außerdem in den Stand setzen sollte, ihre Dienerrolle bei jener Entwicklungstheorie, deren Wesen der Leser sich am besten am Werke Sombarts klarmacht, besser zu erfüllen als bisher, so würden dennoch beide Betrachtungsweisen ihrem Sinn und ihrem Ziel nach auf verschiedenen Ebenen liegen.

Unser Problem ist: Die Theorie des ersten Kapitels schildert das Wirtschaftsleben unter dem Gesichtspunkt eines „Kreislaufs“ in jahraus jahrein wesentlich gleicher Bahn — vergleichbar dem Blutkreislauf des tierischen Organismus. Nun verändert sich dieser wirtschaftliche Kreislauf und seine Bahn selbst — nicht nur seine einzelne Phase —, und hier verläßt uns die Analogie mit dem Blutkreislauf. Denn obgleich auch dieser sich verändert im Zug von Wachstum und Verfall des Organismus, so tut er es doch nur kontinuierlich, d. h. in Schritten, die man kleiner wählen kann als jede noch so kleine angebbare Größe, und in immer demselben Rahmen. Solche Veränderungen kennt auch das Leben der Wirtschaft, aber außerdem kennt es noch andere, die nicht kontinuierlich auftreten, den Rahmen, die gewohnte Bahn selbst verändern und vom „Kreislauf“ her nicht verstanden werden können, obgleich sie rein wirtschaftlich — „inner-systematisch“ — sind: wie z. B. die Veränderung zwischen Post-

³ Deshalb war es eines der ärgerlichsten Mißverständnisse, denen die erste Auflage dieses Buches begegnete, daß eingewendet werden konnte, diese Entwicklungstheorie vernachlässige alle historischen Veränderungsfaktoren bis auf einen, nämlich die Unternehmerpersönlichkeit. Wäre meine Darstellung so gemeint gewesen, wie diese Einwendung voraussetzt, so wäre sie offener Unsinn. Allein sie hat es überhaupt nicht mit den Veränderungsfaktoren zu tun, sondern mit der Art, wie sich diese durchsetzen, mit dem Veränderungsmechanismus. Auch der „Unternehmer“ ist hier kein Veränderungsfaktor, sondern Träger des Veränderungsmechanismus. Und ich habe nicht bloß einen Veränderungsfaktor berücksichtigt, sondern keinen. Noch weniger haben wir es hier mit den Faktoren zu tun, die im besondern die Veränderungen der Wirtschaftsverfassungen, Wirtschaftsstile usw. erklären. Das ist ein noch andres Problem — für das wir Entscheidendes von einem in Vorbereitung befindlichen Werk Spiethoffs erwarten dürfen —, und wenn es Punkte gibt, an denen alle diese Betrachtungsweisen zusammenstoßen, so heißt es doch die Früchte aller verkümmern, wenn man sie nicht auseinanderhält und nicht jeder das Recht werden läßt, für sich zu wachsen.

kutsche und Eisenbahn. Solche Veränderungen nun und die Erscheinungen, die in ihrem Gefolge auftreten, sind der Gegenstand unserer Fragestellung. Aber wir fragen nicht: Welche Veränderungen dieser Art haben nach und nach die modernen Volkswirtschaften zu dem gemacht, was sie sind? Auch nicht: Was sind die Bedingungen solcher Veränderungen? — worauf z. B. im angeführten Fall unter anderem zu antworten wäre: Bevölkerungszunahme. Sondern wir fragen, und zwar ganz so allgemein, wie die Theorie überhaupt fragt: Wie vollziehen sich solche Veränderungen, und welche wirtschaftlichen Erscheinungen lösen sie aus?

Ganz dasselbe etwas anders: Die Theorie des ersten Kapitels schildert das Wirtschaftsleben auch unter dem Gesichtspunkt einer Tendenz der Volkswirtschaft nach einem Gleichgewichtszustand, welche Tendenz uns die Mittel gibt, die Preise und Mengen der Güter zu bestimmen, und sich als Anpassung an jeweils vorhandene Daten darstellt. Im Gegensatz zur „Kreislaufbetrachtung“ heißt das nun an sich nicht, daß jahraus jahrein im Wesen „dasselbe“ geschieht; denn es heißt nur, daß wir die einzelnen Vorgänge in der Volkswirtschaft als Teilerscheinungen der Tendenz nach einem Gleichgewichtszustand begreifen, nicht aber nach immer demselben: Die Lage des ideellen, nie erreichten, stets „angestrebten“ (nicht bewußt natürlich) volkswirtschaftlichen Gleichgewichtszustandes ändert sich ja, weil sich die Daten ändern. Und die Theorie ist diesen Datenänderungen gegenüber nicht waffenlos. Sie ist darauf eingerichtet, ihre Konsequenzen zu erfassen, hat auch besondere Werkzeuge dafür (das Werkzeug z. B., das Quasirente heißt). Wenn die Veränderung sich in außersozialen D a t e n — Naturverhältnissen — ereignet oder in außerwirtschaftlichen sozialen — hierher gehören Kriegsfolgen, Änderungen der Handels-, Sozial-, Wirtschaftspolitik —, oder in den Geschmacksrichtungen der Konsumenten scheint es soweit keiner grundsätzlichen Reform der gedanklichen Mittel der Theorie zu bedürfen. Allein diese Mittel versagen — und damit kommt dieser Gedankengang auf denselben Punkt wie der vorhergehende —, wo das wirtschaftliche Leben selbst seine eigenen Daten ruckweise ändert. Bau einer Eisenbahn kann auch hier als Beispiel dienen. Kontinuierliche Veränderungen, die mit der Zeit in steter

Anpassung mittels zahlloser kleiner Schritte aus einem kleinen Detailgeschäft ein großes, z. B. ein Warenhaus, machen können, fallen unter die statische Betrachtung. Aber nicht *uno actu* oder doch nach einem Plan entstehende fundamentale Veränderungen in der Sphäre der Produktion im weitesten Sinn: Da kann sie nicht nur die Folgen mit ihren auf die Infinitesimalmethode eingestellten Mitteln nicht präzise voraussagen, sondern sie kann weder das Zustandekommen solcher produktiver Revolutionen erklären, noch die Erscheinungen, die dabei auftreten, — sondern nur, wenn sie vorgefallen sind, den neuen Gleichgewichtszustand untersuchen. Wiederum: eben dieses Zustandekommen ist unser Problem, das wirtschaftliche Entwicklungsproblem in unserem sehr engen und insbesondere ganz formalen — von allem konkreten Inhalt der Entwicklung abstrahierenden — Sinn. Das Lebensrecht dieser Problemstellung und dieses Abbiegens vom Wege der akzeptierten Theorie liegt nicht schon in der Tatsache, daß die Veränderungen der Volkswirtschaft namentlich, wenngleich nicht bloß, in der kapitalistischen Epoche, d. h. in England seit der Mitte des achtzehnten, in Deutschland seit den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, so und nicht durch kontinuierliche Anpassung vor sich gegangen sind und ihrer Natur nach nur so vor sich gehen konnten, sondern in ihrer Fruchtbarkeit⁴.

Unter „Entwicklung“ sollen also nur solche Veränderungen des Kreislaufs des Wirtschaftslebens verstanden werden, die die Wirtschaft aus sich selbst heraus zeugt, nur eventuelle Veränderungen der „sich selbst überlassenen“, nicht von äußerem Anstoße getriebenen Volkswirtschaft. Würde sich ergeben, daß es solche auf dem wirtschaftlichen Gebiete selbst entstehende Veränderungsursachen nicht gibt und das Phänomen, was wir in praxi wirtschaftliche Entwicklung nennen, lediglich darauf beruht, daß sich die

⁴ Die Probleme des Kapitals, Kredits, Unternehmergewinns, Kapitalzinses und der Krisen (bzw. des Konjunkturwechsels) sind es, an denen sich diese Fruchtbarkeit hier erweisen soll. Doch ist sie damit nicht erschöpft. Dem Theoretiker vom Fach gegenüber weise ich z. B. auf die Schwierigkeiten hin, die um das Problem vom zunehmenden Ertrag, um die Frage der mehrfachen Schnittpunkte zwischen Angebots- und Nachfragekurve und um das Moment der Zeit herum liegen, die auch die Marshall-Analyse, wie Keynes sehr richtig hervorhob, nicht überwunden hat. Auch sie erscheinen von unserem Standpunkt aus in klarerem Licht. Solcher Beispiele gäbe es viele.

Daten ändern und daß sich die Wirtschaft ihnen fortschreitend anpaßt, so würden wir sagen, daß es keine wirtschaftliche Entwicklung gäbe. Damit würden wir meinen, daß die Entwicklung der Volkswirtschaft kein bis in sein innerstes Wesen wirtschaftlich zu erklärendes Phänomen sei, sondern daß die Wirtschaft, an sich entwicklungslos, von den Veränderungen ihrer Umwelt gleichsam mitgezogen werde, daß die Gründe und daher die Erklärung der Entwicklung außerhalb der Tatsachengruppe gesucht werden müssen, die durch die Wirtschaftstheorie prinzipiell beschrieben wird.

Hier wird auch das bloße Wachstum der Wirtschaft, wie es sich in Bevölkerungs- und Reichtumszunahme darbietet, nicht als Entwicklungsvorgang bezeichnet. Denn es ruft keine qualitativ neuen Erscheinungen hervor, sondern nur Anpassungsvorgänge derselben Art wie etwa die Änderungen der natürlichen Daten. Da wir unseren Blick auf andere Vorgänge richten wollen, so rechnen wir solche Zunahmen zu den Datenänderungen⁵.

Um das klar und scharf zu sehen, worauf es uns ankommt, wollen wir bezüglich alles übrigen die statischen Annahmen festhalten und überhaupt von einer statischen Volkswirtschaft ausgehen. Konstanz der Bevölkerung, der politischen und sozialen Organisation usw., allgemein also, Abhandensein aller Veränderungen mit Ausnahme jener, von welchen wir jeweils sprechen, soll daher angenommen werden.

Auch noch ein anderer Punkt, der für uns von Bedeutung ist, sei gleich jetzt hervorgehoben, obgleich er erst später in die richtige Beleuchtungsrücken kann. Ein jedes Ereignis in der sozialen Welt erzeugt Wirkungen nach den verschiedensten Richtungen. Es wirkt auf alle Elemente des sozialen Lebens, wenn auch auf die einen stärker und auf die anderen schwächer. Ein Krieg z. R. läßt seine Spuren auf allen sozialen, wirtschaftlichen Verhältnissen zurück. Das ist auch so, wenn wir unsere Betrachtung auf das Gebiet des wirtschaftlichen Lebens beschränken. Die Veränderung eines Preises zieht prinzipiell Veränderungen aller Preise nach sich, mögen auch

⁶ Wir tun das, weil diese Veränderungen pro Jahr nur unmerklich auftreten und deshalb der Anwendbarkeit der statischen Betrachtungsweise nicht im Weg stehen. Trotzdem ist ihr Auftreten vielfach Bedingung der Entwicklung in unserm Sinn. Aber wenn sie diese auch oft ermöglichen, so schaffen sie sie doch nicht aus sich heraus.

manche der letzteren so unbedeutend sein, daß wir sie in praxi nicht nachweisen können. Und alle diese Veränderungen haben dann ihrerseits wieder dieselben Wirkungen, wie jene erste, von der sie alle veranlaßt wurden, und wirken schließlich auf sie zurück. Wir haben es in den Sozialwissenschaften immer mit einem solchen Gewirre von Wirkungen, mit Wechsel- und Rückwirkungen zu tun, in dem wir leicht den Faden verlieren können, der uns von Gründen zu Folgen leitet. Der größeren Präzision willen setzen wir also jetzt ein für allemal fest: Nur dort sprechen wir von Grund und Folge, wo ein nicht umkehrbarer Kausalzusammenhang vorliegt. In diesem Sinne sagen wir, daß der Gebrauchswert der Grund des Tauschwertes der Güter ist. Dagegen sprechen wir dort nicht von Grund und Folge, wo zwischen zwei Tatsachengruppen die Beziehung der Wechselwirkung besteht, wie z. R. zwischen Klassenbildung und Vermögensverteilung. Mag auch im konkreten Falle jemandes Vermögen seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse „begründen“, so reicht das nach unserer Festsetzung nicht aus, ebensowenig, wie wenn für jemand in einem besonderen Falle eine Veränderung des Tauschwertes eines Gutes eine Veränderung in seinem Gebrauchswerte verursacht, was ja vorkommen kann. Man sieht, was ich meine: Als ein Grund für eine wirtschaftliche Erscheinung soll nur ihr Erklärungsprinzip bezeichnet werden, jenes Moment, das uns ihr Wesen verstehen läßt. Wir unterscheiden ferner prinzipiell zwischen Wirkungen und Rückwirkungen eines Momentes. So werden wir ein bestimmtes Erklärungsprinzip für die Entwicklung der Wirtschaft angeben. Jene Folgen, die sich aus seinem Wesen selbst ergeben, werden wir „Wirkungen der Entwicklung“ nennen. Andere Erscheinungen, die sich nicht direkt aus jenem Prinzipie ergeben, sondern die nur regelmäßig sich in seinem Gefolge einstellen, Erscheinungen, welche sich auf Grund anderer Erklärungsprinzipien verstehen lassen, wenngleich sie in letzter Linie ihre Existenz der Entwicklung verdanken, wollen wir „Rückwirkungen der Entwicklung“ nennen. Diese Unterscheidung der Entwicklungserscheinungen in zwei Klassen ist, wie sich zeigen wird, von erheblicher Wichtigkeit. Man pflegt diese Erscheinungen sonst als gleichberechtigt zu betrachten, aber wir werden sehen, daß sie ihrer Natur nach in primäre und sekundäre zer-

fallen und daß man, wenn man das erkennt, näher an das Wesen des Phänomens der Entwicklung herankommt.

Jeder konkrete Entwicklungsvorgang endlich beruht auf vorhergehenden Entwicklungen. Um aber das Wesen der Sache ganz scharf zu sehen, wollen wir davon abstrahieren und die Entwicklung sich aus einem entwicklungslosen Zustand erheben lassen. Jeder Entwicklungsvorgang schafft die Voraussetzungen für die folgenden. Dadurch werden deren Formen alteriert, und die Dinge verlaufen dann anders als sie verlaufen würden, wenn jede konkrete Entwicklungsphase sich ihre Bedingungen erst schaffen müßte. Wenn wir aber an das Wesen der Sache kommen wollen, dürfen wir nicht in unsere Erklärung Elemente des zu Erklärenden aufnehmen. Wir wollen das auch nicht tun, aber indem wir es nicht tun, schaffen wir eine scheinbare Diskrepanz zwischen Tatsachen und Theorie, die zu überwinden eine Hauptschwierigkeit für den Leser bilden dürfte. Deshalb die allgemeine Mahnung: nicht für Ursache der Entwicklung zu halten, was nur Folge bereits vorhandener oder vorausgegangener Entwicklung ist.

Wenn es mir besser als in der ersten Auflage gelungen ist, diese Darstellung auf das Wesentliche zu konzentrieren und vor Mißverständnissen zu schützen, so bedarf es nicht mehr besonderer Erklärungen über die in so zahllosen Bedeutungen modern gewordenen Worte „Statik“ und „Dynamik“. Entwicklung in unserem Sinn — und das an der Entwicklung im üblichen Sinn, was daran einerseits das spezifisch „Reinökonomische“ ist und andererseits das vom Standpunkt der ökonomischen Theorie grundsätzlich Relevante — ist eine besondere praktisch und gedanklich unterscheidbare Erscheinung, die nicht vorkommt unter den Erscheinungen des Kreislaufs oder der Gleichgewichtstendenz, sondern nur wie eine äußere Macht in sie hineinwirkt. Sie ist die Veränderung der Bahn, in welcher sich der Kreislauf erfüllt, im Gegensatz zur Kreislaufbewegung, die Verschiebung des Gleichgewichtszustands im Gegensatz zum Vorgang der Bewegung nach einem Gleichgewichtszustand. Aber nicht jede solche Veränderung oder Verschiebung, sondern nur — denn alle ändern sind ohneweiters verständlich und bieten keine besondern Probleme — erstens spontan der Wirtschaft entspringende und

zweitens diskontinuierliche. Und unsere Entwicklungstheorie ist — was nicht schon beschlossen ist in der Erkenntnis des Vorliegens einer besonderen Erscheinung — eine besondere auf diese Erscheinung und ihre Folgeerscheinungen und ihre Probleme abgestellte Betrachtungsweise, eine Theorie der so abgegrenzten Veränderungen der Bahn des Kreislaufs, eine Theorie des Übergangs der Volkswirtschaft von dem jeweils gegebenen Gravitationszentrum zu einem andern („Dynamik“) im Gegensatz zur Theorie des Kreislaufs selbst, zur Theorie der steten Anpassung der Wirtschaft an wechselnde Gleichgewichtszentren und ipso facto auch der Wirkungen⁶ dieses Wechsels („Statik“).

II.

Diese spontanen und diskontinuierlichen Veränderungen der Bahnen des Kreislaufes und Verschiebungen des Gleichgewichtszentrums treten in der Sphäre des industriellen und kommerziellen Lebens auf. Nicht in der Sphäre des Bedarfslebens der Konsumenten der Endprodukte. Wo spontane und diskontinuierliche — „ruckweise“ — Veränderungen in den Geschmacksrichtungen dieser letzteren auftreten, liegt eine plötzliche Veränderung der Daten vor, mit denen der Geschäftsmann zu rechnen hat, möglicherweise also ein Anlaß und eine Gelegenheit für andere als schrittweise Anpassungen seines Verhaltens, aber nicht schon solche andere Erscheinungen selbst. An und für sich liegt also in solchen Veränderungen kein besonderer Behandlung bedürftiges Problem, sondern nur ein ähnlicher Fall vor wie bei der Veränderung zum Beispiel natürlicher Daten, weshalb wir von eventueller Spontaneität der Konsumentenbedürfnisse absehen und sie insoweit als gegeben annehmen wollen. Das wird uns auch durch die Erfahrungstatsache erleichtert, daß diese Spontaneität im allgemeinen gering ist. Wenn gleich die ökonomische Betrachtung von der fundamentalen Tatsache ausgeht, daß die Bedarfsbefriedigung die Ratio alles Produzierens

⁶ Woraus es sich erklärt, daß die gedanklichen Mittel der Statik vieles an Entwicklung im üblichen Sinne bewältigen können und daß mitunter (z. B. von Barone) eben dieses Analysieren der Konsequenzen irgendwelcher Veränderungen mit Hilfe der am Gleichgewichtsstreben orientierten (also „statischen“) Methode als „Dynamik“ bezeichnet wird. Auch zur Behandlung der sekundären Erscheinungen der Entwicklung in unserm Sinn werden wir uns „statischer“ Gedankengänge bedienen.

ist und der jeweils gegebene Wirtschaftszustand von dieser Seite her verstanden werden muß, so vollziehen sich Neuerungen in der Wirtschaft doch in der Regel nicht so, daß erst neue Bedürfnisse spontan bei den Konsumenten auftreten und durch ihren Druck der Produktionsapparat umorientiert wird — wir leugnen das Vorkommen dieses Nexus nicht, nur bietet er uns kein Problem —, sondern so, daß neue Bedürfnisse den Konsumenten von der Produktionsseite her anezogen werden, so daß die Initiative bei der letzteren liegt — einer der vielen Unterschiede zwischen dem Absolvieren des Kreislaufs in gewohnter Bahn und dem Entstehen neuer Dinge: im ersteren Fall ist es zulässig und im zweiten Fall ist es das nicht, Angebot und Nachfrage einander als prinzipiell unabhängige Faktoren gegenüberzustellen. Woraus folgt, daß es eine Gleichgewichtslage im Sinn des ersten Falles im zweiten nicht geben kann.

Produzieren heißt die in unserem Bereiche vorhandenen Dinge und Kräfte kombinieren (vgl. oben S. 17). Anderes oder anders produzieren heißt diese Dinge und Kräfte anders kombinieren. Soweit die neue Kombination von der alten aus mit der Zeit durch kleine Schritte, kontinuierlich anpassend, erreicht werden kann, liegt gewiß Veränderung, eventuell Wachstum vor, aber weder ein neues der Gleichgewichtsbetrachtung entrücktes Phänomen, noch Entwicklung in unserm Sinn. Soweit das nicht der Fall ist, sondern die neue Kombination nur diskontinuierlich auftreten kann oder tatsächlich auftritt, entstehen die der letztern charakteristischen Erscheinungen. Aus Gründen darstellerischer Zweckmäßigkeit meinen wir fortan nur diesen Fall, wenn wir von neuen Kombinationen von Produktionsmitteln sprechen. Form und Inhalt der Entwicklung in unserem Sinn ist dann gegeben durch die Definition: Durchsetzung neuer Kombinationen.

Dieser Begriff deckt folgende fünf Fälle:

1. Herstellung eines neuen, d. h. dem Konsumentenkreise noch nicht vertrauten Gutes oder einer neuen Qualität eines Gutes.
2. Einführung einer neuen, d. h. dem betreffenden Industriezweig noch nicht praktisch bekannten Produktionsmethode, die keineswegs auf einer wissenschaftlich neuen Entdeckung zu beruhen braucht und auch in einer neuartigen Weise bestehen kann mit einer Ware kommerziell zu verfahren.

3. Erschließung eines neuen Absatzmarktes, d. h. eines Marktes, auf dem der betreffende Industriezweig des betreffenden Landes bisher noch nicht eingeführt war, mag dieser Markt schon vorher existiert haben oder nicht.
4. Eroberung einer neuen Bezugsquelle von Rohstoffen oder Halbfabrikaten, wiederum: gleichgültig, ob diese Bezugsquelle schon vorher existierte. — und bloß sei es nicht beachtet wurde sei es für unzugänglich galt — oder ob sie erst geschaffen werden muß.
5. Durchführung einer Neuorganisation, wie Schaffung einer Monopolstellung (z. B. durch Vertrustung) oder Durchbrechen eines Monopols.

Zwei Dinge sind nun wesentlich für die Erscheinungen, unter denen sich die Durchsetzung solcher neuen Kombinationen vollzieht, und für das Verständnis der Probleme, die sich dabei ergeben: es kann erstens vorkommen, aber es gehört nicht zum Wesen der Sache, daß die neuen Kombinationen von denselben Leuten durchgesetzt werden, welche den Produktionsprozeß oder den kommerziellen Weg der Waren in jenen eingelebten alten Kombinationen beherrschen, die durch die neuen überholt und verdrängt werden. Vielmehr treten der Idee und auch der Regel nach die neuen Kombinationen, bzw. die sie verkörpernden Firmen, Produktionsstätten usw., nicht einfach an die Stelle, sondern zunächst neben die alten, die aus sich heraus meist gar nicht in der Lage wären, den großen neuen Schritt zu tun: es waren, um bei dem einmal gewählten Beispiel zu bleiben, im allgemeinen nicht die Postmeister, welche die Eisenbahnen gründeten. Dieser Umstand stellt nicht nur die Diskontinuität, welche unsern Grundvorgang kennzeichnet, in ein besonderes Licht, schafft sozusagen zur ersten früher dargelegten noch eine zweite Art von Diskontinuität, sondern er beherrscht auch den Verlauf der Begleiterscheinungen. Insbesondere in der Konkurrenzwirtschaft, in der sich die neuen Kombinationen durch das Niederkonkurrieren der alten durchsetzen, wird dadurch der ihr eigentümliche, viel zu wenig beachtete Prozeß des sozialen Auftriebs einerseits und der sozialen Deklassierung andererseits und eine ganze Reihe von Einzelercheinungen — sehr viel insbesondere am Zyklus der Konjunkturen und

am Mechanismus der Vermögensbildung — erklärt. Auch in der geschlossenen Wirtschaft, z. B. der Wirtschaft eines sozialistischen Gemeinwesens, würden häufig die neuen Kombinationen zunächst neben die alten treten. Aber die wirtschaftlichen Konsequenzen dieses Vorgangs würden zum Teil, die sozialen ganz ausfallen. Und wenn die Konkurrenzwirtschaft durch das Entstehen großer Konzerne durchbrochen ist, wie sie z. B. heute in der Schwerindustrie aller Länder bestehen, muß immer mehr dasselbe gelten und die Durchsetzung der neuen Kombinationen in immer höherem Maß innere Angelegenheit eines und desselben Wirtschaftskörpers werden. Der Unterschied, den das macht, ist groß genug, um als Wasserscheide zwischen zwei Epochen der Sozialgeschichte des Kapitalismus zu dienen.

In nur teilweisem Zusammenhang mit diesem Moment ist zweitens zu beachten, daß wir uns die Durchsetzung der neuen Kombinationen und das Entstehen ihrer Verkörperungen grundsätzlich niemals so vorzustellen haben, wie wenn sie ungenützte Produktionsmittel in sich vereinigten. Es kann wohl sein und es wird dann als fördernder Umstand, als günstige Bedingung und selbst als Anlaß der Durchsetzung neuer Kombinationen erscheinen, daß gelegentlich arbeitslose Arbeitermassen vorhanden sind, aber Arbeitslosigkeit in großem Ausmaß ist nur Folge welthistorischer Ereignisse — wie z. B. des Weltkrieges — oder eben der Entwicklung, die wir untersuchen. In keinem von beiden Fällen kann ihr Vorhandensein eine Rolle bei der prinzipiellen Erklärung spielen und in einem ausbalancierten normalen Kreislauf kann es sie nicht geben. Der normalerweise alljährlich eintretende Zuwachs wäre nicht allein für sich genommen viel zu gering, sondern er ist auch durch die ihm entsprechende, kleinweise erfolgende, also „statische“ Ausweitung des Kreislaufs gerade so gebunden, wie die in ihm schon in der vorhergehenden Wirtschaftsperiode verwendeten Produktionsmittelmengen selbst: auf diese Art von Wachstum ist er eingestellt⁷. In der Regel muß die neue Kombination die Produktionsmittel, die sie braucht,

⁷ Überhaupt kann man im großen Durchschnitt viel eher sagen, daß die Bevölkerung in den Wirtschaftsraum jeweils hineinwächst, als daß ihr spontanes Wachsen den gegebenen Wirtschaftsraum zu sprengen pflegt.

irgendwelchen alten Kombinationen entziehen — und aus den erwähnten Gründen können wir sagen, daß sie das grundsätzlich immer tut. Auch das löst, wie wir sehen werden, insbesondere für den Konjunkturverlauf wichtige Folgen aus, und ist eine zweite Form des Niederkonkurrierens alter Betriebe. Die Durchsetzung neuer Kombinationen bedeutet also — was eine zweite Definition von Form und Inhalt der Entwicklung in unserem Sinn abgeben könnte — Andersverwendung des Produktionsmittelvorrates der Volkswirtschaft. Wenn jenes Rudiment von reinökonomischer Entwicklungstheorie, das in der üblichen Lehre von der Kapitalbildung steckt, immer nur von Sparen und Arbeiten spricht und im Zusammenhang damit immer nur von der Investition des darauf beruhenden jährlichen kleinen Zuwachses, so wird damit nichts Falsches gesagt, aber es wird dadurch der Ausblick auf wesentliche Dinge versperrt. Die langsam und kontinuierlich im Lauf der Zeit eintretende Vermehrung des nationalen Vorrats an Produktionsmitteln und Ausweitung des Bedarfes ist zwar natürlich wesentlich für die Erklärung des Ablaufes der Wirtschaftsgeschichte durch die Jahrhunderte, tritt aber für den Mechanismus der Entwicklung hinter der Andersverwendung der jeweils vorhandenen Mittel völlig zurück. Bei Betrachtung kürzerer Epochen übrigens auch für den geschichtlichen Ablauf: Andersverwendung und nicht Sparen und Zunahme der verfügbaren Arbeitsmengen als solche hat das Antlitz der Weltwirtschaft z. R. in den letzten fünfzig Jahren verändert. Besonders die Zunahme der Bevölkerung aber auch der Quellen, aus deren Ertrag gespart werden kann, wurde im vorgefallenen Ausmaß überhaupt erst durch Andersverwendung der jeweils vorhandenen Mittel ermöglicht.

Ebenso unkontrovers, ja sogar eine offenbare Selbstverständlichkeit, ist wohl auch der nächste Schritt unseres Gedankengangs: Zur Durchsetzung der neuen Kombinationen bedarf es der Verfügung über Produktionsmittel. Das ist kein Problem für den eingelebten Kreislauf: Die vorhandenen Betriebe, die ineinandergreifend diesen Kreislauf erledigen, haben die nötigen Produktionsmittel schon oder sie können sie sich fortlaufend, wie im ersten Kapitel auseinandergesetzt, mit dem Erlös vorhergegangener Produktion normalerweise beschaffen; es gibt da keine grundsätzliche Diskrepanz zwischen

„Eingängen“ und „Ausgängen“, die vielmehr einander grundsätzlich ebenso entsprechen wie beide den sich anbietenden Produktionsmittelmengen und den nachgefragten Produkten; einmal im Gang, rollt dieser Mechanismus immer wieder ab. Das Problem existiert ferner nicht in der geschlossenen Wirtschaft, auch wenn sich in ihr neue Kombinationen durchsetzen: Denn die Zentraleitung, z. B. ein sozialistisches Wirtschaftsministerium, verfügt eben die Andersverwendung der auf alle Fälle vorhandenen Produktionsmittel ganz so wie ihre bisherige Verwendung; die neue Verfügung kann unter Umständen den Gliedern der Gemeinschaft temporäre Opfer auferlegen, Entbehrungen oder erhöhte Anstrengungen; sie kann die Lösung schwieriger Fragen voraussetzen, z. B. der Frage, aus welchen alten Kombinationen die nötigen Produktionsmittel abkommandiert werden sollen; aber eine besondere Aktion der Beschaffung nicht schon der Wirtschaftsleitung zur Disposition stehender Produktionsmittel kommt nicht in Frage. Das Problem existiert endlich auch in der Konkurrenzwirtschaft bei der Durchsetzung neuer Kombinationen dann nicht, wenn derjenige, der sie durchsetzen will, die dazu nötigen Produktionsmittel hat oder gegen andre, die er hat, oder irgendwelche sonstigen Vermögensstücke eintauschen kann. Das ist nicht schon das Privileg von Vermögensbesitz, sondern nur das Privileg verfügbaren Vermögensbesitzes, d. h. solchen, der entweder für die Durchsetzung der neuen Kombination unmittelbar oder für den Eintausch der nötigen Sachen und Dienste verwendbar ist⁸. Andernfalls — und das ist die Regel, wie es der grundsätzlich interessante Fall ist — ist auch der Besitzer von Vermögen und sei es der größte Konzern in der Lage des Mittellosen — wenngleich graduell durch Ansehen und die Möglichkeit Sicherheit zu geben in einer bessern als dieser —, der eine neue Kombination durchsetzen will, die nicht wie eine bestehende durch schon fließende Erträge finanziert werden kann: nämlich Kredit in Geld oder Geldersatzmitteln aufzunehmen und dafür die nötigen Produktionsmittel zu kaufen. Diesen Kredit bereitzustellen ist offenbar die Funktion jener Kategorie von

⁸ Ein Privileg, das sich der einzelne auch durch Sparen erringen kann. In einer Volkswirtschaft des handwerklichen Typus würde dieses Moment mehr betont werden müssen. Die „Rücklagen“ der Industriellen setzen Entwicklung schon voraus.

Wirtschaftssubjekten, die man „Kapitalisten“ nennt. Ebenso offenbar ist das die der „kapitalistischen“ Wirtschaftsform eigene Methode – und wichtig genug, um als ihre *differentia specifica* zu dienen – die Volkswirtschaft in neue Bahnen zu zwingen, ihre Mittel neuen Zielen dienstbar zu machen, im Gegensatz zur Methode der geschlossenen oder Planwirtschaft jeder Art, die einfach in der Ausübung der Befehlsgewalt des leitenden Organs besteht.

Nicht menschenmöglich scheint es mir, irgendeine der Selbstverständlichkeiten des vorstehenden Absatzes zu bestreiten. Die Betonung der Bedeutung des Kredits findet sich in jedem Lehrbuch: Daß das Gebäude der modernen Industrie nicht ohne ihn hätte entstehen können, daß er alle vorhandenen Mittel fruchtbar und den einzelnen bis zu einem gewissen Grad unabhängig von ererbtem Besitz mache, daß das Talent im Wirtschaftsleben „auf seinen Schulden zum Erfolg reite“ – das kann auch konservativste Orthodoxie der Theoretiker nicht gut in Abrede stellen. Die Verbindung zwischen Kredit und Durchsetzung des Neuen, die hier anklingt und später viel schärfer formuliert werden wird, kann soweit ebensowenig befremden: Denn daß erstens Kredit vor allem dazu nötig ist, und daß er von daher auch in die Gebarung „laufender“ Betriebe eingedrungen ist – einerseits dadurch, daß er zu ihrer Entstehung nötig war, andererseits dadurch, daß sein Mechanismus, einmal vorhanden, aus auf der Hand liegenden Gründen⁹ auch „alte Kombinationen“ ergriff – ist sowohl gedanklich wie historisch klar. Gedanklich: Wir haben im ersten Kapitel gesehen – wenn es nicht ohne weiteres einleuchtet –, daß Kreditnehmen nicht ein notwendiges Element des normalen Wirtschaftsablaufs in gewohnter Bahn ist, ein Element, ohne das wir die wesentlichen Erscheinungen desselben nicht verstehen könnten. Bei der Durchsetzung neuer Kombinationen ist hingegen „Finanzierung“ als besondere Aktion grundsätzlich nötig, für Praxis wie Gedankenbild. Historisch: Der industrielle Geldgeber und der industrielle Geldnehmer sind keine „frühen“ Erscheinungen. Der vorkapitalistische Geldgeber gab Geld für andere als geschäftliche Zwecke, der frühkapitalistische für andere Zwecke als die Deckung

⁹ Deren wichtigster das Auftreten des Produktivzinses ist, wie wir im fünften Kapitel sehen werden.

laufenden Betriebsbedarfs. Und wir alle kennen noch den Typus von Industriellen, der im Kreditnehmen eine *capitis deminutio* erblickte und jeder Bank und jedem Wechsel fernblieb. Das kapitalistische Kreditsystem ist tatsächlich aus und an der Finanzierung neuer Kombinationen erwachsen — in allen Ländern, wenngleich in jedem in besonderer Weise; besonders charakteristisch ist das Entstehen der deutschen größeren und Großbanken — und erst im Zusammenhang damit auf Depositenjagd und wiederum in Zusammenhang damit an die Gewährung von Zirkulationskredit auch an eingelebte Betriebe gegangen. Endlich kann es kein Stein des Anstoßes sein, daß wir von Kreditnahme in „Geld oder Geldersatzmitteln“ sprechen. Wir behaupten ja nicht, daß man mit Münzen, Zetteln oder Gutschriften produzieren kann, und leugnen nicht, daß dazu vielmehr Arbeitsleistungen, Boh- und Hilfsstoffe, Werkzeuge usw. gehören. Wir sprechen ja selbst von Verfügung über Produktionsmittel.

Trotzdem liegt hier ein Punkt, auf den schon jetzt hingewiesen sei. Die überkommene Theorie sieht ein Problem in dem Vorhandensein dieser Produktionsmittel, und an dieses Problem ranken sich Gedankengänge, die besonders für die Zinstheorie wesentlich sind. Unsere Auffassung kennt dieses Problem nicht; anders ausgedrückt, es erscheint für uns als Schemproblem: Es existiert nicht im Kreislauf, weil dessen Phasen nur auf Grund schon vorhandener Produktionsmittelmengen ablaufen und deren Entstehen nicht aus ihm selbst erklärt werden kann. Es existiert nicht für die Durchsetzung neuer Kombinationen¹⁰, weil diese die Produktionsmittel, die sie brauchen, dem Kreislauf entnehmen, wobei es völlig einerlei ist, ob sie diese Mittel im Kreislauf schon so vorfinden wie sie sie brauchen, wie vor allem die „ursprünglichen“ und besonders die unqualifizierte Handarbeit, oder erst herstellen oder herstellen lassen müssen, wie viele der „produzierten“ Produktionsmittel. Diese Tatsache erfassen und dieses Scheinproblem eliminieren wir durch die Instrumente: „Ent-

¹⁰ Natürlich fallen die Produktionsmittel aber nicht vom Himmel: Soweit sie nicht natur- oder außerwirtschaftlich gegeben sind, wurden und werden sie jeweils von den einzelnen Wellen der Entwicklung in unserm Sinn geschaffen und fortab dem Kreislauf einverleibt. Aber jede individuelle Entwicklungswelle und jede einzelne neue Kombination geht selbst wieder vom Produktionsmittelvorrat des jeweiligen Kreislaufs aus: Henne und Ei.

zug von Produktionsmitteln" und „Andersverwendung von Produktionsmitteln". Statt dieses Problems entsteht für uns ein anderes: das Problem des Abkommandierens der — also jedenfalls problemlos vorhandenen — Produktionsmittel aus dem Kreislauf und ihrer Zuweisung an die neue Kombination. Das geschieht durch den Geldkredit, vermittelt dessen wer neue Kombinationen durchsetzen will die Kreislaufproduzenten am Produktionsmittelmarkt überbietet und ihnen die von ihm benötigten Produktionsmittelmengen entreißt. Und das ist ein Vorgang der Geld- und Kreditsphäre — der allerdings seinen Sinn und sein Ziel im Auslösen einer Güterbewegung findet —, den man nicht, ohne Wesentliches zu übersehen, ebensogut auch in Güterausdrücken beschreiben könnte, und an dem, gerade insoweit man das nicht tun kann, die Erklärung wesentlicher Erscheinungen der modernen Volkswirtschaft — im Gegensatz zu anderen „Wirtschaftsstilen" — hängt.

Noch ein Schritt endlich in dieser Richtung: Woher kommen die Summen, die zum Ankauf der für die neuen Kombinationen nötigen Produktionsmittel gebraucht werden, wenn sie das betreffende Wirtschaftssubjekt nicht — grundsätzlich — zufällig schon hat? Die konventionelle Antwort darauf ist einfach: aus dem jährlichen Zuwachs des volkswirtschaftlichen Sparfonds plus den jährlich freiwerdenden Teilen desselben. Nun war schon die erstere Größe vor dem Kriege so erheblich — vielleicht kann man sie auf ein Fünftel der Summe der privaten Einkommen in den Staaten des europäisch-amerikanischen Kulturkreises anschlagen —, daß sie zusammen mit der letzteren, welche vollends statistisch unerfaßbar ist, diese Antwort quantitativ nicht ohne weiteres Lügen straft, zumal eine Zahl, die den Umfang aller geschäftlichen Operationen charakterisieren würde, welche Durchsetzung neuer Kombinationen bedeuten oder ihr dienen, vorläufig auch nicht zur Verfügung steht. Aber von dieser Sparsumme dürfen wir nicht ausgehen. Denn ihre Höhe erklärt sich nur aus den privatwirtschaftlichen Resultaten schon in Gang befindlicher Entwicklung. Ihr weitaus größter Teil fließt nicht aus einer Spartätigkeit im eigentlichen Sinn, d. h. dem Nichtkonsumieren von Eingängen, die als jährlich zur Verfügung stehender Konsumtionsfonds überhaupt in Betracht kommen, sondern besteht aus Rück-

lagen, aus jenen Resultaten der Durchsetzung neuer Kombinationen, in denen wir später das Wesen des Unternehmergewins erkennen werden. Was übrig bleibt — es mag im Vorkriegsdeutschland zwei bis drei Milliarden betragen haben —, steht in der Tat in dem augenfälligen Mißverhältnis zu dem Kreditbedarf des Neuen, das der Gesamtsumme fehlt. Im Dienst gedanklicher Klarheit müssen wir uns darauf beschränken und von der Selbstfinanzierung, die eine der bedeutsamsten Charakteristiken in erfolgreichem Gang befindlicher Entwicklung ist, absehen. Im Kreislauf gäbe es einerseits keine so reichliche Quelle, aus der gespart werden kann, und andererseits wesentlich weniger Anlaß dazu. An großen Einkommen kennt er ja bloß eventuelle Monopolgewinne und Renten von Großgrundbesitzen. Und Vorsorge für Unglücksfälle, Alter, wohl auch irrationale Motive wären die einzig vorhandenen Anlässe. Der wichtigste, die Möglichkeit der Anteilnahme an Entwicklungsgewinnen, würde fehlen. So könnte es in einer solchen Volkswirtschaft keine großen Reservoirs freier Kaufkraft geben, an die sich wenden könnte, wer neue Kombinationen durchsetzen will — und seine eigene Spartätigkeit würde nur ausnahmsweise hinreichen. Alles Geld würde umlaufen, in bestimmten Bahnen festgelegt, gebunden sein. Deshalb würde in einem solchen Kreislauf auch die Methode der Geldbeschaffung durch Verkauf eines Einkommensträgers, z. R. eines Grundstücks, in der Regel versagen.

Mag also die konventionelle Antwort auf unsere Frage keine augenfällige Absurdität sein — namentlich dann, wenn man die Resultate vorangegangener Entwicklungsperioden in die Theorie der Entwicklung ebenso einbeziehen wollte, wie die Praxis jedes Augenblicks sie unterschiedslos in das Geldangebot einbezieht — und mag die jeweilige Existenz dieser Fonds ein praktisch noch so wichtiges Element der jeweiligen Gesamtlage einer Volkswirtschaft darstellen, so gebührt doch prinzipielles Interesse und gedankliche Priorität nicht ihm, sondern einer anderen Art der Geldbeschaffung für diesen Zweck. Allerdings nur für diesen Zweck. Das private und staatliche Konsumtivdarlehen und auch der Zirkulationskredit im Kreislauf, der keine Entwicklung kennt, wäre normalerweise durchaus auf das erstere angewiesen. Diese andere Art der Geldbeschaffung ist die Geldschaffung durch die Banken. Gleichgültig, welche Form sie an-

nimmt, ob das durch Einzahlung entstandene Kassaführungsguthaben dem Kunden wie Bargeld dient, während doch ein Teil des eingezahlten Betrages zur Grundlage einer weiteren Gutschrift an jemand anderen wird, der dieses Guthaben ebenfalls verwendet wie Bargeld, oder ob Noten emittiert werden, die nicht voll gedeckt sind durch Münzsorten, die gleichzeitig aus der Zirkulation treten, oder ob Bankakzepte kreiert werden, die im Großverkehr Zahlungen erledigen können wie Geld: immer handelt es sich nicht um Transformation von Kaufkraft, die bei irgendwem schon vorher existiert hätte, sondern um die Schaffung von neuer aus Nichts — auch dann aus Nichts, wenn der Kreditvertrag, zu dessen Erfüllung die neue Kaufkraft geschaffen wird, sich auf irgendwelche reale Sicherheiten, die nicht selbst Zirkulationsmittel sind, stützt —, die zur Zirkulation, die es vorher gab, hinzutritt. Und das ist die Quelle, aus der die Durchsetzung neuer Kombinationen typisch finanziert wird und, wenn Resultate vorhergegangener Entwicklung nicht tatsächlich in jedem Augenblick immer vorlägen, so gut wie ausschließlich finanziert werden müßte.

Diese Kreditzahlungsmittel, d. h. Zahlungsmittel, die zum Zweck und im Akt des Kreditgebens geschaffen werden, dienen im Verkehr ganz so wie Bargeld, teils unmittelbar, teils weil sie für kleine Zahlungen oder Zahlungen an außerhalb des Bankverkehrs stehende Leute — bei uns namentlich Lohnempfänger — ohne weiteres in Bargeld umgewandelt werden können. Mit ihrer Hilfe kann sich, wer neue Kombinationen durchsetzt, ganz so wie mit Bargeld den Zugang zur Welt der Produktionsmittel eröffnen, bzw. denjenigen, von denen er produktive Leistungen kauft, den unmittelbaren Zugang zu den Märkten der Genußgüter vermitteln. Nirgends gibt es in diesem Nexus Kreditgeben in dem Sinn, daß irgendwer auf den Gegenwert seiner Leistung in Gütern warten und sich mit einer Forderung begnügen müßte, noch auch in dem Sinn, daß irgendwer Unterhaltsmittel für Arbeiter oder Grundeigentümer oder produzierte Produktionsmittel, die alle erst aus dem definitiven Produktionsresultat bezahlt würden, bereitzustellen und damit eine besondere Funktion zu erfüllen hätte. Volkswirtschaftlich freilich besteht zwischen diesen Zahlungsmitteln, wenn sie für neue Zwecke ge-

schaffen werden, und dem Geld oder den anderweitigen Zahlungsmitteln des Kreislaufs ein wesentlicher Unterschied. Diese kann man gleichzeitig auffassen als eine Art von Bescheinigung über durchgeführte Produktion und durch sie bewirkte Vermehrung des Sozialprodukts einerseits und als eine Art Anweisung auf Teile dieses Sozialprodukts andererseits. Jenen fehlt der erstere Charakter. Anweisungen, für die man sich Genußgüter unmittelbar beschaffen kann, sind auch sie. Bescheinigungen über vorgeleistete Produktion aber nicht. Diese sonst an den Zutritt zum Reservoir der Genußgüter geknüpfte Bedingung ist hier naturgemäß noch unerfüllt. Ihre Erfüllung wird nach gelungener Durchsetzung der betreffenden neuen Kombinationen erst nachgetragen. Daher unterdessen eine besondere Wirkung dieser Kreditgewährung auf das Preisniveau.

Der Bankier ist also nicht so sehr und nicht in erster Linie Zwischenhändler mit der Ware „Kaufkraft“, sondern vor allem Produzent dieser Ware. Da aber heute normalerweise auch alle Rücklagen und Sparfonds bei ihm zusammenströmen und sich das Gesamtangebot an sei es vorhandener, sei es zu schaffender freier Kaufkraft bei ihm konzentriert, so hat er gleichsam den privaten Kapitalisten ersetzt oder entmündigt, ist er selbst der Kapitalist geworden. Er steht zwischen jenen, die neue Kombinationen durchsetzen wollen, und den Besitzern von Produktionsmitteln. Er ist im Kerne eine Erscheinung der Entwicklung, allerdings nur dort, wo keine Befehlsgewalt den sozialen Wirtschaftsprozeß leitet. Er ermöglicht die Durchsetzung der neuen Kombinationen, stellt gleichsam im Namen der Volkswirtschaft die Vollmacht aus, sie durchzuführen. Er ist der Ephor der Verkehrswirtschaft.

III.

Wir kommen zum dritten von den Momenten, mit denen unsere Analyse arbeitet, für das die anderen zwei Objekt und Mittel sind — das erstere: die Durchsetzung neuer Kombinationen, das letztere je nach der sozialen Form: Befehlsgewalt oder Kredit —, und das, obgleich alle drei eine Einheit bilden, doch als das eigentliche Grundphänomen der wirtschaftlichen Entwicklung bezeichnet werden kann, zum Wesen der Unternehmerfunktion und des Verhaltens der Wirt-

Schaftssubjekte, die ihre Träger sind. Unternehmung nennen wir die Durchsetzung neuer Kombinationen und auch deren Verkörperungen in Betriebsstätten usw., Unternehmer die Wirtschaftssubjekte, deren Funktion die Durchsetzung neuer Kombinationen ist und die dabei das aktive Element sind. Diese Begriffe sind zugleich weiter und enger als die üblichen¹¹. Weiter: Denn wir nennen Unternehmer erstens nicht bloß jene „selbständigen“ Wirtschaftssubjekte der Verkehrswirtschaft, die man so zu nennen pflegt, sondern alle, welche die für den Begriff konstitutive Funktion tatsächlich erfüllen, auch wenn sie, wie gegenwärtig immer häufiger, „unselbständige“ Angestellte einer Aktiengesellschaft — aber auch Privatfirma —, wie Direktoren, Vorstandsmitglieder usw. sind oder ihre tatsächliche Macht und rechtliche Stellung auf der Unternehmerfunktion begrifflich fremden Grundlagen ruht — Aktienbesitz ist oft, wenngleich nicht regelmäßig, eine solche Grundlage, besonders in den Fällen, in denen eine bestehende Firma vorteilhafterer Kapitalbeschaffung oder einer Erbteilung halber in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde und der früher leitende Mann auch weiterhin die Führung behält — oder ihnen jede dauernde Beziehung zu einem individuellen Betrieb fehlt und sie nur zur Durchführung neuer Gestaltungen in Aktion treten, wie manche „Finanziers“, „Gründer“, Finanzjuristen oder Techniker — wobei aber die speziell juristische oder technische oder finanzielle Leistung grundsätzlich akzidentell ist und, wie wir noch genauer sehen werden, nicht das Wesen der Sache ausmacht. Wir sprechen zweitens von Unternehmern nicht bloß für jene historischen Epochen, in denen es Unternehmer als besondere soziale Erscheinung gibt, sondern wir knüpfen Begriff und Namen an die Funktion und an alle Individuen, die diese in irgendeiner Gesellschaftsform tatsächlich ausfüllen, seien sie auch Organe einer sozialistischen Gemeinschaft oder Herren eines Fronhofes oder Häuptlinge eines primitiven Stammes. Enger: Unter unseren Begriff fallen nicht alle selbständigen, für eigne Rechnung handelnden Wirt-

¹¹ Natürlich liegt uns nichts ferner als eine „Ausdeutung des Sprachbegriffs“, weshalb wir uns auch nicht mit Wortbedeutungen wie jenen aufhalten, in welchen z. B. „Unternehmer“ ins Englische mit „contractor“ zu übersetzen ist oder „Unternehmer“ etwas heißt, was die meisten „Industriellen“ veranlassen würde, gegen ihre Subsumtion unter diesen Begriff zu protestieren.

schaftssubjekte, wie das üblich ist. Eigentum am Betrieb — oder überhaupt irgendwelches „Vermögen“ — ist für uns kein wesentliches Merkmal; aber auch abgesehen davon schließt Selbständigkeit in diesem Sinne nicht schon von selbst die Erfüllung der für unseren Begriff konstitutiven Funktion ein. Nicht nur Bauern, Handwerker, Angehörige freier Berufe — die man mitunter einschließt —, sondern auch „Fabrikherren“ oder „Industrielle“ oder „Kaufleute“ — die man immer einschließt — brauchen nicht notwendig „Unternehmer“ zu sein.

Gleichwohl behaupte ich, daß die vorgetragene Definition nur dem Wesen der Sache gegenüber mangelhafter Analyse zu seinem Recht verhilft, dem Wesen eben jener Erscheinung, an die auch die überkommene Lehre denkt, und nur präzisiert, was auch sie meint. Zunächst besteht Übereinstimmung zwischen unserer Fassung und der üblichem in dem fundamentalen Punkt der Unterscheidung zwischen „Unternehmern“ und „Kapitalisten“ — gleichgültig, ob man in diesen Besitzer von Geld, Geldforderungen oder irgendwelchen sachlichen Gütern sieht. Diese Unterscheidung ist heute und seit nunmehr geraumer Zeit, von einzelnen Rückfällen abgesehen, Gemeingut. Womit sich auch die Frage erledigt, ob der gewöhnliche Aktionär als solcher „Unternehmer“ sei, und die Auffassung des Unternehmers als Riskenträgers unvereinbar ist¹². Sodann deutet auch die übliche Charakterisierung des Unternehmertypus mit Ausdrücken wie Initiative, Autorität, Voraussicht usw. durchaus in unsere Richtung. Denn für derartige Eigenschaften gibt es wenig Betätigung im Automatismus eines ausbalancierten Kreislaufs, und wenn man diesen von dem Vorgang der Veränderung seiner Bahn scharf gesondert hätte,

¹² Zwei Beispiele für unsere Behauptung, daß wir im Grunde nur die tatsächliche „Schau“ der communis opinio von den Mängeln ihrer Formulierung reinigen. Die bekämpfte Auffassung des Aktionärs beruht lediglich auf einem Irrtum der Juristen über die Funktionen dieses Typus, den viele Nationalökonomien übernahmen, und der eine Fiktion zur Grundlage der Gestaltung seiner Rechtsstellung gemacht hat. Daß übrigens Gewinnbeteiligung statt Zinsbezug einen „Kapitalisten“ noch nicht zum „Unternehmer“ macht, zeigen die Fälle, in denen bloße Geldgeber sich Gewinnbeteiligungen ausbedingen. Mitunter werden Bankkredite so gewährt, im Wesen nichts anderes war auch das *foenus nauticum*, wengleich die Beteiligung in Prozenten des Darlehensbetrags ausgedrückt wurde. — Das Risiko trägt immer nur der Kapitalist, wengleich oft der Unternehmer als Kapitalist. Darüber im vierten Kapitel.

so würde man die Funktion des Unternehmers von selbst in den letztern — auf den ja jede solche Charakterisierung gemünzt ist — verlegt und von jenen akzessorischen Momenten freigehalten haben, die dem bloßen Produktionsleiter im Kreislauf eigen sind. Endlich gibt es Definitionen, die wir einfach akzeptieren könnten. Da ist vor allem die bekannte, die auf J. B. Say zurückgeht: Die Funktion des Unternehmers ist, die Produktionsfaktoren zu kombinieren, zusammenzubringen. Da das zwar im Sinn einer „aktenmäßigen Erledigung“ alljährlich auch im Kreislauf zu tun, eine Leistung besonderer Art — und nicht bloß Verwaltungsarbeit wie jede andere —, aber nur das erstmal ist, nur bei der Durchführung von Neuem, einer Unternehmung in unserem Sinne, so fällt diese Definition schlechthin mit der unsern zusammen. Wenn Mataja („Unternehmergewinn“, 1884) definierte: Unternehmer ist, wem der Unternehmergewinn zufällt, so haben wir nur das Resultat des ersten Kapitels hinzuzufügen, daß es im Kreislauf keinen Unternehmergewinn gibt, um auch diese Formulierung auf die unsere zurückzuführen¹³. Und dieses Resultat ist der Theorie nicht fremd, wie die dort erwähnte Konstruktion des *entrepreneur faisant ni bénéfice ni perte* zeigt, die von Walras in aller Strenge ausgearbeitet, seiner ganzen Gruppe und vielen Autoren außerhalb derselben eigen ist: Der Tendenz nach macht der Unternehmer im Kreislauf weder Gewinn noch Verlust — das heißt, er hat da keine Funktion besonderer Art, er existiert als solcher nicht, weshalb wir auf diesen Betriebsleiter auch das Wort nicht anwenden.

Es ist ein Vorurteil, zu glauben, daß uns die Kenntnis des historischen Werdens einer Institution oder eines Typus deren oder dessen soziologisches oder ökonomisches Wesen unmittelbar darbietet: Sie ist oft die Basis unseres Verständnisses, mitunter die einzig mögliche; sie mag auch dazu und zu einer theoretischen Formulierung führen, aber sie bedeutet nicht ohne weiteres Verständnis. Noch viel falscher ist der Glaube, daß „primitive“ Formen eines Typus *ipso facto* auch

¹³ Die Definition des Unternehmers durch den Unternehmergewinn statt durch die Funktion, deren Erfüllung den Unternehmergewinn erzeugt, ist offenbar nicht glänzend. Aber wir haben noch ein anderes Bedenken gegen sie: Wir werden nämlich sehen, daß der Unternehmergewinn nicht in demselben Sinn marktnotwendig dem Unternehmer zufällt, wie das Grenzprodukt der Arbeit dem Arbeiter. Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. 4. Aufl. 8

die „einfachem“ sind oder die „ursprünglichem“ in dem Sinn, daß sie sein Wesen reiner und komplikationsfreier zeigen als spätere. Sehr häufig ist das Gegenteil der Fall, u. a. deshalb, weil eintretende Spezialisierung Funktionen und Eigenschaften scharf hervortreten lassen kann, die in „primitiveren“ Zuständen, mit anderen vermischt, schwerer erkennbar sind. Auch in unserem Fall. In der Universalstellung des Häuptlings einer primitiven Horde ist es schwer, das Unternehmerelement von anderen zu scheiden. Deshalb ist es auch der Nationalökonomie schwer gefallen, im Fabrikherren von vor hundert Jahren den Kapitalisten und den Unternehmer auseinanderzuhalten, und sicher hat der Gang der Dinge seither das Durchdringen dieser Unterscheidung erleichtert, wie das Pachtsystem Englands die Unterscheidung zwischen Landwirt und Grundherr erleichtert hat, während am Kontinent diese Scheidung besonders für die Bauernwirtschaft gelegentlich noch heute fehlt oder vernachlässigt wird¹⁴. Ähnliche Schwierigkeiten gibt es aber in unserem Falle noch mehrere. Der Unternehmer einer früheren Zeit war nicht nur in der Regel auch der Kapitalist, er war — und das ist er meist noch heute — auch der Ingenieur seines Betriebes oder doch dessen technischer Leiter, soweit das nicht dasselbe ist und nicht in besonderen Fällen ein fachlicher Spezialist zugezogen wird. Er war und ist auch meist sein eigener oberster Ein- und Verkäufer, das Haupt seines Bureaus, der Leiter seiner Angestellten und Arbeiter und mitunter, wenngleich er in der Regel Rechtsanwälte verwendet, in laufenden Sachen sein eigener Jurist. Und in Erfüllung einiger oder aller dieser Funktionen gelangt er meist erst zur Ausübung der spezifisch unternehmerlichen Funktion. Das kommt daher, daß die Durchsetzung von neuen Kombinationen so wenig ein Lebensberuf sein kann, der seinen Mann

¹⁴ Nur diese Vernachlässigung erklärt die Haltung mancher sozialistischer Theoretiker gegenüber dem bäuerlichen Eigentum. Denn Kleinheit des individuellen Besitzes macht einen prinzipiellen Unterschied nur für eine — übrigens bloß gefühlsmäßig wertende, wissenschaftlich nicht in Betracht kommende — kleinbürgerliche, nicht aber für die sozialistische Auffassung. Und Arbeitsobjekt und -mittel für den Eigentümer kann auch Großbesitz sein. Das Kriterium der Beschäftigung anderer Arbeitskraft als der des Eigentümers und seiner Familie, abgesehen davon, daß es nur für eine in der Regel unrationell kleine Besitzgröße zutrifft, ist ökonomisch nur vom Standpunkt einer Art von Ausbeutungstheorie relevant, die kaum mehr vertretbar ist.

begrifflich rein kennzeichnen würde, wie das Fassen und Durchsetzen strategischer Entschlüsse, obgleich diese Funktion und nicht das Erledigen von Qualifikationslisten dem Typus „Feldherr“ konstitutiv ist. Deshalb muß die wesentliche Funktion des Unternehmers immer zusammen mit andersgearteten Tätigkeiten auftreten, ohne daß doch irgendeine davon — und eben das bestätigt unsere Auffassung — notwendig wäre und schlechthin allgemein vorkäme. Deshalb hat die Unternehmerdefinition der Marshallschule, die die Unternehmerfunktion einfach dem „management“ in weitester Bedeutung gleichsetzt, guten Sinn. Wir akzeptieren sie nur darum nicht, weil es uns auf den wesentlichen, zu besonderen Erscheinungen Anlaß gebenden, die Unternehmertätigkeit von anderen Tätigkeiten charakteristisch unterscheidenden Punkt gerade ankommt, der in ihr untergeht in der Summe laufender Verwaltungssachen. Wir nehmen damit nur Einwendungen in Kauf, die gegen jede theoretische Herausarbeitung eines Moments — das ja so gut wie nie für sich allein in der Wirklichkeit umherläuft — erhoben werden können, allerdings zwar unter Anerkennung der Tatsache, daß, weil in Wirklichkeit eben immer Anlaß ist, an der Bahn des Kreislaufs und den vorhandenen Kombinationen zu ändern, unser Moment, wo nicht gerade sein Wesen zur Diskussion steht, mit den Funktionen laufender Betriebsleitung zusammengefaßt werden kann, aber auch unter Betonung der weiteren Tatsache, daß es nicht ein Moment von vielen gleichberechtigten, sondern das grundsätzlich wichtige ist unter grundsätzlich nicht weiter problematischen.

Dennoch gibt es Typen — der Gang der Dinge hat sie nach und nach evolviert —, die die Unternehmerfunktion in immerhin ausreichender Reinheit zeigen. Der „Gründer“ gehört freilich nur mit Einschränkungen dazu. Denn abgesehen von den störenden, auf sozialen und moralischen Status bezüglichen Assoziationen, die sich an diese Erscheinung knüpfen, ist der Gründer häufig nur ein Faiseur, der gegen Provision eine Unternehmung vermittelnd, besonders finanztechnisch zusammenbringt und nicht ihr Schöpfer, die treibende Kraft bei ihrem Entstehen ist. Immerhin, häufig ist er es auch, und dann so etwas wie ein Unternehmer von Beruf. Aber besser entspricht dem, was hier gemeint ist, der moderne Typus des

Industriekapitäns¹⁵, besonders wenn man seine Wesensgleichheit erkennt einerseits mit z. B. dem Handelsunternehmer im Venedig des 12. Jahrhunderts — übrigens auch mit John Law —, und andererseits mit dem Dorfpotentaten, der mit seiner Bauernwirtschaft und seinem Viehhandel etwa noch eine ländliche Brauerei, eine Gastwirtschaft und einen Warenladen vereinigt. Trotzdem halten wir fest, daß jemand grundsätzlich nur dann Unternehmer ist, wenn er eine „neue Kombination durchsetzt“ — weshalb er den Charakter verliert, wenn er die geschaffene Unternehmung dann kreislaufmäßig weiterbetreibt —, und daß daher jemand ebenso selten durch die Jahrzehnte seiner Kraft immer Unternehmer bleibt, wie es selten einen Geschäftsmann geben wird, der niemals einen, wenn auch noch so bescheidenen Unternehmersmoment hätte — ähnlich wie es zwar kaum vorkommt, daß ein Forscher bloß von neuer Geistestat zu neuer Geistestat schreitet, aber auch kaum, daß jemand während eines ganzen Gelehrtenlebens gar keine, noch so kleine, eigene Schöpfung zustandebringt: Womit natürlich weder gegen die theoretische Brauchbarkeit noch gegen die tatsächliche Eigenart unseres Moments etwas gesagt ist.

Weil Unternehmersein kein Beruf ist und überhaupt in der Regel kein Dauerzustand, so sind die Unternehmer zwar eine Klasse im Sinne einer Gruppe, die der Forscher durch Klassifikation bildet — sie sind gewiß Wirtschaftssubjekte von besonderer, wenngleich denselben Individuen nicht immer eigener Art —, aber keine Klasse im Sinne der sozialen Erscheinung, die man im Zusammenhang mit „Klassenbildung“, „Klassenkampf“ usw. meint. Die Erfüllung der Unternehmerfunktion schafft klassenmäßige Positionen für den erfolgreichen Unternehmer und die Seinen, sie kann auch einer Zeit ihren Stempel aufdrücken, Lebensstil, moralisches und ästhetisches Wertsystem formen, aber sie bedeutet an sich ebensowenig eine Klassenposition, als sie eine voraussetzt. Und die eventuell errungene Klassenposition ist als solche keine Unternehmerposition, sondern, je nachdem mit dem privatwirtschaftlichen Resultat des Erfolgs ver-

¹⁶ Vgl. z. B. die gute Schilderung in: Wiedenfeld, Das Persönliche im modernen Unternehmertum. Obgleich schon 1910 in Schmollers Jahrbuch erschienen, war mir diese Arbeit bei Veröffentlichung der ersten Auflage dieses Buches nicht bekannt.

fahren wird, grundherrlich oder kapitalistisch charakterisiert. Vererbbarkeit des Resultats und der Eigenschaften mag dann diese Position längere Zeit auch überindividuell erhalten, auch den Deszendenten weitere Unternehmungen erleichtern, aber nicht ohne weiteres die Funktion des Unternehmers vermitteln, was übrigens die Geschichte industrieller Familien im Gegensatz zur Phraseologie des sozialen Kampfes wohl ausreichend zeigt¹⁶.

Nun aber erhebt sich die entscheidende Frage: Warum ist das Durchsetzen neuer Kombinationen denn überhaupt ein besonderer Vorgang und Gegenstand einer „Funktion“ besonderer Art? Jedes Wirtschaftssubjekt betreibt doch seine Wirtschaft so gut es kann. Gewiß genügt es seinen eigenen Absichten niemals in idealer Weise, aber schließlich paßt es sein Verhalten unter dem Druck hemmender und fördernder Erfahrungen, den ja in der Regel nicht plötzlich und auf einmal sich ändernden Umständen an. Kann ein Retrieb auch niemals in irgendeinem Sinn absolut vollkommen sein, so wird er sich doch jeweils einer in bezug auf die Umwelt, die sozialen Verhältnisse, das Wissen der Zeit und den Gesichtskreis jedes Individuums oder jeder wirtschaftenden Gruppe relativen Vollkommenheit nähern. Neue Möglichkeiten werden von der Umwelt fortlaufend dargeboten, insbesondere neue Erfindungen dem Wissensvorrat der Zeit fortlaufend hinzugefügt. Warum soll der einzelne Wirt von solchen neuen Möglichkeiten nicht ganz ebenso Gebrauch machen wie von den alten und nicht, wie er es versteht, je nach der Marktlage, mehr Schweine oder mehr Milchkühe zu halten, so auch eine neue Fruchtfolge wählen, wenn sie ihm als vorteilhafter nachgewiesen werden kann? Und was kann es dabei für besondere neue im hergebrachten Kreislauf nicht vorfindbare Erscheinungen oder Probleme geben?

Während im gewohnten Kreislauf jedes Wirtschaftssubjekt, seines Rodens sicher und getragen von dem auf diesen Kreislauf eingestellten Verhalten aller andern Wirtschaftssubjekte, mit denen es zu tun hat und die ihrerseits wieder das gewohnte Verhalten von ihm erwarten, prompt und rationell handeln kann, so kann es das nicht ohne weiteres, wenn es vor einer ungewohnten Aufgabe steht. Wäh-

¹⁶ Ober das Wesen der Unternehmerfunktion vgl. jetzt auch meine Formulierung im Art. „Unternehmer“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

rend in gewohnten Bahnen dem normalen Wirtschaftssubjekt sein eigenes Licht und seine Erfahrung genügt, so bedarf es Neuem gegenüber einer Führung. Während es mit dem Strom schwimmt im allseits wohlbekannten Kreislauf, schwimmt es gegen den Strom, wenn es dessen Bahn verändern will. Was dort Stütze war, wird hier Hindernis. Was vertrautes Datum war, zu einer Unbekannten. Wo die Grenze der Routine aufhört, können deshalb viele Leute nicht weiter und der Rest kann es nur in sehr verschiedenem Maß. Annahme eines Verhaltens, das der Beobachter als prompt und rationell begreifen kann, ist eine Fiktion auf alle Fälle. Aber sie bewährt sich dann, wenn und weil die Dinge Zeit haben, Logik in die Menschen zu hämmern. Wo das geschehen ist und innerhalb der Grenzen, in denen das geschehen ist, kann man ruhig mit dieser Fiktion arbeiten und Theorien darauf bauen. Es ist dann nicht richtig, daß Gewohnheit oder Sitte oder wirtschaftsabgewandte Gesinnung noch einen weitem Unterschied zwischen den Wirtschaftssubjekten verschiedener Klassen, Zeiten oder Kulturen bewirken, und daß z. B. die „Börsenökonomie“ unanwendbar würde etwa für den Bauer von heute oder den Handwerker des Mittelalters. Vielmehr paßt bei dem ja als beliebig vorausgesetzten Grad der Einsicht und des Wirtschaftswillens dasselbe Bild¹⁷ in seinen Grundzügen auf die Wirtschaftssubjekte ganz verschiedener Kulturen, und wir können uns darauf verlassen, daß der Bauer sein Kalb ganz so schlau und rücksichtslos verwertet wie der Börsenmann sein Aktienpaket. Aber nur dort gilt das, wo Präzedenzfälle ohne Zahl das Verhalten durch Jahrzehnte und in den Grundformen durch Jahrhunderte und Jahrtausende geformt und Unangepaßtes vernichtet haben. Außerhalb dieses Bezirks, in welchem die Schlaueit der Jahrzehnte so aussieht, wie wenn sie Schlaueit des Individuums wäre und in welchem eben deshalb sich das Gleichnis eines Automaten aufdrängt und alles verhältnismäßig so glatt verläuft, verliert unsere Fiktion die Nachbarschaft der Wirklichkeit¹⁸.

¹⁷ Dasselbe theoretische Bild, nicht natürlich dasselbe soziologische, kulturelle usw.

¹⁸ Wie sehr das der Fall ist, sieht man heute am besten an der Wirtschaft von Völkern und innerhalb unseres Kulturkreises an der Wirtschaft von Subjekten, die die Entwicklung des letzten Jahrhunderts noch nicht völlig in ihren Strom gezogen hat. Also z. B. an der Wirtschaft des mitteleuropäischen Bauern.

Sie auch da festhalten, wie es die überkommene Theorie tut, heißt Wesentliches verkleistern und eine Tatsache ignorieren, die im Gegensatz zu anderen Abweichungen unserer Annahmen von der Wirklichkeit grundsätzlich wichtig, eigenartig und die Quelle der Erklärung von Erscheinungen ist, die ohne sie nicht existieren würden.

Deshalb muß man bei der Beschreibung des Kreislaufs die Produktionskombinationen zu den Daten rechnen wie die natürlichen Möglichkeiten, abgesehen von den innerhalb der Grundformen möglichen kleinen¹⁹ Verschiebungen, die jedes Wirtschaftssubjekt unter dem Druck der Umwelt anpassend und ohne die gewohnte Bahn merklich zu verlassen, durchführen kann. Deshalb ist die Durchsetzung neuer Kombinationen eine besondere Funktion und Privileg von Leuten, die viel weniger zahlreich sind als jene, die die äußere Möglichkeit dazu hätten, und oft von Leuten, denen jede äußere Möglichkeit dazu zu fehlen scheint. Deshalb sind die Unternehmer ein besonderer Typus²⁰, deshalb auch ihr Tun ein besonderes Problem

Dieser Bauer „rechnet“, an der „Wirtschaftsgesinnung“ fehlt es bei ihm nicht. Trotzdem kann er keinen Schritt aus der gewohnten Bahn tun, hat sich seine Wirtschaft durch Jahrhunderte gar nicht oder doch nur durch Gewalt und Einfluß von außen geändert. Warum? Weil das Wählen neuer Methoden nichts Selbstverständliches ist und nicht schon ein Begriffselement rationellen Wirtschaftens.

¹⁹ Kleine Verschiebungen, die sich allerdings, wie früher erwähnt, mit der Zeit zu großen summieren können. Das Entscheidende ist, daß sich der Wirt, wenn er sie vornimmt, nirgends von der Basis des Gewohnten entfernt. Das ist der Regelfall, wo es sich um kleine, Ausnahme, wo es sich um große (uno actu große) Verschiebungen handelt. Nur in diesem Sinn ist hier auf die „Kleinheit“ Gewicht gelegt. Die Einwendung, es könne zwischen kleinen und großen Verschiebungen kein prinzipieller Unterschied bestehen, schlägt nicht durch. Denn einmal ist sie an sich falsch, soweit sie auf Nichtbeachtung des Prinzips der Infinitesimalmethode beruht, dessen Wesen darin liegt, daß man unter Umständen von „Kleinem“ aussagen kann, was man von „Großem“ nicht aussagen kann. Abgesehen davon aber kommt es hier lediglich darauf an, ob sich bei einer Veränderung unser Moment zeigt oder nicht. Der Leser, der an dem Gegensatz groß—klein Anstoß nimmt, kann ihn deshalb, wenn er will, ersetzen durch den Gegensatz: anpassend—spontan. Ich selbst tue das nicht gern, weil diese Ausdrucksweise noch leichter mißverstanden werden kann als jene und eigentlich noch längere Erklärungen erfordern würde.

²⁰ Zunächst handelt es sich um einen Typus des Verhaltens und nur insofern um einen Typus von Leuten, als dieses Verhalten den Leuten nur in sehr ungleichem Maß und nur relativ wenigen so sehr zugänglich ist, daß es ihr hervorstechendes Charakteristiken ausmacht. Weil der Darstellung der ersten Auflage vorgehalten worden ist, daß sie die Eigenart dieses Verhaltens übertreibe und verkenne, daß es, mehr oder weniger allerdings, jedem Geschäftsmann eigen sei, und der Darstellung in einer späteren Arbeit (Wellenbewegung des Wirtschafts-

und der Erzeuger einer Reihe bedeutsamer Phänomene. Deshalb ist die wissenschaftliche Sachlage durch drei einander entsprechende

lebens, Archiv für Sozialwissenschaft 1914), daß sie einen Zwischentypus („halb-statische“ Wirtschaftssubjekte) einführe, so sei noch folgendes angeführt: Das in Redo stehende Verhalten ist eigenartig in zwei Richtungen. Einmal insofern, als es auf etwas andres gerichtet ist, das Tun von etwas andrem bedeutet als das sonstige Verhalten. Wohl kann man es mit diesem in dieser Beziehung in eine höhere Einheit zusammenfassen, aber das ändert nichts daran, daß ein theoretisch relevanter Unterschied zwischen beiden „Objekten“ besteht und nur das eine Objekt von der üblichen Theorie beschrieben wird. Sodann ist das in Rede stehende Verhalten außerdem noch an sich etwas andres, es ist ein andres Tun, das nicht graduell verschiedene, sondern andere Eignungen erfordert als das Durchmessen des Kreislaufs in gewohnter Bahn, wie noch klarer hervortreten wird, welches Durchmessen allein die überkommene Auffassungsweise ihrer Natur nach erfaßt.

Nun sind diese Eignungen in einer ethnisch homogenen Bevölkerung vermutlich ganz so verteilt wie andre auch, z. B. körperliche, d. h. die Kurve ihrer Verteilung hat eine dichteste Ordinate, zu deren beiden Seiten sich die in dieser Beziehung übernormalen und unternormalen Individuen symmetrisch anordnen lassen so, daß über die durchschnittliche Maßzahl zunehmenden und unter sie herabsinkenden Maßzahlen fortschreitend immer weniger Individuen zuzuordnen sind. Ähnlich können wir wohl annehmen, daß jeder gesunde Mensch singen kann, wenn er will. Vielleicht der Hälfte der Individuen einer ethnisch homogenen Gruppe ist die Fähigkeit dazu in einem durchschnittlichen Maße eigen, einem Viertel in fortschreitend immer geringerem Maß und, sagen wir, einem Viertel in einem überdurchschnittlichen Maß, und innerhalb dieses Viertels kommen wir durch eine Reihe von immer zunehmender Gesangfähigkeit und immer abnehmender Zahl der Leute, die sie haben, schließlich bis zu den Carusos. Nur bei diesem Viertel fällt uns die Gesangfähigkeit überhaupt auf, und nur bei den höchsten Koryphäen kann sie zu dem die Person — wir sprechen hier nicht vom Beruf, der aber wohl auch ein gewisses Minimalmaß erfordert — kennzeichnenden Merkmal werden. Obgleich also so gut wie alle Menschen singen könnten, hört darum die Fähigkeit zu singen nicht auf, eine unterscheidbare Eigenschaft und Attribut einer Minorität zu sein, allerdings nicht gerade eines Typus, weil diese Eigenschaft eben — im Gegensatz zu unserer — relativ wenig auf die Gesamtpersönlichkeit abfärbt.

Wenden wir das an: Wieder sei ein Viertel der Bevölkerung an jenen Eignungen zu, sagen wir hier vorläufig: wirtschaftlicher Initiative, so arm, daß sich das in Dürftigkeit der moralischen Gesamtpersönlichkeit fühlbar macht und sie in den kleinsten Angelegenheiten des privaten und Berufslebens, in denen dieses Moment in Frage kommt, eine klägliche Rolle spielen. Wir kennen doch diesen Typus und wissen, daß viele der bravsten, durch Pflichttreue, Sachkenntnis und Exaktheit ausgezeichneten Beamten dazugehören. Dann kommt die „Hälfte“, die „Normalen“. Diese bewähren sich besser an den Dingen, die auch innerhalb der ausgefahrenen Bahn nicht bloß zu „erledigen“, sondern auch wirklich zu „entscheiden“ und „durchzusetzen“ sind. So gut wie alle Geschäftsleute gehören hierher, sonst wären sie nie in ihre Positionen gekommen; die meisten stellen sogar eine — individuell oder hereditär bewährte — Auslese dar. Es ist kein „neuer“ Weg, den ein Textilindustrieller betritt, wenn er nach Liverpool zur Wollauktion fährt. Aber die Situationen dort gleichen sich niemals, und so sehr hängt von

Gegensatzpaare charakterisiert: Erstens durch den Gegensatz zweier realer Vorgänge: Ablauf oder Gleichgewichtstendenz einerseits — Veränderung der Bahn des Ablaufs oder spontane Änderung der Daten des Wirtschaftens durch die Wirtschaft selbst andererseits. Zweitens durch den Gegensatz zweier theoretischer Apparate: Statik und Dynamik²¹. Drittens durch den Gegensatz zweier Typen von Verhalten,

dem Geschick und der Initiative beim Wolleneinkauf der Erfolg des Betriebes ab, daß sich die Tatsache, daß die Textilindustrie bisher noch keine Trustbildungen aufzuweisen hat, die sich mit denen der Schwerindustrie vergleichen lassen, zum Teil zweifellos daraus erklärt, daß die Tüchtigern auf den Vorteil ihrer eigenen Geschicklichkeit beim Wolleneinkauf nicht verzichten wollen. Von da aufsteigend in der Skala kommen wir im obersten Viertel schließlich zu Leuten, die ein Typus sind, ein Typus, den eben das Maß jener Eignungen der Intellekt- und Willenssphäre charakterisiert. Innerhalb dieses Typus gibt es nicht nur viele Spielarten (des Kaufmanns, Industriellen, Financiers usw.), sondern auch eine kontinuierliche Mannigfaltigkeit der Intensitätsgrade der „Initiative“. In unserem Gedankengang kommen Typen sehr verschiedener Intensität vor. Mancher kann sicher gehen, wo noch keiner ging, ein anderer nachfolgen, wo erst einer ging, ein dritter nur im Haufen, aber in diesem unter den ersten. So ist auch der große politische Führer jeder Art und jeder Zeit ein Typus, aber kein Unikum, der einer in dieser Beziehung ungegliederten Masse gegenübersteht, sondern eine Spitzenerscheinung, von der eine kontinuierliche Mannigfaltigkeit bis herunter zum Durchschnitt und von ihm zu den Unterwerten führt. Und doch ist nicht nur „Führung“ eine besondere Funktion, sondern auch der Führer etwas Besonderes und Unterscheidbares — weshalb es keinen Sinn hat, in unserm Fall zu fragen: „Wo fängt denn eigentlich der behauptete Typus an?“ Und dann zu erklären: „Das ist ja gar kein Typus!“

²¹ Der Darstellung der ersten Auflage ist entgegengehalten worden, daß sie die „Statik“ bald als eine theoretische Konstruktion definiere, bald als Bild eines tatsächlichen Zustandes der Wirtschaft. Ich glaube, daß die gegenwärtige Darstellung keinen Anlaß mehr zu diesem Bedenken gibt. Die statische Theorie setzt nicht stationäre Wirtschaft voraus, behandelt sie doch auch die Auswirkungen von Datenänderungen. An sich also besteht kein notwendiger Zusammenhang zwischen statischer Theorie und stationärer Wirklichkeit. Nur insofern als man die Grundformen des Wirtschaftsablaufes am darstellerisch einfachsten an einer sich gleichbleibenden Wirtschaft darlegen kann, empfiehlt sich der Theorie mitunter diese Annahme. Die stationäre Wirtschaft ist für ungezählte Jahrtausende und auch in historischen Zeiten an manchen Stellen für Jahrhunderte unbestreitbare Tatsache, abgesehen davon ferner, wie Sombart zuerst hervorhob, der Tendenz nach verwirklicht in jeder Depressionsperiode. Und weil erstens jene Konstruktion und diese Tatsache beide das uns interessierende Moment nicht enthalten und zweitens der Umstand, der diese Tatsache erklärt, die Macht der gegebenen Bahn, auch bewirkt, daß jene Konstruktion verhältnismäßig so gut auf einen Teil der Wirklichkeit paßt und schlecht auf einen andern, so habe ich zwischen beiden in der ersten Auflage eine darstellerische Verbindung hergestellt, die zwar eben darin ihre Begründung findet, aber sich so wenig bewährt hat, daß ich sie nunmehr lockern zu sollen glaubte. — Noch eins: die Theorie verwendet zwei Auffassungsweisen, die vielleicht noch Schwierigkeiten machen können. Wenn uns

die wir uns der Wirklichkeit folgend als zwei Typen von Wirtschaftssubjekten vorstellen können: Wirte schlechtweg und Unternehmer. Und deshalb ist „beste Methode“ im Sinn der Theorie aufzufassen als „vorteilhafteste unter den erfahrungsgemäß erprobten und gewohnten“ — macht man diese Einschränkung nicht, so klappt die Sache eben nicht und gerade jene Probleme bleiben ungelöst, die sich auf Grund unserer Auffassung klären —, nicht aber als „beste“ der jeweils „möglichen“; deshalb paßt endlich nur die Auffassung auf die Tatsachen, nach welcher die neuen Kombinationen grundsätzlich neben die alten treten und nicht jene, nach der die alten selbst, sich umbildend, automatisch zu neuen werden — was man zwar auch annehmen kann, wie man jede Annahme zu machen ein logisches Recht hat, womit man sogar manche Dinge richtig erfaßt, aber nicht jene, aus denen sich Unternehmergeinn, Zins, Krisen, der Auftrieb und das Sinken in der kapitalistischen Welt und verschiedene andre Erscheinungen erklären.

Präzisieren wir jetzt noch die Eigenart unseres Verhaltens und unseres Typus. Der kleinste Akt, den ein Mensch alltäglich setzt, bedeutet eine quantitativ ungeheure geistige Leistung: Nicht nur müßte jeder Schuljunge oder jeder Lehrer dieses Jungen ein alles Menschenmaß überragender geistiger Riese sein, wenn er das, was er weiß und anwendet, durch individuelle, bewußte, planvolle Tat sich selbst

gezeigt werden soll, wie sich alle Elemente der Volkswirtschaft im Gleichgewicht durcheinander bestimmen, so wird dieses Gleichgewichtssystem als noch nicht vorhanden betrachtet und vor unseren Augen „ab ovo“ aufgebaut. Das heißt nicht, daß sein Entstehen genetisch erklärt würde. Nur sein Sein und Funktionieren wird logisch durch gedankliches Auseinandernehmen verdeutlicht. Und die Erfahrungen und Gewohnheiten der Wirtschaftssubjekte werden dabei schon als vorhanden angenommen. Wie diese Produktionskombinationen zustande gekommen sind, wird damit nicht erklärt. Wenn ferner zwei benachbarte Gleichgewichtszustände untersucht werden sollen, so wird mitunter — nicht immer — so in Pigous economics of welfare, die „beste“ Produktionskombination im ersten verglichen mit der „besten“ im zweiten. Und das wiederum muß zwar nicht heißen, kann aber heißen, daß die beiden Kombinationen im hier gemeinten Sinne nicht bloß durch kleine Mengenvariationen, sondern dem technischen und kommerziellen Prinzip nach verschieden sind. Auch hier wird nicht das Zustandekommen der zweiten Kombination und das untersucht, was an Problemen sich daran knüpft, sondern nur das Funktionieren und das Resultat der schon — wie immer — zustande gekommenen Kombination. Wenngleich berechtigt und einwandfrei geht diese Betrachtungsweise über unser Problem hinweg. Wäre die Behauptung impliziert, daß auch dieses damit erledigt sei, so wäre sie falsch.

erschaffen würde, sondern es müßte jeder Mensch auch ein Riese an Einsicht in alle Bedingungen des sozialen Lebens und an Willen sein, um nur durch seinen Alltag zu kommen, wenn er alle die kleinen Akte, aus denen dieser besteht, jedesmal geistig erarbeiten und schöpferisch gestalten müßte. Das gilt nicht nur für das Erkennen und Tun innerhalb jener allgemeinen Funktionen des individuellen und sozialen Lebens und die dieses Tun beherrschenden Denk-, Gefühls- und Handlungsprinzipien, welche Kinder der Jahrtausende sind, sondern auch für jene Produkte kürzerer Zeiten und speziellerer Natur, welche das besondere Werkzeug der Erledigung der Aufgaben des Berufslebens ausmachen. Aber gerade die Dinge, deren Durchführung sonach eine übergewaltige Leistung bedeuten würde, erfordern überhaupt keine besondere individuelle Leistung; sie, die besonders schwer sein müßten, sind in Wirklichkeit besonders leicht; was übermenschliche Fähigkeit erfordern würde, ist dem innerhalb geistiger Gesundheit Mindestbegabten ohne augenfälliges Versagen zugänglich. Insbesondere bedarf es bei diesen — in weitestem Sinn — Alltäglichkeiten keiner Führung. Wohl in vielen Fällen einer Anleitung; aber auch diese ist leicht und eine dem Normalen ohne weiteres erlernbare Funktion. Wohl auch meist einer Spezialisierung und, als eine der Formen derselben, struktureller Über- und Unterordnung; aber auch übergeordnete ist nur alltägliche Arbeit wie jede andere, der Bedienung einer vorhandenen und gebrauchsfähigen Maschine vergleichbar; alle Leute kennen und können ihre alltäglichen Aufgaben in hergebrachter Form und gehen normalerweise von selbst an ihre Erledigung; der „Leiter“ hat seine Routine wie sie die ihre; und seine Kontrollfunktion ist nur eine solche Routinearbeit und bedeutet lediglich das Korrigieren einzelner Aberrationen, aber ebensowenig eine „treibende Kraft“ als ein Strafgesetz, das den Mord verbietet, die treibende Ursache dafür ist, daß normalerweise nicht gemordet wird.

Das kommt daher, daß — was hier nur zu konstatieren ist — jede Erkenntnis und Handlungsgewohnheit, die uns einmal erworben ist, so fest und so ununterscheidbar von den übrigen Elementen unserer Person in uns ruht, wie der Eisenbahndamm im Boden; daß sie nicht jedesmal erneuert und bewußt zu werden braucht, sondern hinab-

sinkt auf die vorhandenen Schichten von Unterbewußtem; daß sie normalerweise durch Vererbung, Lehre, Erziehung, Umweltdruck — gleichgültig wie diese Faktoren zueinander stehen mögen — fast reibungslos vermittelt wird; daß sich alles, was wir oft genug denken, fühlen, tun im Individuum, in der Gruppe, in den Dingen automatisiert und unser bewußtes Leben entlastet. Die ungeheure Kraftersparnis, die ancestral und individuell darin liegt, ist gleichwohl nicht groß genug, um den Alltag zu einer leichten Bürde zu machen und zu verhindern, daß seine Anforderungen trotzdem das Durchschnittsleben ausschöpfen. Aber groß genug, um die Erfüllung seiner jeweilig sozial gegebenen Anforderungen möglich zu machen. Das gilt auch für den speziellen Alltag der Wirtschaft. Und auch für das Wirtschaftsleben folgt daraus, daß jeder Schritt aus dem Bezirk der Routine Schwierigkeiten hat, ein neues Moment involviert und daß dieses Moment beschlossen ist in — und das Wesen ausmacht — der Erscheinung: Führerschaft.

Die Natur dieser Schwierigkeiten kann in die folgenden drei Punkte gefaßt werden. Erstens fehlen dem Wirtschaftssubjekt außerhalb der gewohnten Bahnen die ihm innerhalb derselben meistens sehr genau bekannten Daten für seine Entschlüsse und Regeln für sein Handeln. Nun ist das gewiß nicht so, wie wenn es aus der Erfahrungswelt oder auch nur der Welt der sozialen Erfahrungen herausspränge; noch immer muß und kann es auf Grund seiner Erfahrungen voraussehen und abschätzen, in vielen Dingen auch ganz zuverlässig; aber andre Dinge in seinen Dispositionen müssen unsicher, noch andre nur innerhalb weiter Grenzen feststellbar, einige können vielleicht bloß zu „erraten“ sein. Insbesondere gilt das von den Daten, die durch das Verhalten des Wirtschaftssubjekts verändert und jenen, die dadurch erst geschaffen werden sollen. Wohl handelt es auch jetzt nach einem Plan; es wird sogar viel mehr bewußte Rationalität darin stecken als im gewohnten, der als solcher überhaupt nicht „überlegt“ zu sein braucht; aber dieser Plan muß erst erarbeitet werden. Und deshalb enthält er nicht bloß graduell größere, sondern auch andre Fehlerquellen als der gewohnte. Der gewohnte hat die ganze scharf-randige Realität der Vorstellungen von Dingen, die wir gesehen und durchgelebt haben; der neue ist eine Vorstellung von Vorgestelltem.

Nach ihm handeln und nach dem gewohnten handeln sind so verschiedene Dinge wie einen Weg bauen und einen Weg gehen: Und das Bauen eines Weges ist so wenig ein bloßes gesteigertes Gehen, als das Durchsetzen neuer Kombinationen ein bloß graduell vom Wiederholen der gewohnten verschiedener Prozeß ist.

Die Mehrleistung und die andersartige Leistung treten in das richtige Licht, wenn man bedenkt, daß auch bei umfassender Vorarbeit die Wirkungen und Rückwirkungen der geplanten Unternehmung nicht erschöpfend erfaßt werden können und daß selbst das Maß von Erfassung, das nach Umwelt und Anlaß theoretisch möglich wäre, wenn man über unbeschränkte Zeit und Mittel verfügte, praktisch unerfüllbare Anforderungen stellt. Wie in einer gegebenen strategischen Lage gehandelt werden muß, auch wenn die an sich beschaffbaren Daten für dieses Handeln nicht vorhanden sind, so muß auch im Wirtschaftsleben gehandelt werden, ohne daß das, was geschehen soll, bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet ist. Hier kommt für den Erfolg alles auf „Blick“ an, auf die Fähigkeit, die Dinge in einer Weise zu sehen, die sich dann hinterher bewährt, auch wenn sie im Momente nicht zu begründen ist, und das Wesentliche fest und das Unwesentliche gar nicht auffaßt, auch wenn und gerade dann, wenn man sich über die Grundsätze, nach denen man dabei verfährt, keine Rechenschaft geben kann. Gründliche Vorarbeit und Sachkenntnis, Weite des intellektuellen Verstehens, Talent zu logischer Zergliederung können unter Umständen zu Quellen von Mißerfolgen werden. Je genauer wir die natürliche und die soziale Welt kennen lernen, je vollkommener unsere Herrschaft über die Tatsachen wird, je größer mit der Zeit und fortschreitender Rationalisierung der Bereich wird, innerhalb dessen die Dinge einfach ausgerechnet, und zwar schnell und verläßlich ausgerechnet werden können, desto mehr tritt die Bedeutung gerade dieser Aufgabe zurück und muß deshalb die Bedeutung des Typus „Unternehmer“ ebenso sinken, wie die Bedeutung des Typus „Feldherr“ schon gesunken ist. Nichtsdestoweniger hängt ein Teil des Wesens beider Typen an ihr.

Wie dieser Punkt in der Aufgabe, so liegt der zweite im Verhalten des Wirtschaftssubjektes selbst. Es ist nicht nur sachlich schwieriger und etwas Anderes, Neues zu tun, als das Gewohnte und Erprobte,

sondern das Wirtschaftssubjekt widerstrebt ihm auch, würde ihm auch widerstreben, wenn die sachlichen Schwierigkeiten nicht vorhanden wären. Das ist auf allen Gebieten so. Die Geschichte der Wissenschaft ist eine einzige große Bestätigung der Tatsache, daß es uns überaus schwer fällt, uns z. B. eine neue wissenschaftliche Auffassungsweise zu eigen zu machen. Immer wieder lenkt der Gedanke in die gewohnte Bahn ein, auch wenn sie unzweckmäßig geworden ist und das zweckmäßigere Neue an sich durchaus keine besonderen Schwierigkeiten bietet. Das Wesen und die lebensfördernde kraftsparende Funktion der festen Denkgewohnheit beruht ja eben darauf, daß sie unterbewußt geworden ist, ihre Resultate automatisch liefert und gefeit ist gegen Kritik und selbst den Widerspruch einzelner Tatsachen. Das tut sie und das ist sie aber auch dann, wenn ihre Stunde geschlagen hat, und da wird sie zum Hemmschuh. So ist das auch in der Welt des Wirtschaftens. In der eigenen Brust dessen, der Neues tun will, erheben sich die Elemente der gewohnten Bahn und legen Zeugenschaft ab gegen den werdenden Plan. Eine neue und andersgeartete Willensaufwendung wird dadurch nötig, außer jener, die schon darin liegt, inmitten der Arbeit und Sorge des Alltags um Raum und Zeit für Konzeption und Ausarbeitung der neuen Kombination zu ringen und sich dahin zu bringen in ihr eine reale Möglichkeit und nicht bloß Traum oder Spielerei zu sehen. Diese geistige Freiheit setzt einen großen Überschuß von Kraft über das Erfordernis des Alltags voraus, ist etwas Eigenartiges und ihrer Natur nach selten.

Der dritte Punkt besteht in dem Gegendruck, mit dem die soziale Umwelt jedem begegnet, der überhaupt oder speziell wirtschaftlich etwas Neues tun will. Dieser Gegendruck kann sich zunächst in dem Vorhandensein rechtlicher oder politischer Hindernisse äußern. Aber auch abgesehen davon wird jedes abweichende Verhalten eines Gliedes der sozialen Gemeinschaft mißbilligt, freilich in sehr verschiedenem Maß, je nachdem die soziale Gemeinschaft an dergleichen gewöhnt ist oder nicht. Schon wenn man in Benehmen, Kleidung, Lebensgewohnheit von den Leuten desselben sozialen Kreises absticht, noch mehr natürlich in ernsteren Fällen, reagieren sie dagegen. Diese Reaktion ist auf primitiven Kulturstufen schärfer als auf anderen, aber sie fehlt niemals. Schon das bloße Erstaunen über die Ab-

weichung, schon das bloße Konstatieren derselben übt einen Druck auf den Einzelnen aus. Äußerung einer Mißbilligung kann schon merkliche Folgen nach sich ziehen. Weiter kann es zu gesellschaftlicher Ablehnung des Betreffenden und schließlich zu physischer Verhinderung seiner Absicht kommen und zum direkten Angriff auf ihn. Weder die Tatsache, daß fortschreitende Differenzierung diese Reaktion abschwächt — zumal die wichtigste Ursache der Abschwächung dieser Reaktion eben die Entwicklung ist, die wir mit unseren Ausführungen erst erklären wollen —, noch auch die weitere Tatsache, daß der soziale Gegendruck unter Umständen und auf manche Individuen als Anreiz wirkt, ändert etwas an der prinzipiellen Redeutung dieser Reaktion. Immer ist das Überwinden dieses Widerstandes eine Aufgabe besonderer Art, die es im gewohnten Ablauf des Lebens nicht gibt, eine Aufgabe auch, die ein Verhalten besonderer Arterfordert. In wirtschaftlichen Dingen äußert sich dieser Widerstand zunächst von den durch das Neue bedrohten Gruppen her, dann in der Schwierigkeit die erforderliche Kooperation seitens der Leute zu finden, die man braucht, endlich in der Schwierigkeit die Konsumenten zum Mitgehen zu bringen. Wenngleich diese Momente auch heute noch, obgleich eine Periode stürmischer Entwicklung uns an das Auftreten und Durchsetzen von Neuem gewöhnt hat, wirksam sind, so kann man sie doch am besten an den Anfangsstadien des Kapitalismus studieren. Dort aber sind sie so klar, daß es vom Standpunkt unserer Zwecke Zeitverlust wäre, dabei zu verweilen.

Führerschaft gibt es nur aus diesen Gründen — Führerschaft nämlich als Funktion eigener Art und im Gegensatz zu bloßer übergeordneter Organstellung, die es in jedem, kleinsten wie größten, sozialen Körper geben würde, und mit der zusammen sie in der Regel auftritt. Aus diesen Gründen: Denn der geschilderte Sachverhalt schafft eine Grenze, über die hinaus die Mehrzahl der Leute nicht von selbst prompt funktioniert und einer Hilfe seitens einer Minderzahl bedarf. Nur aus diesen Gründen: Denn wenn das soziale Leben auf allen seinen Gebieten die relative Unveränderlichkeit z. R. der astronomischen Welt hätte oder zwar veränderlich, in dieser Veränderlichkeit aber unbeeinflussbar oder endlich zwar durch „Verhalten“ an sich oder in den Wirkungen lenkbar, diese Lenkung aber

jedermann in gleicher Weise möglich wäre — so gäbe es keine besondere Führerfunktion neben den sachlich determinierten Funktionen der Routinearbeit der einzelnen, so brauchte nicht einmal der Rotwildherde ein bestimmtes Tier voranzugehen.

Der neuen Möglichkeit und nur der neuen Möglichkeit gegenüber entsteht die spezifische Führeraufgabe, tritt der Führertypus auf. Deshalb ist er so stark betont bei den Normannen in der Zeit ihrer Eroberungszüge und so schwach bei den Slawen in den Jahrhunderten der konstanten und relativ geschützten Passivität des Lebens im Sumpfland des Pripet. Unsere drei Punkte charakterisieren die Natur sowohl der Führerfunktion als auch des Führerverhaltens, das den Typus ausmacht. Der Führer als solcher „findet“ oder „schafft“ die neuen Möglichkeiten nicht. Die sind immer vorhanden, reichlich angehäuft von Leuten im Lauf ihrer gewöhnlichen Berufsarbeit, oft auch weithin gekannt und, wo es Literaten gibt, auch propagiert. Oft sind — gerade lebenswichtige — Möglichkeiten gar nicht schwer einzusehen, so z. B. die Möglichkeit der Rettung der Fahrgäste eines brennenden Schiffs bei entsprechendem Rensetzen oder die Möglichkeit wesentlicher Verbesserung der gesamten sozialen und politischen Lage im Frankreich Ludwig des XVI. durch „Sparen“ oder, etwas später, durch festes Erfassen des konstitutionellen Standpunkts. Nur sind diese Möglichkeiten tot. Die Führerfunktion besteht darin, sie lebendig, real zu machen, durchzusetzen. Das gilt von allen Fällen von Führerschaft, von der ephemeren — die durch das Beispiel vom brennenden Schiff gegeben ist — wie von der Führerschaft, die sich in Eigenleistung verkörpert und bloß durch das Beispiel wirkt — hierher gehört primitive militärische Führerschaft, überwiegend dann Führerschaft auf künstlerischem oder wissenschaftlichem Feld, zum Teil auch die Führerschaft des modernen Unternehmers; nicht die Leistung als solche bedeutet Führen, sondern die durch sie hindurch ausgeübte Wirkung auf andere: Nicht daß der Führer eines Bittergeschwaders, als erster in den Feind reitend, einen Gegner lege artis niedersticht, ist seine Führertat, sondern daß er dabei seine Leute mitzieht — wie endlich von der Führerschaft, die durch den Apparat einer ausgebildeten sozialen Organstellung hindurch handelt. Und der Typus des Führers ist charakterisiert einmal durch eine be-

sondre Art, die Dinge zu sehen — dabei wiederum nicht so sehr durch Intellekt (und, soweit durch diesen, nicht einfach durch Weite oder Höhe, sondern gerade durch eine Enge bestimmter Art) als durch Willeil, durch die Kraft, ganz bestimmte Dinge anzufassen und sie real zu sehen —, durch die Fähigkeit, allein und voraus zu gehen, Unsicherheit und Widerstand nicht als Gegengründe zu empfinden, und sodann durch seine Wirkung auf andre, die wir mit „Autorität“, „Gewicht“, „Gehorsamfinden“ bezeichnen können und hier nicht weiter zu untersuchen haben.

Soweit die Unternehmerfunktion ununterscheidbar verwoben ist mit den übrigen Elementen einer allgemeineren Führerstellung, wie beim Häuptling einer primitiven Horde oder beim Zentralorgan einer kommunistischen Gemeinschaft — mögen sich von dessen Mitgliedern auch manche für die Wirtschaft spezialisieren —, und auf der Ausübung einer allgemeinen Befehlsgewalt beruht, ist nach dem Gesagten nur noch auf zwei Dinge hinzuweisen: Wir sehen nun, warum wir soviel Gewicht auf das Durchsetzen der neuen Kombinationen legen und nicht auf ihr „Finden“ oder „Erfinden“. Die Funktion des Erfinders oder überhaupt Technikers und die des Unternehmers fallen nicht zusammen. Der Unternehmer kann auch Erfinder sein und umgekehrt, aber grundsätzlich nur zufälligerweise. Der Unternehmer als solcher ist nicht geistiger Schöpfer der neuen Kombinationen, der Erfinder als solcher weder Unternehmer noch Führer anderer Art. Sowohl was sie tun, ist verschieden, als auch die Eignung zu dem, was sie tun — „Verhalten“ und „Typus“. Ferner bedarf es wohl keiner Rechtfertigung mehr, warum wir Unternehmertätigkeit nicht als „Arbeit“ bezeichnen. Wir könnten es ja; aber dann wäre es eine Arbeit, die von jeder andern, auch von „leitender“, schon gar bloßer „geistiger“, auch von jener, die der Unternehmer außerhalb seiner Unternehmertaten etwa leistet, der Natur wie der Funktion nach grundverschieden wäre.

Soweit die Unternehmerfunktion Sache des privaten „Geschäftsmannes“ ist, umfaßt sie nicht jede Art von Führung, deren Gegenstand das Wirtschaftsleben sein kann. Auch der Arbeiterführer jeder Kategorie, auch ein Interessenvertreter kann — und nicht bloß auf wirtschaftspolitischem Gebiet — wirtschaftlicher Führer sein.

Die speziell „unternehmerliche“ Art von privater Führerschaft im Wirtschaftsleben ist gefärbt und geformt — sowohl dem Verhalten als auch dem Typus nach — von ihren besonderen Bedingungen. Die Bedeutung der „Autorität“ fehlt nicht, gilt es doch oft, soziale Widerstände zu überwinden und „Beziehungen“ zu erobern und Belastungsproben auszusetzen. Aber sie ist geringer insofern, als es einer „Befehlsgewalt“ über die Produktionsmittel nicht bedarf und das Mitziehen der andern Berufsgenossen zwar immer eine sehr wichtige Folge des Beispiels und Erklärungsgrund wesentlicher Erscheinungen, aber oft nicht zum individuellen Erfolg nötig — im Gegenteil ihm abträglich und vom Unternehmer nicht gewünscht — ist²² und ohne darauf gerichtetes Tun eintritt. Hingegen ist die Bedeutung jener besondern Vereinigung von Schärfe und Enge des Gesichtskreises und der Fähigkeit zum Alleingehen um so größer. Und das entscheidet auch über den Typus. Ihm fehlt aller äußere Glanz, wie er bei andern Arten von Führerschaft dadurch gegeben ist, daß gehobene Organstellung die Voraussetzung ihrer Ausübung ist. Ihm fehlt aller persönliche Glanz, wie er bei vielen andern Arten von Führerschaft gegeben sein muß, bei jenen, wo durch „Persönlichkeit“ oder Geltung in einem kritischen sozialen Kreis geführt wird. Seine Aufgabe ist sehr speziell: wer sie lösen kann, braucht in jeder andern Beziehung weder intelligent noch sonst interessant, kultiviert oder in irgendeinem Sinn „hochstehend“ zu sein, kann selbst lächerlich wirken in den sozialen Positionen, in die ihn sein Erfolg ex post stellt. Er ist typisch — dem Wesen nach, aber außerdem (was nicht zusammenzufallen brauchte) historisch —, Emporkömmling und traditionslos, daher oft unsicher, anpassend, ängstlich — alles andre als ein Führer — außerhalb seines Bureaus. Er ist der Revolutionär der Wirtschaft — und der unfreiwillige Pionier sozialer und politischer Revolution —, und seine eignen Genossen verleugnen ihn, wenn sie um einen Schritt weiter sind, so daß er

²² Dann nämlich, wenn das „Mitziehen“ zusammenfällt mit dem Nachrücken der Konkurrenz. Darauf beruht die fundamentale Tatsache der fortwährenden Elimination von Unternehmern und die nicht weniger fundamentale Erscheinung periodischer Depressionen, wie wir im folgenden sehen werden. Nicht immer ist aber das Mitziehen von diesem Charakter, so nicht beim Zusammenfassen einer Industrie zu einem Trust und nicht gegenüber den Konsumenten.

mitunter im Kreis etablierter Industrieller nicht rezipiert ist. In allen diesen Punkten gibt es Analogien mit Führertypen anderer Art. Aber keine dieser erregt so viel Aufsehen und, aus den verschiedensten Gründen, abfällige Kritik. Und die individuellen Qualitätsunterschiede gewinnen hier deshalb eine für das Schicksal des Typus wie für das Schicksal der Wirtschaftsform, der er seinen Stempel aufdrückt, ernste Bedeutung²³.

Machen wir uns zum Schluß das Verhalten des Typus — und zwar mit Rücksicht auf den besondern Zweck unserer Erörterung speziell das Verhalten des privaten, kapitalistischen Unternehmers — in der Weise noch klarer, in der man sich im Leben wie in der Wissenschaft eben das Verhalten von Menschen klarer macht, nämlich durch Eingehen auf die Motive²⁴, die dieses Verhalten charakterisieren.

²³ Die Darstellung der ersten Auflage ist als „unternehmerfreundlich“ und als übertreibende „Verherrlichung“ des Unternehmertypus bezeichnet worden. Dagegen protestiere ich als gegen eine unwissenschaftliche — oder einem überwundenen Stadium der Wissenschaft entsprechende Art von — Argumentation. Das, was daran als „unternehmerfreundlich“ gedeutet werden könnte, ist nichts andres als der Nachweis, daß dem Unternehmer eine Funktion im sozialen Wirtschaftsprozeß zukommt — im Gegensatz etwa zum Raubritter. Da das aber heute auch von ernster sozialistischer Seite anerkannt wird, so kann nur Richtigkeit oder Falschheit unserer Fassung zur Diskussion stehen, welche Diskussion durch Stimmungsmache und Schlagworte nicht gefördert wird. Und eine „Verherrlichung“ liegt weder der Tendenz nach noch tatsächlich vor, weil die angeführten Tatsachen und Argumente sowohl mit positiver wie mit negativer Wertung privater Unternehmertätigkeit und insbesondere privaten Bezugs von Unternehmergewinn kompatibel sind. Wer durchaus nichts zu einer solchen Erörterung beizutragen hat, mag immerhin seinen Phrasenvorrat klappern lassen. Aber er hat kein Recht auf Beachtung.

²⁴ Zu den Gegenargumenten, welche, wie die in der vorhergehenden Note erwähnten, lediglich als Geduldprobe in Betracht kommen, gehört auch das, daß der Gedankengang dieses Buches nichts sei wie eine zweifelhafte Psychologie. Abgesehen davon, daß die „Psychologie“, die in Frage kommt, nur illustrierende Bedeutung hat und es sich uns hier um Andres, nämlich wirtschaftliche Tatbestände, handelt, ist auf die vier Dinge, die diese abgeschmackte Phrase bedeuten kann, zu erwidern:

I. Ist gemeint, daß „Motivation“ nicht ohne weiteres Erklärungsgründe abgeben kann, weil das Motiv nicht einfach „Ursache“ der Handlung, sondern zunächst bloßer psychischer Reflex derselben ist, so ist das richtig. Aber das Gegenteil wird auch nicht behauptet. Das Motiv ist nur das Instrument, mit dem der Beobachter den Ablauf von Grund und Folge im sozialen Leben unter Umständen sich selbst und anderen klarer machen kann als er sonst wäre, mit dem er diesen Ablauf im Gegensatz zu einem Ablauf in der „unbelebten Natur“ verstehen kann. Es ist, wie man in Kürze annähernd richtig sagen kann, oft ein wertvolles heuristisches Mittel und auch oft ein brauchbarer „Erkenntnisgrund“. Als „Realgrund“ wird es hier nicht verwendet.

Die Bedeutung der Untersuchung der Motive des „Wirtes schlechtweg“ ist für die ökonomische Theorie des Kreislaufs — nicht natürlich für die soziologische Theorie der Wirtschaftsstile, Wirtschaftsepochen, „Wirtschaftsgeiste“ — dadurch sehr reduziert, daß man das Gleichgewichtssystem ohne alle Berücksichtigung von Motiven darstellen kann²⁶. Soweit man aber trotzdem die darin beschlossenen Vorgänge „verstehen“, in ihrem Lebenssinn begreifen will, ist die Motivation keineswegs einfach. Mit dem Bild eines rationalen und hedonischen Einzelegoismus ist sie zweifellos nicht richtig erfaßt. Das, was innerhalb bestimmter sozialer Verumständerung — bei bestimmter sozialer Struktur und Produktionsverfassung und in gegebener Kulturwelt — und sozialer Gewohnheit und Sitte laufend

2. Ist mit dem Vorwurf der „Psychologie“ gemeint, daß etwas von dem Gesagten nicht „Ökonomie“ sei und daher irrelevant, so ist dieser Vorwurf selbst irrelevant angesichts der Tatsache, daß wir diese Dinge brauchen und, soweit keine andre Wissenschaft sie uns in der benötigten Form darbietet, selbst ausarbeiten müssen, wie der Nationalökonom auch Geschichte und Statistik usw. auf eigene Rechnung betreiben muß. Verfehlt und unzulänglich ist die Auffassung, nach welcher sich die Sozialwissenschaft letztlich in Psychologie auflöst, kindisch hingegen die, daß wir ohne alle Psychologie, d. h. Untersuchung und Deutung beobachtbaren Verhaltens bei allen unsern Problemen auskommen müßten. Übrigens bedeutet das noch nicht — da auch die Psychologie es mit objektiv feststellbaren Reaktionen zu tun hat —, daß

3. wir, indem wir „Psychologie“ treiben, ins Unerfahrbare, bloß subjektiv Existierende ausbiegen. Denn wir beschreiben und analysieren ein sichtbares wirtschaftliches Verhalten. Wenn wir außerdem noch versuchen, es „sinndeutend“ zu „verstehen“, so bleibt doch um nichts weniger dieses sichtbare Verhalten selbst das Um und Auf unserer Analyse.

Alle diese Punkte gelten auch gegenüber der Phraseologie, deren Opfer zum Schaden der Wissenschaft oft die „subjektive“ Wertlehre geworden ist und noch wird.

4- Ist gemeint, daß unsre „Schau“ des Unternehmertypus falsch und insbesondere unsere Beschreibung seiner Motivation mangelhaft ist, so wäre das im Einzelnen durch Eingehen auf jeden Schritt unserer Argumentation nachzuweisen unter Berücksichtigung des engen Zweckes unserer Darlegung, die auf keine Soziologie dieses Typus hinauswill. Das ist aber nicht geschehen. Und eine verständnislose Art von „Lektüre in der Diagonale“, die lediglich nach einem Schlagwort hascht und, wenn sie es gefunden zu haben glaubt, den Gedankengang befriedigt beiseite legt, um fortan immer nur das Schlagwort zu wiederholen, kann nicht anders begegnet werden als durch stets erneute, immer sorgfältigere Formulierung der Wahrheit. Darauf allein kommt es an, daß der Leser, dem es um Erkenntnis zu tun ist, diese Wahrheit und das Leben in unserer Darstellung pulsieren fühlt.

²⁶ Dieser Schritt ist vor allem an den Namen Paretos geknüpft, am vollendetsten aber gelungen ist er Barone (il ministro della produzione nello stato collettivista, *Giornale degli Economisti* 1908).

zu tun ist, das erscheint dem Wirtschaftssubjekt vor allem unter dem Gesichtspunkt weitgehend objektivierter Pflicht und nicht als nach individuellem, hedonischem Egoismus rational gewählt. Diese Pflicht kann außerweltlich orientiert sein, oder an der sozialen Gruppe weiterer Spanne (Land, Volk, Stadt, Klasse), oder an einem engeren, durch das Blutsband gegebenen Kreis, oder an der Verkörperung des Betätigungsfeldes (Hof, Fabrik, Firma, Arbeiterschaft), aber nur relativ selten und seit verhältnismäßig kurzer Zeit auch an der eigenen Person — die in diesem Sinn nicht über die Renaissance, in erheblichem Maß nicht über die industrielle Revolution zurückreicht —, wo dann „Pflicht“ im Strom des Rationalisierungsprozesses mehr und mehr untergeht in hedonischem Interesse. Gleichwohl kann man im Kreislauf dem wirtschaftlichen Motiv einen präziseren Sinn geben, als wir es einleitend (S. I) getan haben. Im Kreislauf kommt, vom Beobachter gesehen, nämlich der fundamentale Sinn des Wirtschaftens zum Ausdruck, der Sinn, der erklärt, warum es Wirtschaften überhaupt gibt. Gütererwerb als Inhalt des wirtschaftlichen Motivs heißt in diesem Sinn natürlich Gütererwerb zur Bedarfsdeckung. Wenn man beachtet, daß die Stärke dieses Motivs nach Kultur und sozialem Ort des Subjekts charakteristisch verschieden und immer sozial gegeben ist, ferner, daß es sich nicht einfach um Bedürfnisse einzelner Individuen handelt, sondern auch so gut wie immer um die anderer, für die das Subjekt sorgt — was man entweder so ausdrücken kann, daß der zu deckende Bedarf kein individueller ist, oder zwar individuell, aber derartig, daß er das Bedürfnis, für die Bedürfnisbefriedigung anderer zu sorgen, einschließt —, so kann man da ruhig sagen, daß die Vorgänge des Gleichgewichtstrebens ihr Maß und Gesetz finden in der Welt der von Konsumakten zu erwartenden Bedürfnisbefriedigungen; man kann die erstem aus der letztern heraus sinndeutend verstehen²⁶. Und je mehr man die Betrachtung auf Kulturen konzentriert, in denen das soziale Ganze wirtschaftet, indem es die einzelnen Individuen oder Gruppen wirtschaften läßt, Kulturen, in denen die Bindungen weggebrochen

²⁶ Also in dieser Bedeutung der Worte „hedonisch“ und „rational“, welches letztere heißt: vom Beobachter als dem gegebenen Zweck unter gegebenen Umständen entsprechend oder angepaßt erkannt.

sind, die in anderen Individuum oder Teilgruppe hemmend und schützend umgeben, und in denen schließlich der einzelne, zur Persönlichkeit gemodelt, als Individuum kreierte, grundsätzlich auf sich selbst gestellt ist, um so mehr kann man weiter sagen, daß diese Bedürfnisbefriedigungen — wenngleich nur in einem weiten Sinn — egoistisch gefärbt sind.

Nichts davon kann man in gleichem Sinn von unserem Typus sagen. Egoistisch gefärbt — auch in der Bedeutung von „gesteigertem Egoismus“, Rücksichtslosigkeit — sind zwar seine Motive ganz besonders: Ist er doch ganz besonders traditions- und beziehungslos, der wahre Hebel der Durchbrechung aller Bindungen, und dem System der überindividuellen Werte sowohl der Schicht, aus der er kommt, als auch der Schicht, in die er steigt, ganz besonders fremd; ganz besonders auch Bahnbrecher des modernen Menschen und kapitalistischer, auf das Individuum gestellter Lebensform, nüchterner Denkweise, utilitarischer Philosophie — das Gehirn, das zuerst in der Lage war und Anlaß hatte, Beefsteak und Ideal auf gemeinsame Nenner zu bringen. Rational — im Sinne bewußt gestalteten Verhaltens aber nur, wie wir sofort sehen werden — auch: Hat er doch auszuarbeiten, was die andern fertig vorfinden; ist er doch Vehikel einer Umorganisation des Wirtschaftslebens in der Richtung privatwirtschaftlicher Zweckmäßigkeit. Aber wenn man dem Motiv der Bedürfnisbefriedigung nicht den präzisen Sinn nimmt, den wir ihm eben gaben und dem es den Inhalt verdankt, der es brauchbar macht, so ist diese Motivation unseres Typus essentiell andersartig — mag man auch, was aber alle Unterschiede verwischt und die Sache zur Tautologie macht, den schmerzfliehenden und lustsuchenden Willen der hedonischen Auffassung menschlichen Handelns so weit fassen können, daß jede Motivation unter dieses Schema fällt: Sein „wirtschaftliches Motiv“ — Streben nach Gütererwerb — ist nicht verankert am Lustgefühl, das die Konsumtion der erworbenen Güter auslöst. Und ist Bedürfnisbefriedigung in diesem Sinn die ratio des Wirtschaftens, so ist das Verhalten unseres Typus überhaupt irrational oder von einem andersgearteten Rationalismus.

Denn wir beobachten im täglichen Leben, daß die führenden Persönlichkeiten der Volkswirtschaft und überhaupt alle jene, die im Getriebe der Wirtschaft über die Masse emporragen, sehr bald dahin kommen, über bedeutende Mittel zu verfügen. Trotzdem sehen wir sie ihre ganze Kraft dem Erwerbe weiterer Gütermengen widmen, sehr oft ohne einem andern Gedanken Raum zu geben. Streben sie nun nach einem wirtschaftlichen Gleichgewichte, denken sie bei jedem Schritt an bestimmte durch die dabei zu erwerbenden Güter zu deckende Bedürfnisse? Wägen sie bei jedem Schritte die Intensität bestimmter Bedürfnisse gegen einen negativen Wert ab, der einer Unlust des betreffenden Aufwandes an wirtschaftlicher Tätigkeit entspricht? Lassen sich die Motive ihres Handelns in jene zwei Komponenten — Befriedigung und Arbeitsleid — zerlegen, deren Zusammenwirken die vorhandene Menge an Arbeit in den breiten Massen der Wirtschaftssubjekte bestimmt?

Es ist eine Tatsache, daß, nachdem ein gewisser Befriedigungszustand für ein Wirtschaftssubjekt gesichert ist, der Wert weiterer Gütererwerbungen für dasselbe bald sehr tief sinkt. Das Gossensche Gesetz erklärt diese Tatsache und die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß über eine, übrigens individuell verschiedene Größe des Einkommens hinaus, die Intensitäten der dann noch unbefriedigten Bedürfnisse außerordentlich gering werden. Für jede Kulturstufe und für jedes konkrete Milieu läßt sich, wenn auch nur in roher Schätzung, eine Einkommenssumme angeben, über die hinaus der Wert der Einkommenseinheit sich der Null nähert. Dem Laien hegt es nahe, zu entgegnen, daß je mehr Mittel einer besitze, desto größer seine Bedürfnisse werden und daß solche neue Bedürfnisse sich mit derselben Energie fühlbar machen wie die alten. Daran ist etwas Wahres. Das Gossensche Gesetz gilt zunächst für einen gegebenen Bedürfnisstand. Mit zunehmenden Mitteln aber entwickelt sich dieser. Die Skala der Wertschätzungen für wachsende Gütermengen wird daher wirklich nicht so schnell sinken, als sie das täte, wenn die Bedürfnisse dieselben blieben. Aber die zuwachsenden Bedürfnisregungen sind notwendig von immer geringerer Intensität — was für unsere Zwecke durch die Tatsache ausreichend verifiziert ist, daß eine bestimmte Geldsumme für den, dessen ganzen Besitz sie

ausmacht, eine ganz andre Bedeutung besitzt als für den Millionär, der von ihr nur die Möglichkeit einer ihm im Grunde ganz gleichgültigen Ausgabe abhängig weiß. Daraus würde nun folgen, daß jene Führer der Volkswirtschaft von einer schier unersättlichen Begierde nach Genuß getrieben und ihre Bedürfnisse ganz besonders intensiv sein müssen, wenn sie wirklich nur deshalb nicht haltmachen sollen, weil der Punkt der Sättigung für sie über alle erreichbaren Grenzen hinausliege.

An einer solchen Interpretation muß man sofort irrewerden, wenn man bedenkt, daß ein solches Verhalten durchaus zweckwidrig wäre. Erwerbstätigkeit ist ein Hindernis für den Genuß gerade jener Güter, die jenseits einer gewissen Einkommensgröße vornehmlich erworben zu werden pflegen. Denn dazu gehört vor allem Muße, und das Verlangen danach und nach der Konsumtion des Erworbenen müßte bald überragende Bedeutung gewinnen. Allerdings ist zuzugeben, daß ein solches vernunftwidriges Verhalten im praktischen Leben Leuten unseres Typus tatsächlich zugeschrieben wird. Näherstehende wie auch Leute, die von ihnen nicht mehr als den Namen kennen, haben sehr häufig diese Auffassung. Und ferner ist auch zuzugeben, daß ein derartiges Verfehlen eines Zieles noch nicht ohne weiteres das Abhandensein darauf gerichteter Motive beweist. Gewohnheit, die einmal erworben, fortwirkt, auch wenn ihre ratio weggefallen ist, auch andre, halb pathologische Momente können die Erklärung abgeben.

Allein wir bemerken, daß sich bei solchen Leuten geradezu eine bemerkenswerte Gleichgültigkeit, ja selbst Abneigung, gegen untätigen Genuß zeigt. Man braucht sich nur die eine oder die andre der ja so allgemein bekannten Gestalten der Männer, die Wirtschaftsgeschichte gemacht haben, oder auch nur den ersten besten Mann, der ganz in seinen Geschäften aufgeht, zu vergegenwärtigen, um sofort die Wahrheit dieser Behauptung einzusehen. Solche Wirtschaftssubjekte leben freilich meist luxuriös. Aber sie leben luxuriös, weil sie die Mittel dazu haben, sie erwerben nicht, um luxuriös zu leben. Es ist nicht leicht, diesen Tatsachen ganz gerecht zu werden. Persönliche Auffassung und persönliche Erfahrung des Beobachters wird hier eine große Rolle spielen müssen, und es ist von vornherein nicht

zu erwarten, daß unsere Behauptung ohne weiteres akzeptiert werden wird. Doch wird man ihr kaum allen Grund absprechen, namentlich dann nicht, wenn man sich nicht auf seine bisherige allgemeine Ansicht und auf vorgefaßte Meinungen verläßt, sondern versucht, einzelne konkrete Repräsentanten unseres Typus zu analysieren. Wenn man das tut, wird man wohl bald sehen, daß scheinbare Ausnahmen sich ungezwungen erklären und namentlich, daß Leute, bei denen das Genußstreben und der Wunsch nach einem bestimmten „hedonischen“ Resultate, besonders nach einem Sich-zur-Ruhe-Setzen bei bestimmter Einkommensgröße, im Vordergrund steht, ihre Position meist nicht eigener Kraft und ihre eventuellen Erfolge nur dem Umstände verdanken, daß eine Persönlichkeit unseres Typus ihnen vorgearbeitet hat. Der typische Unternehmer fragt sich nicht, ob jede Anstrengung, der er sich unterzieht, auch einen ausreichenden „Genußüberschuß“ verspricht. Wenig kümmert er sich um hedonische Früchte seiner Taten. Er schafft rastlos, weil er nicht anders kann, er lebt nicht dazu, um sich des Erworbenen genießend zu erfreuen. Tritt dieser Wunsch auf, so ist das Erlahmen und nicht eine Station auf bisheriger Linie, Vorbote des physischen Todes und nicht Erfüllung. Und auch aus diesem Grund — der andre ist der schon erwähnte, daß, von der Entwicklung in unserem Sinn gesprochen, die „Nachfrage“ kein vom „Angebot“ unabhängiger Faktor ist — kann das Verhalten unseres Typus nicht im gleichen Sinn wie das Verhalten des „Wirtes schlechtweg“ in das Schema eines „Gleichgewichtszustands“ bzw. einer Tendenz nach einem solchen gebracht, aus diesem Grund ferner nicht angenommen werden, daß es — was in einem andern Sinn natürlich gleichwohl behauptet werden kann — in ähnlicher Weise bloß Konsequenzen zieht aus vorhandenen Daten wie dieses²⁷.

Unter unserem Bild vom Unternehmertypus steht das Motto: plus ultra. Wer sich im Leben umsieht, hört es aus dem Typus heraus — wenngleich nicht immer aus von „philosophischen Anwandlungen“

²⁷ Gewiß ist es nur in sehr besonderm Sinne wahr, daß dieser Typus etwas „schafft“. — Immer gibt es Bedeutungen dieser Wendung, in denen sie offenkundig nicht wahr wäre. Mit der Wendung „nicht bloß Konsequenzen ziehen“ steht es ebenso. Aber ich glaube, daß der Text ausreichend klar ist. Wer das nicht findet, möge die umständliche Erörterung der ersten Auflage nachlesen.

gefärbten Äußerungen einer Mußestunde. Und die sein Verhalten adäquat interpretierende Motivation liegt nahe genug:

Da ist zunächst der Traum und der Wille, ein privates Reich zu gründen, meist, wenngleich nicht notwendig, auch eine Dynastie. Ein Reich, das Raum gewährt und Machtgefühl, das es im Grund in der modernen Welt nicht geben kann, das aber die nächste Annäherung an Herrenstellung ist, die diese Welt kennt und deren Faszination gerade für solche Leute besonders wirksam ist, die keinen andern Weg zu sozialer Geltung haben. Das wäre des Näheren zu analysieren: Mit „Freiheit“ und „Sockel der Persönlichkeit“ wird man diese Motivation bei dem einen präzisieren können, mit „Einflußsphäre“ beim andern, mit „Snobismus“ beim Dritten; aber darauf kommt es hier nicht weiter an. Diese Motivgruppe steht der Konsumbefriedigung am nächsten. Aber sie fällt nicht mit ihr zusammen: Die Bedürfnisse, die hier befriedigt werden, sind nicht die des „Wirtes schlechtweg“, nicht die, welche die ratio des Wirtschaftens bilden, und nicht die, auf welche allein deren Gesetze passen.

Da ist sodann der Siegerwille. Kämpfenwollen einerseits, Erfolg-habenwollen des Erfolgs als solchen wegen andererseits. Das Wirtschaftsleben nach beiden Richtungen an sich indifferente Materie. Gewinngröße als Erfolgsindex — oft nur in Ermangelung eines andern — und Siegespfosten. Wirtschaftliches Handeln als Sport: Finanzieller Wettlauf, noch mehr aber Boxkampf. Wieder gibt es da zahllose Nuancen. Und manche davon — sozial Steigenwollen — schwimmen mit dem ersten Punkt. Wieder ist das Gesagte für uns ausreichend. Wieder handelt es sich um eine von der spezifisch wirtschaftlichen charakteristisch verschiedene Motivation, um eine der wirtschaftlichen ratio und ihrem Gesetz fremde.

Freude am Gestalten endlich ist eine dritte solche Motivfamilie, die zwar auch sonst vorkommt, aber nur hier das Prinzip des Verhaltens beschließt. Das kann sowohl bloße Freude am Tun sein: Der „Wirt schlechtweg“ bewältigt mühsam seinen Arbeitstag, unser Typus hat einen Kraftüberschuß, der, wie andre Felder der Betätigung, so auch das wirtschaftliche wählen kann und an der Volkswirtschaft ändert und in der Volkswirtschaft wagt, um des Änderns

und Wagens und gerade der Schwierigkeiten willen²⁸. Als auch speziell Freude am Werk, an der Neuschöpfung als solcher: Sei das nun etwas Selbständiges oder ununterscheidbar von der Freude am Tun. Auch hier werden Güter nicht aus dem Grund und nicht nach dem Gesetz des Grundes erworben, der den „Sinn“ des Gütererwerbs ausmacht.

Nur bei der ersten der drei Motivreihen ist privates Eigentum am Resultat der Unternehmertätigkeit ein wesentlicher Faktor dafür, daß sie wirksam wird. Bei den beiden andern handelt es sich nicht so sehr darum, als vielmehr um die eigenartig präzise und vom Urteil anderer Leute unabhängige Art, in der im kapitalistischen Leben „Sieg“ und „Erfolg“ gemessen wird und das den Gestalter freuende Werk zustandekommt und sich bewährt. Diese Art ist durch ein andres soziales Arrangement nicht leicht zu ersetzen, aber es ist kein Widersinn nach einem solchen zu suchen. Zwar müßte in einer den privaten Unternehmer ausschließenden sozialen Organisation nicht nur für sie Ersatz gefunden werden, sondern weiter auch für jene Funktion des Unternehmers, die er erfüllt, wenn er den größten Teil seines Gewinns zurücklegt statt ihn zu verbrauchen; aber das wäre, wenn auch in praxi schwer, so doch der organisatorischen Idee nach leicht. Deshalb ist die detaillierte realistische Untersuchung der unendlich mannigfaltigen Motive, die man im Wirtschaftsleben feststellen kann, und zwar sowohl ihrer tatsächlichen Wichtigkeit für das Verhalten unseres Typus als auch der Möglichkeiten ihrer Konservierung unter andern Umständen, vielleicht unter andern Stimuli, eine Grundfrage ernstzunehmender „Planwirtschaft“ und ernstzunehmenden Sozialismus.

²⁸ Ob der Typus die „Unlust“ der Anstrengung nicht flieht oder ob die Anstrengung für ihn „Lust“ und nicht „Unlust“ bedeutet, kommt auf dasselbe hinaus. Man könnte diesen Punkt ebensogut auch auf die erste Art formulieren.

Drittes Kapitel.

Kredit und Kapital.

Erster Abschnitt.

Das Wesen und die Rolle des Kredits.¹

Der Grundgedanke, daß die wirtschaftliche Entwicklung wesentlich andre Verwendung der vorhandenen Arbeits- und Bodenleistungen sei, führte uns zu dem Satz, daß die Durchsetzung neuer Kombinationen durch Entziehung von Arbeits- und Bodenleistungen aus ihren gewohnten Verwendungen erfolge. Für jede Wirtschaftsform, in der der Führer keine Verfügungsgewalt über diese Leistungen hat, führte uns das wiederum zu zwei Häresien. Zur Häresie, daß dabei dem Gelde, und zur weitem Häresie, daß dabei sogar den andern Zahlungsmitteln eine wesentliche Rolle zukommt, daß dabei die Vorgänge im Gebiete der Zahlungsmittel nicht bloße Reflexe von Vorgängen in der Güterwelt sind, in der alles Wesentliche entspränge. In allen Tonarten, mit besondrer Entschiedenheit und seltner Ein-

¹ Der Gedankengang, der im folgenden im Wesen unverändert vorgetragen wird, hat inzwischen durch die Untersuchungen von A. Hahn (Volkswirtschaftliche Theorie des Bankkredits, I. Aufl. 1920, 2. Aufl. 1926) eine wertvolle Bestätigung und Verbesserung erfahren. Der Leser sei auf dieses originelle und verdienstliche Buch, das die Erkenntnis des Problems wesentlich gefördert hat, nachdrücklich verwiesen. In vielem parallel auch: W. G. Langworth y Taylor in: The Credit system 1913. Vielleicht haben die Erscheinungen der Nachkriegszeit und die Erörterungen über die Rolle des Bankkredits beim Aufschwung und in der Depression dem, was ich zu sagen habe und hatte, viel vom Anschein eines sich selber richtenden Paradoxons genommen. Jede Theorie des Konjunkturzyklus berücksichtigt heute das Faktum des „zusätzlichen Kredits“ in der Prosperität und setzt sich mit der von Keynes zur Diskussion gestellten Frage auseinander, ob der Zyklus durch Beeinflussung von der Geldseite her gemildert werden kann. Das bedeutet noch nicht Annahme meines Gesichtspunktes. Aber es muß dazu führen. Vgl. auch meine Abhandlung „Kreditkontrolle“ im Archiv f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 1925. Ganz unabhängig ist neuestens Robertson (Banking policy and the price level 1926) zu ähnlichen Resultaten gelangt (vgl. darüber Pigou im Econ. J., Juni 1926), und bald wird der Inhalt dieses Kapitels eine Selbstverständlichkeit sein.

mütigkeit, mit Ungeduld und moralischer und intellektueller Ent-rüstung sogar versichert uns eine lange, lange Reihe von Theoretikern das Gegenteil.

Stets hat sich die Ökonomie, fast seit sie zur Wissenschaft wurde, gegen die populären Irrtümer gewehrt, die das Phänomen des Geldes umranken. Ganz mit Recht. Eines ihrer fundamentalen Verdienste liegt hier. Und wer das bisher Gesagte durchdenkt, wird sich leicht überzeugen, daß keiner dieser Irrtümer darin verteidigt wird. Wollte man freilich sagen, daß das Geld nur Mittel des Umlaufs der Güter sei und keine wichtigen Erscheinungen sich daran knüpfen können, so wäre das falsch. Wollte man daraus eine Einwendung gegen unsern Gedankengang schmieden, so wäre sie eben schon durch unsern Nachweis widerlegt, daß in unserm Falle die Andersverwendung der Produktivkräfte der Volkswirtschaft nicht anders als durch eine Verschiebung in der Kaufkraft der Wirtschaftssubjekte durchgeführt werden kann. Wir sahen, daß im Prinzip ein Ausleihen von Arbeits- und Bodenleistungen von Arbeitern und Grundherren nicht möglich ist. Ich füge noch hinzu, daß der Unternehmer sich auch nicht produzierte Produktionsmittel ausleihen kann. Denn im Kreislauf sind weder müßige Vorräte noch auch für die Bedürfnisse des Unternehmers bereitgestellte Mengen davon vorhanden. Wenn es zufällig in irgendeiner Wirtschaft gerade solche produzierte Produktionsmittel gibt, wie sie der Unternehmer braucht, so kann er sie allerdings kaufen, wozu er aber wiederum Kaufkraft braucht. Ausleihen kann er sie nicht ohneweiters, denn sie werden ja zu den Zwecken gebraucht, zu denen sie produziert wurden, und ihr Resitzer kann und will auf seinen Ertrag — den ihm ja der Unternehmer ersetzen könnte, aber erst später — nicht warten und auch kein Risiko tragen. Tut das aber dennoch jemand, dann liegen eben zwei Geschäfte vor, ein Kauf und eine Kreditgewährung. Beide sind nicht etwa nur zwei juristisch gesonderte Teile eines und desselben ökonomischen Vorgangs, sondern zwei sehr verschiedene ökonomische Vorgänge, an deren jedem sehr verschiedene Erscheinungen kleben, wie sich später ganz von selbst ergeben wird. Endlich kann der Unternehmer Arbeitern und Grundherren auch nicht Genußgüter „vor-

schießen"², weil er sie ja nicht hat. Kaufte er sie, so bedürfte er eben dazu der Kaufkraft. Über diesen Punkt kommen wir nicht hinweg, da es sich stets um Güterentzug aus dem Kreislauf handelt. Auch bezüglich des Ausleihens von Genußgütern gilt dasselbe wie vom Ausleihen produzierter Produktionsmittel. Wir behaupten also nichts Mysteriöses oder Abenteuerliches.

Es ist klar, daß es keinen Sinn hätte uns entgegenzuhalten, daß am Gelde nichts Wesentliches hängen „kann“. Tatsächlich ist eben hier die Kaufkraft das Vehikel eines wesentlichen Vorgangs, was gar nichts Bedenkliches hat. Übrigens kann diese prinzipielle Einwendung gar nicht gemacht werden, weil ja jedermann die ganz analoge Erscheinung anerkennt, daß Veränderungen der Menge oder Verteilung des Geldes sehr tiefgreifende Wirkungen haben können. Nur stand diese Beobachtung bisher auf einem Nebengeleise. Der Vergleich ist jedoch ganz instruktiv. Auch hier liegt nicht notwendig eine Veränderung in der Güterwelt, eine vorhergehende Erklärungsursache auf der „Warenseite“ vor. Die Güter verhalten sich da ebenfalls ganz passiv. Trotzdem wird ihre Art und Menge durch solche Veränderungen bekanntlich sehr beeinflußt.

Auch unsre andre Häresie ist bei weitem nicht so gefährlich als sie aussieht. Auch sie ruht in letzter Linie nicht bloß auf einer erweislichen und augenfälligen, sondern sogar auf einer anerkannten Tatsache. Es werden in der Volkswirtschaft Zahlungsmittel geschaffen, die sich zwar ihrer äußern Form nach lediglich als Forderungen auf „Geld“ darstellen, die sich aber von Forderungen auf andre Güter sehr wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie — wenigstens temporär auf alle Fälle — ganz dieselben Dienste tun, wie das Gut, auf das sie lauten, so daß sie es unter gewissen Bedingungen ersetzen können³. Nicht nur in der Spezialliteratur des Geldwesens ist das an-

² Die Konstruktion der Theorie, die seit Quesnay diese wirklichkeitsfremde Vorstellung erzwingt, widerlegt sich selbst eben dadurch. Und sie ist so wichtig, daß man von einer „Vorschußökonomie“ sprechen kann.

³ Wenn man also Forderungen auf Güter im allgemeinen nicht als etwas Selbständiges neben diese Güter stellen darf — sowenig wie Ähre und Getreidekörner —, so liegt die Sache offenbar hier etwas anders: Während ich auf einer Forderung auf ein Pferd nicht reiten kann, so kann ich mit einer Forderung auf Geld unter Umständen ganz dasselbe tun wie mit diesem Geld selbst, nämlich kaufen.

erkannt, sondern auch in der Theorie im engern Sinne. In jedem Lehrbuch kann man das lesen. Wir haben der Beobachtung nichts hinzuzufügen, sondern nur der Analyse. Die Beobachtung, die wir brauchen, ist da, nur steht auch sie auf einem Nebengeleise. Die Probleme, deren Diskussion am meisten zur theoretischen Anerkennung der praktisch ja unzweifelhaften Tatsachen geführt hat, waren die Fragen des Geldwerts und des Geldbegriffs. Als die Quantitätstheorie ihre Formel für den Geldwert aufgestellt hatte, knüpfte die Kritik an die Tatsache der andern Zahlungsmittel an. Das ist bekannt. Es ist ebenso bekannt, daß namentlich in der englischen Literatur die Frage, ob diese Zahlungsmittel, besonders aber, ob Bankguthaben „Geld“ seien, ganz stereotyp geworden ist. Manche der Besten haben sie affirmativ beantwortet, aber uns genügt der Umstand, daß man sie stellte. Dabei hat die Tatsache, auf die es uns ankommt, m. W. ausnahmslos Anerkennung gefunden, auch wenn man jene Frage negativ erledigte. Stets wird auch mehr oder weniger weitläufig auseinandergesetzt, wie und in welchen Formen die Sache technisch möglich ist.

Damit ist auch schon anerkannt, was meist noch ausdrücklich hervorgehoben wird, daß die so geschaffenen Umlaufmittel nicht etwa bloß irgendwo verwahrtes Metallgeld vertreten, sondern in Mengen vorhanden sind, die jeder Einlösung im engsten Sinne spotten, und ferner, daß sie nicht bloß aus Zweckmäßigkeitsrücksichten Geldsummen vertreten, die einmal vorhanden waren, sondern daß sie neu geschaffen neben die vorhandenen Geldsummen treten. Auch in dem für uns zwar nicht wesentlichen Punkte, an dem wir aber darstellerisch festhalten, daß nämlich diese Schaffung von Zahlungsmitteln in den Banken ihr Zentrum hat und deren eigentliche Funktion bildet, befinden wir uns in Übereinstimmung mit der herrschenden Auffassung oder doch, genauer, mit einer Auffassung, die man heute schon als herrschend bezeichnen kann. Die Geldschöpfung seitens der Banken durch Konstituierung von Forderungen gegen sich selbst, von der man schon bei Altmeister Smith, ja selbst bei noch ältern gänzlich von populären Irrtümern freien Autoren lesen kann, ist ja heute zu einem Gemeinplatz geworden, wobei ich mich beeile hinzuzufügen, daß es für unsre Zwecke ganz gleichgültig ist, ob man den Ausdruck

„Geldschöpfung“, den ich Bendixen nachspreche, für theoretisch richtig hält oder nicht: Unsre Ausführungen sind völlig unabhängig von den Besonderheiten irgendeiner Geldtheorie.

Endlich kann auch nicht zweifelhaft sein, daß diese Umlaufmittel im Wege der Kreditgewährung in den Verkehr kommen und vornehmlich — abgesehen von Fällen, in denen es sich nur darum handelt, Metallgeldsendungen zu vermeiden — zum Zwecke der Kreditgewährung geschaffen werden. Eine Bank ist, nach Fetter (*Principles of Economics* p. 462), a business whose income is derived chiefly from lending its promises to pay. Soweit habe ich nichts Kontroverses gesagt und soweit sehe ich nicht einmal die Möglichkeit einer Meinungsverschiedenheit. Niemand kann mir vorwerfen, daß ich etwa gegen Ricardos Satz verstoße, daß „banking Operations“ den Reichtum eines Landes nicht vermehren können, oder mir eine „vapoury speculation“⁴ etwa im Sinne Laws zuschulden kommen lasse. Wer wollte auch die Tatsache leugnen, daß in den wirtschaftlich entwickeltesten Ländern vielleicht drei Viertel der Bankdepósitos einfach auf Gutschriften beruhen⁵ und daß der Geschäftsmann geradezu regelmäßig erst Schuldner der Bank wird, um ihr Gläubiger zu werden, daß er sich das erst „leiht“, was er *uno actu* „deponiert“, von der fast jedem Schuljungen bekannten Tatsache, daß nur ein verschwindend kleiner Teil aller Umsätze mit Geld im engsten möglichen Sinne bewerkstelligt wird, gar nicht zu reden? Deshalb behandle ich diese Dinge nicht näher. Es hätte wahrlich keinen Zweck, hier Auseinander-

⁴Vgl. J. St. Mill. Daß übrigens Ricardos Satz nicht schlechthin richtig ist, wird jeder Ökonom zugeben, auch wenn er in diesem Punkte noch so konservativ ist. Vgl. als Beispiel eines solchen L. Laughlin, der in seinen *Principles of Money* sagt: Credit does not increase capital — d. h. Produktionsmittel — but mobilises it and makes it more efficient and thereby leads to an increase in product. Wir werden etwas Ähnliches zu sagen haben.

⁵Nur wenige Banken lassen wissen, welcher Teil ihrer Depósitos auf wirklichen Einlagen beruht und welcher nicht. Die obige Schätzung beruht auf englischen Ausweisen, die das wenigstens indirekt erkennen lassen und dürfte einer *communis opinio* entsprechen. Das gilt für Deutschland z. B. nicht, weil hier nicht die Praxis besteht, den Betrag eines eröffneten Kredits dem Kunden einfach gutzuschreiben. Doch ist darum das Wesen der Sache nicht anders. Streng genommen beruhen übrigens alle Bankdepósitos, wie Hahn zutreffend betont hat, auf bloßen Gutschriften — nur sind die „eingezahlten“ dann Kredite, die auf besondere Weise gedeckt sind und die Kauffähigkeit des Deponenten nicht vermehren.

Setzungen vorzubringen, die jeder, dem sie Neues bieten könnten, in jedem elementaren Buch finden kann. Daß alle äußern Formen des Kredits wesensgleichen Inhalt umschließen, von der Banknote bis zur Gutschrift, und daß in allen diesen Formen der Kredit die Zahlungsmittel vermehrt, wird als unkontrovers angenommen⁶.

Kontrovers kann zunächst nur ein Punkt sein. Jene Umlaufsmittel werden offenbar meist nicht ohne Basis geschaffen. Ich glaube nicht irrezugehen, wenn ich sage, daß sowohl dem Geschäftsmann wie dem Theoretiker als typisches Beispiel für ein solches Umlaufsmittel etwa der Wechsel des Produzenten vorschwebt, den derselbe nach durchgeführter Produktion und nach Verkauf der Produkte auf seinen Kunden zieht, um seine Forderung sofort „zu Geld zu machen“. Da dienen diese Produkte als Basis — in concreto etwa Ladescheine — und wenn sich der Wechsel auch nicht auf vorhandenes Geld stützt, so stützt er sich dafür doch auf vorhandene Güter und so immerhin in gewissem Sinne auf vorhandene „Kaufkraft“. Auch die eben erwähnten Depositen beruhen natürlich zu einem großen Teil auf solchen „Warenwerten“. Das könnte als der normale Fall der Kreditgewährung und des Inverkehrsetzens der Kreditzahlungsmittel, jeder andre Fall aber als abnormal betrachtet werden⁷. Aber auch in jenen Fällen, wo es sich nicht um Abwicklung des normalen Warengeschäfts handelt, wird offenbar meist eine Deckung gefordert, liegt also doch nur Mobilisierung vorhandener Werte vor. Damit kämen wir zur herrschenden Auffassung zurück. Sie feierte sogar einen besondern Triumph, weil jetzt nicht bloß Umlaufsmittel ohne Basis wegfielen,

⁶ Natürlich gibt es immerhin genug Theoretiker, die ganz auf dem Standpunkt des Laien stehen, der die „in den Banken liegenden Riesensummen“ anstaunt. Es ist mehr zu verwundern, daß auch finanzielle Schriftsteller mitunter eine ähnliche Sprache führen. Als Beispiel vgl. das sonst sehr brauchbare Buch von Clare, *Money Market Primer*, das zwar nicht einfach diesen Standpunkt einnimmt, aber doch die zur Kreditgewährung verfügbaren Summen als „other peoples money“ definiert, was doch nur für einen Teil davon zutrifft und auch da nur in einer übertragenen Bedeutung.

⁷ Dabei sehe ich bereits von dem Falle ab, daß in einer Volkswirtschaft der regelmäßige Geschäftsverkehr mit Kreditzahlungsmitteln abgewickelt wird und der Produzent von seinen Kunden einen Wechsel oder eine Gutschriftsanweisung erhält und damit unmittelbar Produktionsmittel kauft. Darin liegt überhaupt keine Kreditgewährung im eigentlichen Sinne, und der Fall unterscheidet sich in nichts Wesentlichem vom Bargeschäfte mittels Metallgeldumlaufs. Dieser Fall, von dem wir hier nicht mehr sprechen, wurde im ersten Kapitel erwähnt.

sondern sogar das Geld ausgeschaltet und damit die ganze Sache auf Tausch von Ware gegen Ware, also auf Vorgänge in der Güterwelt schlechthin zurückgeführt wäre. Diese Auffassung erklärt es denn auch, daß man die „Geldschöpfung“ als lediglich technischen und für die großen Züge der Theorie weiter nicht sehr interessanten Vorgang in das der Zirkulation gewidmete Kapitel verweisen zu können glaubt.

Dem stimmen wir nicht ganz zu. Momentan ist nur zu betonen, daß das, was die Praxis als abnormal bezeichnet, nur die Kreierung von Umlaufmitteln ist, die sich als aus dem regelmäßigen Warengeschäfte hervorgegangen ausgeben, ohne daß das der Fall ist. Abgesehen davon ist auch ein Finanzwechsel nicht schlechthin und nicht immer etwas „Abnormales“. Kreditgewährungen zu Neugründungen aber sind es sicher nicht, und doch gehen sie häufig in prinzipiell derselben Weise vor sich — technisch begründet die längere Dauer dieser Kredite in der Praxis natürlich einen Unterschied. Was aber die Deckung betrifft, die in solchen Fällen nicht schon vorhandene Produkte, sondern nur andre Dinge abgeben können, so ist ihre prinzipielle Bedeutung nicht die, daß die die Deckung bildenden Vermögenswerte durch die Kreditgewährung mobilisiert werden. Das Wesen der Sache ist damit nicht gut charakterisiert. Vielmehr haben wir zwei Fälle zu unterscheiden: Entweder hat der Unternehmer irgendein Vermögen, das er der Bank verpfänden kann⁸. Dieser Umstand wird es ihm in praxi gewiß sehr erleichtern, sich Kredit zu verschaffen. Aber das gehört nicht zum Wesen der Sache in ihrer reinsten Form. Die Unternehmerfunktion ist prinzipiell nicht an Vermögensbesitz geknüpft, wie Analyse und Erfahrung in gleicher Weise lehren, wengleich der akzidentelle Umstand des Vermögensbesitzes einen praktischen Vorteil bildet.

⁸ Wenn es sich übrigens um Dinge handelt, wie Grundstücke oder Aktien, die nicht — oder nicht am Gütermarkt — zirkulieren, so hat die Geldschöpfung auf die Welt des Geldes und auf die Preise ganz dieselbe Wirkung wie eine ungedeckte. Das wird oft übersehen. Vgl. den analogen Irrtum bei staatlicher Geldschöpfung, wenn dieses Geld z. B. auf Grund und Boden „fundiert“ wird. Die mögliche und häufige Stützung dieser Kategorie von Zahlungsmitteln auf irgendwelche Vermögenswerte beseitigt nur die sonst gegebene Unsicherheit derselben, sie beseitigt nicht die Tatsache, daß der von ihnen ausgehenden neuen Nachfrage nach Produkten kein neues Angebot an Produkt entspricht. Vgl. das II. Kapitel.

Angesichts der Fälle, bei denen dieser Umstand fehlt, dürfte man diese Auffassung kaum ablehnen können, und es ergibt sich dann, daß der Satz, daß der Kredit gleichsam „Eigentum ausmünzt“, keine ausreichende Formulierung des wahren Vorgangs enthält. Oder der Unternehmer verpfändet Güter, die er mit der ausgeliehenen Kaufkraft erwirbt. Dann geht die Kreditgewährung voraus und muß wenigstens prinzipiell und für einen eventuell noch so kurzen Augenblick der Deckung entbehren. Aus diesem Falle empfängt die Auffassung vom Inverkehrsetzen vorhandener Vermögenswerte noch weniger eine Stütze als aus dem ersten. Vielmehr ist es da völlig klar, daß Kaufkraft geschaffen wird, der zunächst keine neuen Güter entsprechen.

Daraus folgt also, daß auch in der Wirklichkeit die Summe des Kredits größer sein muß als sie sein könnte, wenn es nur vollgedeckten Kredit gäbe. Nicht nur über die vorhandene Geldbasis, sondern auch über die vorhandene Güterbasis ladet das Kreditgebäude aus. Wiederum kann diese Tatsache als solche nicht wohl in Abrede gestellt werden. Nur ihre theoretische Deutung kann zweifelhaft sein. Wir haben jetzt nur eines festzustellen, nämlich daß auch für uns jene Scheidung von normalem und abnormalem Kredit bedeutungsvoll ist: Die „Anteilscheine“ am volkswirtschaftlichen Güterstrom, die der normale Kredit schafft, sind Bescheinigungen vergangener Leistungen und vorhandener Güter. Jene, die der Kredit schafft, der von der herrschenden Meinung als abnormal bezeichnet wird, sind ihrem Wesen nach Bescheinigungen künftiger Leistungen und erst zu produzierender Güter. So besteht gewiß ein fundamentaler Unterschied zwischen beiden Kategorien sowohl dem Wesen wie der Wirkungsweise nach. Beide werden im Verkehre gleich gewertet und beide leisten als Zahlungsmittel dasselbe — sind auch vielfach äußerlich nicht zu unterscheiden. Aber die eine umfaßt Zahlungsmittel, denen ein Einwurf in das Sozialprodukt entspricht, die andre Zahlungsmittel, denen zunächst nichts entspricht — wenigstens kein Einwurf in das Sozialprodukt, wengleich in der Praxis dieses Manko oft durch andre Dinge ausgefüllt wird.

Nach diesen einleitenden Erörterungen, deren Kürze hoffentlich keine Mißverständnisse verursachen wird, gehe ich zum eigentlichen

Thema dieses Kapitels über. Zunächst ist der auf den ersten Blick befremdliche Satz zu beweisen, daß im Prinzip niemand anderer als der Unternehmer der Kreditgewährung bedarf — oder der gleichbedeutende aber schon viel weniger befremdliche Satz, daß der Kredit der industriellen Entwicklung dient. Die positive Seite des Beweisthemas, daß der Unternehmer prinzipiell und regelmäßig der Kreditgewährung bedarf — und zwar im Sinne von zeitlicher Überlassung von Kaufkraft —, ist durch die Ausführungen des zweiten Kapitels schon erledigt: Um überhaupt produzieren, seine neuen Kombinationen durchführen zu können, braucht der Unternehmer Kaufkraft. Und diese Kaufkraft wird ihm nicht, wie dem Produzenten im Kreislauf, automatisch im Erlös der Produkte aus der vorhergegangenen Wirtschaftsperiode dargeboten. Wenn er sie nicht zufälligerweise sonst besitzt — und wenn das der Fall ist, so ist das lediglich die Konsequenz früherer Entwicklung —, muß er sie sich „ausleihen“. Gelingt ihm das nicht, so kann er offenbar nicht Unternehmer werden. Darin liegt nichts Fiktives, sondern lediglich die Präzisierung allgemein bekannter Tatsachen. Er kann nur Unternehmer werden, indem er vorher Schuldner wird. Er wird zum Schuldner infolge einer innern Notwendigkeit des Vorgangs der Entwicklung, sein Schuldnerwerden gehört zum Wesen der Sache und ist nicht etwas Abnormales, ein durch akzidentelle Umstände zu erklärendes mißliches Ereignis. Sein erstes Bedürfnis ist ein Kreditbedürfnis. Ehe er irgendwelcher Güter bedarf, bedarf er der Kaufkraft. Er ist sicher der typische Schuldner unter den Typen von Wirtschaftssubjekten, die die Analyse der Wirklichkeit herausarbeitet⁹.

Das ist nun durch den negativen Nachweis zu ergänzen, daß man von keinem andern Typus von Wirtschaftssubjekten das Gleiche sagen kann, daß kein andres Wirtschaftssubjekt typisch und seinem Wesen nach ein Schuldner in demselben Sinne ist. Natürlich gibt es in Wirklichkeit noch andre Anlässe zur Kreditgewährung. Aber der

⁹ Der Unternehmer ist auch noch in einem tiefern Sinne Schuldner, wie hier hervorgehoben werden mag: Er entnimmt — prinzipiell wiederum — dem volkswirtschaftlichen Güterstrom Güter, ehe er etwas in ihn eingeworfen hat. In diesem Sinne wird er gleichsam zum Schuldner dem sozialen Ganzen gegenüber. Ihm werden Güter überlassen, auf die er nicht jenen Anspruch hat, der sonst allein den Zugang zum Güterreservoir eröffnet. Vgl. das II. Kapitel.

entscheidende Punkt ist, daß dabei die Kreditgewährung nicht als wesentliches Element des Wirtschaftsprozesses erscheint. Das gilt zunächst ohneweiters für den Konsumtivkredit. Abgesehen davon, daß seine Bedeutung nur eine beschränkte sein kann, treffen wir ihn nicht auf unserm Wege, wenn wir die Grundformen und die Notwendigkeiten des Erwerbslebens durchstreifen. Es gehört zum Wesen keines Wirtschaftssubjekts, daß es Konsumtivdarlehen aufnehmen müßte, zum Wesen keines Produktionsprozesses, daß die dabei Beteiligten für die Zwecke ihrer Konsumtion Schulden machten. Deshalb interessiert uns das Phänomen des Konsumtivkredits hier nicht weiter, und nur in diesem Sinne meinen wir unsere These, daß der Unternehmer der einzige typische Schuldner in der Volkswirtschaft sei. Trotz all seiner praktischen Wichtigkeit schließen wir den Konsumtivkredit aus unserer Betrachtung aus. Darin liegt keine Abstraktion — wir erkennen ihn als Tatsache an, nur haben wir nichts Besonderes über ihn zu sagen. Ganz dasselbe gilt von jenen Fällen, in denen ein Kreditbedürfnis lediglich zur Aufrechterhaltung eines etwa durch Unglücksfälle gestörten Wirtschaftsbetriebs auftritt. Diese Fälle, die ich unter dem Begriffe des „konsumtiven Produktivkredits“ zusammenfasse, gehören ebenfalls nicht zum Wesen eines Wirtschaftsprozesses in dem Sinne, daß ihre Behandlung zum Verständnisse des Lebens des volkswirtschaftlichen Organismus gehören würde. Auch sie interessieren uns hier nicht weiter.

Da jede Art von Kreditgewährung zu Zwecken von Neuerungen, Meliorationen usw. definitionsmäßig als Kreditgewährung an den Unternehmer erscheint und ein Element der wirtschaftlichen Entwicklung bildet, so bleibt als einzige Art von Kreditgewährung, die hier noch in Betracht kommt, der regelmäßige Betriebskredit übrig. Unser Beweis ist erbracht, wenn wir ihn als in unserem Sinne „unwesentlich“ erklären können. Wie steht es nun um ihn?

Nun, wir haben im ersten Kapitel gesehen, daß es nicht zum Wesen des regelmäßigen Kreislaufs der Wirtschaft gehört, daß Betriebskredit¹⁰ genommen und gegeben wird: Wenn der Produzent seine

¹⁰ Hoffentlich verwechselt der Leser diesen Betriebskredit nicht mit jener Summe, die auch dem Unternehmer für den „Betrieb“ im Gegensatze zur Errichtung der Unternehmung, also namentlich für die Zwecke der laufenden Lohnzahlung beigestellt werden muß.

Produkte fertiggestellt hat, so verkauft er sie nach unserm Schema sofort und beginnt mit dem Erlös seine Produktion von neuem. Gewiß geht die Sache in Wirklichkeit nicht immer so vor sich. Es kann vorkommen, daß er seine Produktion zu beginnen wünscht, ehe er seine Produkte an den Mann gebracht hat. Aber das Entscheidende ist, daß wir innerhalb des Kreislaufs den Prozeß so darstellen können, wie wenn er jedesmal mit dem Erlös an die weitere Produktion ginge, ohne etwas Wesentliches zu übersehen. Seine Bedeutung in der Wirklichkeit verdankt der Betriebskredit lediglich dem Umstände, daß es da eben Entwicklung gibt und diese Entwicklung augenblicklich müßigen Geldsummen eine Verwendungsmöglichkeit eröffnet. Da wird auch jeder Wirt jeden Erlös schleunigst verwerten und sich seinen eignen Bedarf an Kaufkraft nur für die nötige Zeit ausleihen. Der Strom der Entwicklung überflutet eben nach und nach die ganze Volkswirtschaft, und das macht es uns so schwer klar zu sehen. Gäbe es keine Entwicklung, dann müßten normalerweise die zur Abwicklung der Geschäfte nötigen Geldsummen einfach in jeder Wirtschaftseinheit vorhanden sein und während der Zeit, wo sie nicht gebraucht werden, müßig hegen. Die Entwicklung erst ändert das. Sie schwemmt bald jene Typen hinweg, deren Stolz es ist, daß sie nie Kredit in Anspruch nehmen. Und wenn dann alle Wirtschaften in die Kreise des Kreditphänomens gezogen sind, dann wird derjenige, der das Kreditgeben zu seinem Geschäft macht, diese Art von Kreditgewährung wegen des geringeren Risikos der Kreditgewährung an den Unternehmer vorziehen. Viele Ranken, besonders vom Typus der κατ' ἐξοχήν so genannten Depositenbank, und fast alle alten renommierten Häuser von ausgedehntem Kundenkreise tun das wirklich und beschränken sich mehr oder weniger auf diesen Betriebskredit. Das ist aber eine Folgeerscheinung der Entwicklung.

Mit dieser Auffassung stehen wir gar nicht so sehr im Gegensatz zur herrschenden als man glauben könnte¹¹. Wir behaupten damit

¹¹ Sie wird übrigens von den Tatsachen unmittelbar verifiziert: Durch viele Jahrhunderte gab es so gut wie nur Konsumtivkredit. Da fehlte Betriebskredit nicht weniger als „Gründungskredit“. Und der Kreislauf der Wirtschaft kam ohne ihn aus. Erst in der modernen Entwicklung gewann der Betriebskredit seine heutige Bedeutung. Und da ein moderner Betrieb von einer mittelalterlichen Werkstätte sich ökonomisch durch nichts Wesentliches unterscheidet, so ergibt sich der Schluß, daß auch der erstere prinzipiell des Kredits nicht bedarf.

vielmehr in voller Übereinstimmung mit der üblichen Darstellung, daß wir der Rücksichtnahme auf diesen Betriebskredit entraten können, wenn wir uns das Wesen des Kreislaufs vergegenwärtigen wollen. Nur weil die herrschende Theorie derselben Ansicht ist und gleich uns in der Finanzierung des regelmäßigen Warengeschäfts nichts für das Verständnis der Sache Essentielles sieht, vermag sie den Vorgang aus der Betrachtung der Grundlinien des Wirtschaftsablaufs auszuschneiden. Nur deshalb kann sie ihren Blick auf die Güter beschränken. Innerhalb der Güterwelt allerdings findet sie so etwas wie Kreditgeschäfte, aber damit haben wir uns bereits auseinandergesetzt. Eine Notwendigkeit von Schaffung neuer Kaufkraft jedenfalls erkennt die herrschende Auffassung da ebensowenig an wie wir, und daß sie eine solche Notwendigkeit auch sonst nicht sieht, zeigt wiederum, wie sie lediglich „statisch“ ist.

Dieser Betriebskredit kann also aus unsrer Betrachtung mit derselben Begründung ausgeschaltet werden wie der Konsumtivkredit. Aus der Erkenntnis, daß es sich bei ihm nur um ein technisches Hilfsmittel der Zirkulation handelt — nochmals: im Kreislauf, in der Entwicklung wird das dann aus dem erwähnten Grunde etwas anders —, das den Güterumlauf weiter nicht beeinflußt, ziehen wir nun die darstellerische Konsequenz, um ihn von jenem Kredit scharf abzuheben, der den Güterumlauf sehr wesentlich beeinflußt, für den Kreislauf anzunehmen, daß alle Umsätze mit Metallgeld bewerkstelligt werden, das da ein für allemal in bestimmter Menge und mit bestimmter Zirkulationsgeschwindigkeit vorhanden sein soll. An sich kann natürlich auch der gesamte Umlauf einer entwicklungslosen Wirtschaft aus Zahlungsmitteln bestehen, die sich als Forderungen bezeichnen. Da diese Zahlungsmittel aber ja doch nur gradeso „Bescheinigungen“ für vorhandene Güter und vergangene Leistungen sind wie Metallgeld und ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden nicht besteht, so geben wir unserm Resultate, daß im Betriebskredit das, was an dem Kreditphänomen für uns das Wesentliche ist, fehlt, durch jene darstellerische Festsetzung Ausdruck, womit wir in im ersten Kapitel Gesagtes einmünden.

Damit ist unsre These bewiesen und zugleich der Sinn, in dem sie gemeint ist, präzisiert. Nur der Unternehmer bedarf also prinzipiell

des Kredits, nur für die industrielle Entwicklung spielt er eine wesentliche Rolle, d. h. eine Rolle, deren Berücksichtigung zum Verständnis des ganzen Vorgangs wesentlich ist. Auch sieht man auf Grund der Ausführungen des zweiten Kapitels sofort, daß auch das Korrelat der These gilt, nämlich der Satz, daß alle wirtschaftliche Entwicklung, wo es keine Verfügungsgewalt der Führer gibt, prinzipiell des Kredits bedarf.

Diese einzige in unserm Sinne wesentliche Funktion des Kredits besteht, wie wir wissen, des Näheren darin, daß die Kreditgewährung es dem Unternehmer ermöglicht, die Produktionsmittel, deren er bedarf, aus ihren bisherigen Verwendungen zu ziehen, indem er eine Nachfrage nach ihnen entfaltet, und so die Volkswirtschaft in neue Rahmen zu zwingen. Der Kredit ist also der Hebel dieses Güterentzuges. Unsre zweite These lautet nun: Soweit Kredit nicht aus vergangenen Unternehmungsergebnissen oder überhaupt aus von vergangener Entwicklung geschaffenen Reservoirs von Kaufkraft gegeben wird, kann er nur aus ad hoc geschaffenen Kreditzahlungsmitteln bestehen, die weder durch Geld im engsten Sinne, noch durch vorhandene Produkte — Waren — gestützt sein können. Durch andre Werte als durch Produkte, also durch irgendwelche Vermögenswerte, über die die Unternehmer verfügen mögen, kann er zwar gesichert sein. Das ist aber erstens nicht notwendig und ändert zweitens nicht an dem Wesen des Vorgangs, das in der Schaffung neuer Nachfrage ohne augenblickliche Schaffung neuen Angebots besteht. Diese These ist hier nicht mehr zu beweisen, sondern ergibt sich aus den Ausführungen des zweiten Kapitels. Hier kommt nur noch in Betracht, daß sie uns den Zusammenhang zwischen Kreditgewährung und Kreditzahlungsmittel gibt und uns zu dem führt, was ich für das Wesen des Kreditphänomens halte.

Da die Kreditgewährung in dem einzigen Falle, in dem sie für den Wirtschaftsprozess wesentlich ist, nur mittels solcher neugeschaffener Kreditzahlungsmittel erfolgen könnte, wenn es keine Ergebnisse vorausgegangener Entwicklungen gäbe, und da umgekehrt die Schaffung solcher Zahlungsmittel nur in diesem einzigen Falle eine mehr als bloß umlaufstechnische Rolle spielt, so involviert Kreditgeben insofern Kaufkraftschaffung, und neugeschaffene Kaufkraft dient

dem — ist notwendig nur für — Kreditgeben an den Unternehmer. Die Ausstellung von Anteilscheinen am vorhandenen Güterstrom, die nicht Bescheinigungen vorhandener Produkte, sondern höchstens Bescheinigungen künftiger Produkte sind, ist notwendig zur Kreditgewährung dort, wo die Kreditgewährung eine wesentliche Funktion hat, und nur dort. Das ist aber zugleich der einzige Fall, wo man dem Kreditzahlungsmittel nicht ohne Schaden für die Treue unseres Gedankenbildes Metallgeld substituieren kann, wo seine Schaffung wesentlich wird. Denn eine einmal vorhandene Metallgeldmenge kann man voraussetzen, zumal auf ihre konkrete Größe nichts ankommt, eine im richtigen Momente und an richtiger Stelle eintretende Vermehrung aber nicht. Wenn wir also sowohl aus der Kreditgewährung wie aus der Schaffung von Kreditzahlungsmitteln jene Fälle ausscheiden, in denen Kreditgewährung und Kreditzahlungsmittel keine wesentliche, keine weiter interessante Rolle spielen, so müßte beides zusammenfallen, wenn wir von den Resultaten vergangener Entwicklungen absehen.

In diesem Sinne definieren wir also den innersten Kern des Kreditphänomens in der folgenden Weise: Kredit ist wesentlich Kaufkraftschaffung zum Zwecke ihrer Überlassung an den Unternehmer, nicht aber einfach Überlassung von vorhandener Kaufkraft — von Bescheinigungen über vorhandene Produkte — an ihn. Die Kaufkraftschaffung charakterisiert prinzipiell die Methode, nach der sich die wirtschaftliche Entwicklung in der nichtgeschlossenen Volkswirtschaft durchsetzt. Durch den Kredit wird den Unternehmern der Zutritt zum volkswirtschaftlichen Güterstrom eröffnet, ehe sie den normalen Anspruch darauf erworben haben. Es ersetzt gleichsam eine Fiktion dieses Anspruchs temporär diesen Anspruch selbst. Die Kreditgewährung in diesem Sinn wirkt wie ein Befehl an die Volkswirtschaft, sich den Zwecken des Unternehmers zu fügen, wie eine Anweisung auf die Güter, die er braucht, wie ein Anvertrauen von Produktivkräften. Nur so könnte sich die wirtschaftliche Entwicklung durchsetzen, würde sie sich aus bloßem Kreislauf erheben. Und diese Funktion bildet den Grundstein des modernen Kreditgebäudes.

Während also im normalen Kreislauf Kreditgewährung nicht wesentlich ist, weil da keine notwendige Kluft zwischen Produkten

und Produktionsmitteln besteht und im Prinzip angenommen werden kann, daß alle Ankäufe von Produktionsmitteln seitens der Produzenten Bargeschäfte sind, daß überhaupt jeder, der Käufer wird, vorher zum gleichen Betrage in Geld Verkäufer war, so gibt es bei der Durchsetzung neuer Kombinationen sicherlich eine solche Kluft zu überbrücken. Sie zu überbrücken ist Funktion des Kreditgebers, und er erfüllt sie, indem er dem Unternehmer ad hoc geschaffene Kaufkraft zur Verfügung stellt. Dann brauchen die Lieferanten von Produktionsmitteln nicht zu „warten“, und trotzdem braucht der Unternehmer ihnen weder Güter noch vorhandenes „Geld“ vorzuschießen. So wird die Kluft geschlossen, die in der Verkehrswirtschaft bei Privateigentum und Selbstbestimmungsrecht der Wirtschaftssubjekte sonst die Entwicklung außerordentlich erschweren, wenn nicht unmöglich machen würde. Daß darin die Funktion des Kreditgebers liege, wird von niemand in Abrede gestellt. Nur über die Natur dieser „Brücke“ bestehen Meinungsdivergenzen. Ich meine, daß unsere Auffassung, weit entfernt kühner und wirklichkeitsfremder zu sein als die übrigen, der Wirklichkeit am nächsten steht und ein ganzes Gerüst von Fiktionen überflüssig macht.

Es ist nun ganz einfach, sich die Art und Weise klarzumachen, wie Kreditgewährung und Kaufkraftschaffung dem Unternehmer jene Verfügung über Güter ermöglichen, jene Nachfrageentfaltung, die dem Produzenten sonst durch gleichzeitiges oder vorhergehendes Angebot ermöglicht wird, wie also der einzige Vorgang stattfindet, der im Falle des Unternehmers stattfinden kann, um ihm die nötigen Güter zu verschaffen, nämlich die Durchsetzung einer andern Verwendung vorhandener Güter. Im Kreislauf, von dem wir ausgehen, wird jahraus jahrein dasselbe in derselben Weise produziert. Jedes gewohnten Angebots wartet irgendwo in der Volkswirtschaft eine ihm entsprechende Nachfrage, jeder gewohnten Nachfrage das gewohnte Angebot. Diesem Kreislauf hat sich die gegebene Geldmenge adjustiert. Zu bestimmten, nur unwesentlich oszillierenden Preisen geht der ganze Prozeß aller Güter jahraus jahrein vor sich, so daß jede Geldeinheit in jeder Wirtschaftsperiode prinzipiell denselben Weg zurücklegt. Eine ihrer Größe und Verwendung nach eindeutig bestimmte Menge von Kaufkraft steht in jeder Wirtschaftsperiode

der vorhandenen und gegebenen Menge ursprünglicher produktiver Leistungen gegenüber, um dann in die Hände von deren „Lieferanten“ überzugehen und sich endlich der gewohnten und bestimmten Menge von Genußgütern gegenüberzustellen. Einen Markt der Träger der ursprünglichen produktiven Leistungen selbst, namentlich also der Grundstücke, gibt es da nicht, und es gibt auch keinen Preis für sie innerhalb des normalen Kreislaufs. Jeder produktiven Leistung steht also in einem in jeder Wirtschaftsperiode wiederkehrenden Zeitpunkt eine bestimmte Menge von Kaufkrafteinheiten, jeder Kaufkrafteinheit ein bestimmt zusammengesetztes Gemisch von produktiven Leistungen und produzierten Produktionsmitteln gegenüber¹².

Wenn wir von dem unwesentlichen Moment des Stoffwerts der Kaufkraftzeichen absehen, so repräsentiert die Kaufkraft eigentlich nichts neben und außer den Gütern Bestehendes. Ihre Gesamtsumme sagt uns nichts, im Gegensätze zur Aufzählung der vorhandenen Arten und Mengen von Produktionsmitteln, mit der man das Niveau der Volkswirtschaft charakterisieren kann. Aber jene Gegenüberstellung sagt uns dennoch einiges, nämlich die relative Kaufkraft der einzelnen Wirtschaftssubjekte und die Kaufkraft der Geldeinheit, damit die Basis des Wertes, der der Einheit in einer solchen Volkswirtschaft zugesprochen werden wird. Werden nun Kreditzahlungsmittel, neue Kaufkraft in unserm Sinne, geschaffen und dem Unternehmer zur Verfügung gestellt, dann tritt er neben die bisherigen Produzenten, und dann tritt diese Kaufkraft neben die Summe der bisher vorhandenen. Dadurch wird die Menge der produktiven Leistungen, über die die Volkswirtschaft verfügt, natürlich nicht vermehrt. Dennoch wird aber neue Nachfrage möglich. Sie bewirkt ein Steigen der Preise der produktiven Leistungen und so eine teilweise Entkräftung der bisherigen Nachfrage. Dadurch erfolgt der „Güterentzug“, von dem wir sprachen, die Durchsetzung anderer Verwendungen — allerdings nur — der vorhandenen Arbeits- und Boden-

¹² Vgl. unser Schema im ersten Kapitel, aus dem sich ergibt, warum ich nicht produzierte Produktionsmittel neben den Arbeits- und Bodenleistungen nenne, obgleich doch offenbar die Kaufkraft auch ihnen und nicht bloß den Arbeits- und Bodenleistungen gegenübersteht.

leistungen¹³. Die Sache dürfte klar sein: Der Vorgang läuft auf eine Komprimierung¹⁴ der vorhandenen Kaufkraft, des Inhalts der vorhandenen „Anteilscheine“ und „Leistungsbescheinigungen“ hinaus. In einem Sinne entsprechen der neugeschaffenen Kaufkraft keine Güter und sicher keine neuen Güter. Aber es wird Raum für sie herausgedrückt auf Kosten der bisherigen Kaufkraft. Mit einer etwas andern Wendung: Die Kreditgewährung bewirkt eine neue Verwendungsweise der vorhandenen produktiven Leistungen vermittels einer vorhergehenden Verschiebung der Kaufkraft innerhalb der Volkswirtschaft.

Leicht wäre es, diesen Vorgang durch Analogien zu verdeutlichen. Spielmarken haben an sich keinerlei selbständige Redeutung. Ihre absolute Menge sagt uns nichts über den Verlauf des Spiels. Eine Vermehrung dieser Menge alteriert zwar den durch eine Spielmarke repräsentierten Anteil am Einsatz, bedeutet aber immer noch nichts, wenn sie bei allen Spielern proportionell auftritt. Nur die relativen Mengen von Spielmarken, die die einzelnen Spieler haben, bedeuten etwas, nur die Verteilung der Spielmarken ist ein Index relevanter Vorgänge. Wenn nun ein neuer Spieler hinzutritt und, ohne einen Einsatz zu leisten, eine Anzahl neuer Spielmarken erhält, die den

¹³ In diesem Punkte differiere ich von Spiethoff. Seine drei Abhandlungen: „Die äußere Ordnung des Kapital- und Geldmarktes“, „Das Verhältnis von Kapital, Geld und Güterwelt“ und „Der Kapitalmangel in seinem Verhältnisse zur Güterwelt“ (Schmollers Jahrbuch 1909; auch selbständig u. d. T. „Kapital, Geld und Güterwelt“) haben vor allem das Verdienst, das Problem angefaßt zu haben. In einer Reihe von Punkten haben sie, was in diesem Kapitel dargelegt wird, antizipiert. Auch die Möglichkeit „der Schaffung neuer Geldersatzmittel“ wird ausdrücklich betont (z. B. in der zweiten Abh. S. 85). Aber dafür gäbe es eine „unübersteigbare volkswirtschaftliche Schranke, die in den vorhandenen Gütervorräten gesetzt ist. Nur soweit diese künstliche Maßnahmen bisher müßige Güter in Bewegung setzen können, vermögen sie zu wirken“. Wird diese Schranke überschritten, so treten Preissteigerungen auf. Das letztere ist sicher richtig — aber eben darin liegt für uns der springende Punkt. Daß natürlich eine Geldklemme durch Kaufkraftschaffung nicht beseitigt werden kann — oder doch nur dann, wenn es sich um eine momentane Panik handelt — geben wir zu.

¹⁴ Komprimiert wird zunächst die Kaufkraft der bisherigen Produzenten auf dem Markt der Produktionsmittel, sodann die Kaufkraft jener Leute, die keinen oder keinen entsprechenden Anteil an der von der Nachfrage des Unternehmers ausgehenden Erhöhung der Geldeinkommen haben, auf dem Markt der Konsumgüter. Das erklärt die Preissteigerung der Aufschwungsperioden. Irre ich nicht, so war es v. Mises, der für diesen Vorgang den überaus glücklichen Ausdruck prägte: „erzwungenes Sparen“.

bisher vorhandenen gleichgehalten werden sollen, so ist diese Vermehrung der Summe der Einsätze gegenüber gewiß nur nominell. Diese wird dadurch nicht vermehrt. Aber doch liegt ein Grund für Gang und Endresultat des Spiels wesentlicher Vorgang darin, nämlich eine Verschiebung der Anspruchsverhältnisse zugunsten des Ankömmlings und auf Kosten der bisherigen Spieler.

Wenn ich jemand zu meinem Erben einsetze, so entspricht seiner Erwartung mein ganzer künftiger Nachlaß. Setze ich dann noch jemand ebenfalls schlechthin zu meinem Erben ein, so kreiere ich eine neue solche Erwartung. Da dadurch mein Nachlaß nicht größer wird, so entsprechen beide Erwartungen nur derselben Gütermenge, der früher die eine entsprach. Der Vorgang ist dessenungeachtet offenbar nicht bedeutungslos, vielmehr sehr entscheidend für die Verwendungen, denen mein Nachlaß zugeführt wird und deren wirtschaftliche Wirkungen. Ein ähnlicher Fall ist das Hinzutreten eines neuen Miteigentümers pro indiviso zu bereits vorhandenen Miteigentümern einer Sache. Auch hier erfolgt eine Art Komprimierung des Inhalts der Rechte der andern durch Konstituierung eines diesen gleichartigen Rechts ohne Vergrößerung des Objekts. Immer liegt eine Anteilverschiebung durch Eindringen eines neuen Anteilanspruchs vor, eine Veränderung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse, die zu einer Veränderung der Verwendungsweise und dadurch zu neuen wirtschaftlichen Resultaten führt.

Damit ist die Art charakterisiert, wie die Kaufkraftschaffung wirkt. Der Leser sieht, daß darin nichts Unlogisches oder Mystisches liegt¹⁵. Die konkrete äußere Form der Kreditzahlungsmittel ist ganz gleichgültig. Am deutlichsten sieht man die Sache allerdings bei der ungedeckten Banknote. Aber auch ein Wechsel, der nicht vorhandenes Geld ersetzt und sich nicht auf bereits produzierte Waren stützt, hat denselben Charakter immer dann, wenn er zirkuliert und nicht etwa bloß die Verpflichtung des Unternehmers gegenüber seinem Geldgeber fixiert, wobei er nur eine Bestätigung sonstiger überlassener Kaufkraft darstellt, und nicht bloß diskontiert wird, wobei das gleiche der Fall ist. Und alle andern Formen von Kredit-

¹⁵ Vgl. jetzt auch A. Hahn, Art. „Kredit“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Zahlungsmitteln bis zur einfachen Gutschrift in den Büchern einer Bank lassen sich unter demselben Gesichtswinkel betrachten. Immer treten sie neben die vorhandene Kaufkraft. Wie, wenn ein Gas in ein Gefäß einströmt, in dem sich vorher eine bestimmte Gasmenge im Gleichgewichte befand, so daß alle Moleküle gleiche Teile des Raumes einnahmen, die Anteile dieser Moleküle am Räume nun beschränkt werden, so wird das Einströmen der neuen Kaufkraft in den Raum der Volkswirtschaft die alte Kaufkraft komprimieren. Haben sich die dadurch notwendig gewordenen Preisveränderungen vollzogen, dann entsprechen den neuen Kaufkrafteinheiten gerade so gut irgendwelche Güter wie den alten, nur daß die jetzt vorhandenen Kaufkrafteinheiten alle geringem Inhalts sind als die, welche früher vorhanden waren, und daß sich ihre Verteilung unter die Einzelwirtschaften verschoben hat.

Man kann den geschilderten Vorgang als Kreditinflation bezeichnen. Aber er unterscheidet sich von jeder andern Art von Kreditinflation, von der Kaufkraftschaffung für konsumtive Darlehen oder für Darlehen zur Durchführung von Geschäftsoperationen des Kreislaufs — denken wir z. B. an die Gewährung von Konsumtivkredit an den Staat — durch ein sehr wesentliches Moment. Auch in diesen Fällen tritt neue Kaufkraft neben die alte, steigen die Preise, erfolgt ein Güterentzug zugunsten des Kreditnehmers oder jener, an die dieser die geborgten Summen auszahlt. Damit bricht der Prozeß ab: Die entzogenen Güter werden konsumiert, die geschaffenen Zahlungsmittel bleiben in Zirkulation, der Kredit muß immer wieder erneuert werden und die Preise sind dauernd gestiegen; es sei denn, daß das Darlehen aus dem normalen Einkommensstrom — durch Steuererhöhungen z. B. — abbezahlt wird: Das ist aber eine neue, besondere Operation (Deflation), die, in sattsam bekanntem Kausalnexus abrollend, das andernfalls dauernd gestörte Geldwesen wieder saniert.

In unserm Fall jedoch geht der Prozeß *vi impressa* weiter. Der Unternehmer soll nicht nur juristisch zurückzahlen, sondern er kann es auch aus einem Fonds, der sich im normalen Verlauf in seiner Kasse einstellt. Er soll rechtlich seinem Bankier Geld, ökonomisch

dem Güterreservoir Waren, den Gegenwert entnommener Produktionsmittel, zurückerstatten oder, wie wir das ausdrückten, die Bedingung, an deren Erfüllung die Entnahme von Gütern aus dem volkswirtschaftlichen Strom normalerweise geknüpft ist, nachträglich erfüllen. Das erstere tut er, indem er das letztere tut. Nach vollständiger Abwicklung seiner Unternehmung — in unserm Schema also nach einer Wirtschaftsperiode, nach deren Verlauf seine Produkte auf dem Markt und seine Produktionsmittel verbraucht sind — hat er, wenn alles erwartungsgemäß verlaufen ist, den Güterstrom um Waren bereichert, deren Preissumme größer ist als der aufgenommene Kredit und als die Preissumme der von ihm direkt und indirekt entnommenen Güter. Damit ist der Parallelismus zwischen Geld- und Güterstrom mehr als wiederhergestellt, die Kreditinflation mehr als beseitigt, die Wirkung auf die Preise überkompensiert¹⁶, so daß man sagen kann, Kreditinflation liege in diesem Fall überhaupt nicht vor — eher Deflation —, sondern nur Ungleichzeitigkeit des Auftretens von Kaufkraft und der dazu gehörigen Waren, was temporär den Anschein einer Inflation erzeuge.

Außerdem kann der Unternehmer eben dadurch sein Debet bei seiner Bank — Kreditbetrag plus Zinsen — abdecken und normalerweise noch ein, also dem Kaufkraftfonds des Kreislaufs entzogenes Aktivsaldo (= Unternehmergeinn) behalten. Nur dieses und die Zinsen der Bank bleiben notwendig in Zirkulation, der Kreditbetrag aber ist verschwunden, so daß die deflationistische Wirkung an sich — und wenn nicht immer neue und größere Unternehmungen finanziert werden würden — noch viel schärfer sein müßte, als eben gezeigt, und sich die Dinge einem Resultat nähern, das mit der Auffassungsweise der überkommenen Theorie zwar nicht erklärt — das leistet nur unsere Auffassungsweise, und zwar nur sie auch prinzipiell und abgesehen davon, daß sie noch außerdem die einzige ist, die die Technik der Sache und eine Fülle von akzessorischen Erscheinungen erfaßt — wohl aber beschrieben werden kann. Zwei Gründe verhindern allerdings in praxi das prompte Verschwinden

¹⁶ Schon das allein würde die Preissenkung der Depressionsperioden erklären und erklärt tatsächlich das Sinken des Preisniveaus in Zeiten, wo keine anderen Ursachen, z. B. Goldentdeckungen, es hindern.

der neugeschaffenen Kaufkraft: Erstens der Umstand, daß sich die meisten Unternehmungen eben nicht in einer Wirtschaftsperiode erledigen, sondern meist erst nach einer Reihe von Jahren. Dadurch wird das Wesen der Sache zwar nicht verändert, wohl aber verdunkelt. Die neugeschaffene Kaufkraft bleibt länger im Umlauf, und die „Einlösung“ zum rechtlichen Termin geschieht dann vielfach in Form der „Prolongation“. Sie ist dann wirtschaftlich überhaupt keine Einlösung, sondern eine Methode, die Unternehmung und auch die wirtschaftliche Lage periodisch zu prüfen und den Gang der ersteren danach zu regulieren. Wirtschaftlich müßte es da statt „Präsentation zur Einlösung“ — sei das Einzulösende nun ein Wechsel oder ein kündbarer Kontokorrentkredit — eigentlich „Präsentation zur Kontrolle“ heißen. Außerdem werden zwar auch langfristige Unternehmungen kurzfristig finanziert, aber jeder Unternehmer und jede Bank wird aus auf der Hand liegenden Gründen suchen, so bald als möglich diese Basis mit einer dauernderen zu vertauschen, ja es als besondern Erfolg buchen, wenn das erstere Stadium im einzelnen Fall überhaupt übersprungen werden kann. Womit in der Praxis ungefähr zusammenfällt, daß ad hoc geschaffene Kaufkraft durch anderweitig vorhandene ersetzt wird. Und das geht bei voll entfalteter Entwicklung, die Kaufkraftreserven schon aufgehäuft hat — also aus Gründen, die unsre Theorie selbst erklärt und die nicht gegen sie sprechen — auch in der Regel, und zwar in zwei Schritten: Zuerst werden Aktien oder Obligationen kreiert¹⁷ und deren Reträge der Unternehmung gutgeschrieben, was noch immer bedeutet, daß die Rankmittel die Unternehmung finanzieren; dann werden diese Aktien und Obligationen abgestoßen und nach und nach — nicht immer gleich: es werden die zeichnenden Kunden vielmehr zunächst oft nur in laufender Rechnung belastet — von den Zeichnern aus vorhandenen Kaufkraftvorräten oder Rücklagen oder Ersparungen bezahlt, mithin, wie man das ausdrücken kann, vom volkswirtschaftlichen Sparfond resorbiert. Dabei erfolgt nun die „Einlösung“ der

¹⁷ Auch das schon braucht Zeit. Nach guter alter Tradition gilt es nicht als „fein“, eine unbewährte Unternehmung gleich in die Form einer Aktiengesellschaft zu bringen, es sei denn, daß sehr mächtige Faktoren ihren Erfolg praktisch garantieren, noch weniger aber, diese Aktien gleich den Kunden an den Kopf zu werfen.

Kreditzahlungsmittel und ihre Ersetzung durch vorhandenes Geld. Aber noch nicht jene Art der Einlösung der Unternehmerschuld, auf die es letzten Endes ankommt, die Einlösung durch Güter. Diese wird auch da erst nachgetragen: Natürlich ist dieser Vorgang, den wir nicht weiter analysieren, nicht bedeutungslos — nur hat er nicht die Bedeutung, die das Wesen der Sache ausmacht; diese verdunkelt er nur. Und zweitens tut das noch ein anderer Umstand: die Kreditzahlungsmittel können im Fall schließlichen Erfolgs verschwinden, haben sozusagen automatisch die Tendenz dazu. Aber auch wenn sie nicht verschwinden, tritt weder eine privatwirtschaftliche noch eine volkswirtschaftliche Störung ein — denn nun sind ja die Waren da, die ihnen Gegengewicht und die einzige wirklich bedeutungsvolle Art von Deckung bieten, eben jene, die Konsumtivkredit nie hat. Und so kann der Vorgang mit ihrer Hilfe immer neuerlich wiederholt werden, obgleich das keine „neue Unternehmung“ in unserm Sinn mehr ist. Sie äußern dabei nicht nur keine weitere Wirkung mehr auf die Preise, sondern sie verlieren auch jene, die sie ursprünglich ausübten. Das ist ja der wichtigste von den Wegen, auf denen der Bankkredit auch in den Kreislauf eindringt, bis er sich dort so festgesetzt hat, daß es erst analytischer Arbeit bedarf, um zu erkennen, daß er dort nicht wurzelt. Wäre das nicht so, so wäre die überkommene Auffassung nicht nur falsch — was sie jedenfalls ist —, sondern schlechthin unentschuldbar und unbegreiflich.

Wenn also die Möglichkeit Kredit zu geben nicht beschränkt ist durch die unabhängig vom Kreditgeben vorhandene Geldmenge und auch nicht durch die vorhandene — müßige oder gesamte — Gütermenge, wodurch ist sie dann überhaupt beschränkt?

Zunächst für die Praxis: Nehmen wir an — was ja doch den Grundfall darstellt, dessen Behandlung leicht auf alle andern Fälle zu übertragen ist —, daß wir freie Goldwährung — Goldeinlösung der Banknoten auf Verlangen, Goldankaufspflicht zu gesetzlichem Preis, freien Goldexport — haben und ein um eine zentrale Notenbank gruppiertes Bankensystem, daß aber sonst keine gesetzlichen Schranken und Regeln für die Gestion des Bankgeschäfts — wie etwa

Notendeckungsvorschriften usw. bei der Zentralbank oder Depositen-
deckungsvorschriften usw. für die andern Banken — bestünden.
Dann wird jede Neuschaffung von Kaufkraft, die dem Auftreten der
korrespondierenden Gütermengen vorangeht und daher die Preise in
die Höhe treibt, die Tendenz haben, den Wert des in der Goldmünze
enthaltenen Goldes über den Wert der Münze als Münze zu heben.
Das wird zur Verringerung der zirkulierenden Goldmenge, vor allem
aber dazu führen, daß man die Bankzahlungsmittel, zuerst die
Banknoten, dann direkt und indirekt alle, in anderm Sinn, zu
anderm Zweck und aus anderm Grund zur Einlösung präsentiert,
als wir das soeben dargelegt haben. Und wenn die Solvenz des Bank-
systems in diesem Sinn nicht in Gefahr kommen soll, so können
die Banken nur so Kredit geben, daß die dadurch bewirkte Inflation
wirklich temporär und außerdem mäßig bleibt. Temporär kann sie
aber nur bleiben, wenn das Warenkomplement der neugeschaffenen
Kaufkraft zeitgerecht auf dem Markt erscheint und wenn in den
Fällen des Mißerfolgs, wo es gar nicht, und in den Fällen weitaus-
holender Produktion, wo es etwa erst nach langen Jahren auf dem
Markt erscheint, der Bankier als Garant mit „anderweitig vorhande-
ner“ Kaufkraft einspringen oder als Patron die Kreditzahlungs-
mittel z. B. mittels einer Emission durch Spargeld anderer Leute er-
setzen kann. Daher die Notwendigkeit einer Reservehaltung, die als
Bremse wirkt, sowohl bei der Zentralbank wie bei den andern
Banken. Konkurrierend mit diesem Nexus wirkt der Umstand, daß
sich alle gegebenen Kredite schließlich in kleine Summen des täg-
lichen Verkehrs auflösen und, um in diesem zu dienen, in Münze
oder kleine Staatsnoten umgewechselt werden müssen — in den
meisten Ländern wenigstens —, welche nicht von den Banken ge-
schaffen werden können. Endlich müßte die Kreditinflation schließ-
lich Goldabströmungen ins Ausland auslösen, damit eine weitere
Gefahr der Insolvenz, es sei denn, was allerdings mitunter näherungs-
weise verwirklicht ist, daß die Banken aller Länder ungefähr gleich-
zeitig ihre Kreditgewährung ausdehnen. Können wir also der Natur
der Sache nach die Grenzen der Kaufkraftschaffung unter den ge-
machten Voraussetzungen nicht so genau angeben, wie etwa die
Grenzen der Produktion einer Ware, und muß die Grenze, je nach

Mentalität der Bevölkerung, Gesetzgebung usw. verschieden weit sein, so können wir doch feststellen, daß es jeweils eine solche Grenze gibt und welche Umstände ihre Einhaltung normalerweise garantieren. Ihr Bestehen schließt weder Kaufkraftschaffung in unserm Sinn aus, noch ändert es an ihrer Bedeutung. Aber es macht ihren jeweiligen Umfang zu einer zwar elastischen, aber nichtsdestoweniger gegebenen Größe.

Allerdings ist die Grundfrage, auf die es hier ankommt, damit nur in ähnlich oberflächlichem Sinn beantwortet, wie die Frage nach den Bestimmungsgründen der Wechselkurse durch die Antwort, daß diese bei allseits freier Goldwährung normalerweise zwischen den Goldpunkten liegen müssen. Allein wie man in diesem Fall das Wesentliche erblickt, wenn man den Goldmechanismus fortläßt und darunter die „Warenpunkte“ erscheinen, so hat man in unserm Fall — und zwar auf Grund desselben Prinzips — die tiefere Begründung der Tatsache vor sich, daß die Kaufkraftschaffung feste, wenngleich elastische Grenzen hat, wenn man den Fall eines Landes — der Fall miteinander verkehrender Länder bietet nichts grundsätzlich Neues; wir überlassen seine Ausführung dem Leser — betrachtet, das eine Papierwährung hat oder sagen wir gleich: das überhaupt nur Bankzahlungsmittel kennt. Auch hier ist die Schranke durch die Bedingung gegeben, daß die „Kreditinflation“ zugunsten der neuen Unternehmungen nur temporär sei, bzw. überhaupt keine Inflation vorliege, in dem Sinn, daß sie das Preisniveau dauernd heben würde. Und die privatwirtschaftliche Bremse, die das Einhalten dieser Schranke garantiert, liegt in der Tatsache, daß jedes andre Verhalten gegenüber den anströmenden Kreditansuchen der Unternehmer Verlust für die betreffende Bank bedeuten würde: Dieser Verlust tritt immer dann ein, wenn es dem Unternehmer nicht gelingt, Waren im Werte von mindestens Kredit plus Zinsen zu produzieren. Nur wenn ihm das gelingt, hat die Bank ein Geschäft gemacht — dann und nur dann aber liegt, wie gezeigt, auch keine Inflation, d. h. Überschreitung jener Schranke vor. Woraus sich die Regeln ableiten lassen, die im einzelnen die Größe der möglichen Kaufkraftschaffung bestimmen.

Nur in einem andern Fall könnte die Bankwelt, wenn sie der Einlösungsverpflichtung ihrer Zahlungsmittel in Gold entbunden und der

Rücksicht auf den internationalen Verkehr enthoben wäre, nicht nur ohne Verlust, sondern sogar mit Gewinn Inflation treiben und das Preisniveau willkürlich bestimmen. Dann nämlich, wenn sie auch anders als auf den schon erwähnten unschädlichen Wegen Kreditzahlungsmittel in den Kreislauf pumpt, indem sie entweder schlechte Engagements durch weitere Schaffung neuer Umlaufmittel gutmacht oder Kredite gibt, die in Wahrheit konsumtiven Zwecken dienen, auch wenn sie sich für andere ausgeben — wie mitunter landwirtschaftliche Darlehen — und noch so gut gesichert sind. Das kann im allgemeinen keine einzelne Bank. Denn weil ihre Emission von Zahlungsmitteln das Preisniveau nicht merklich beeinflußt, so würde das schlechte Engagement schlecht bleiben und der Konsumtivkredit schlecht werden, wenn er nicht in den Grenzen liegt, innerhalb deren er vom Schuldner aus seinem Einkommen abgezahlt werden kann. Aber alle Banken zusammen könnten das. Sie könnten unter unsern Voraussetzungen immer wieder Kredite geben und eben durch deren Wirkung auf die Preise die vorher gegebenen gutmachen. Und daß das bis zu einem gewissen Grad auch außerhalb dieser ja nirgends verwirklichten Voraussetzungen möglich ist, unter dem Druck namentlich landwirtschaftlicher Interessen von der Staatsgewalt sogar mitunter gefördert wurde, ist der Hauptgrund dafür, daß besondere gesetzliche Beschränkungen und besondere Sicherheitsventile tatsächlich praktisch nötig sind.

Im Grunde ist das zuletzt Gesagte nur selbstverständlich. Wie die Staatsgewalt unter Umständen ohne jede angebbare Grenze Noten drucken kann, so könnten die Banken Ähnliches tun, wenn der Staat — denn darauf kommt es heraus — zu ihren Gunsten und für ihre Zwecke ihnen dieses Recht übertrüge und Vernunft sie nicht an seiner Ausübung hinderte. Aber das hat mit unserm Fall, mit dem Fall der Kreditgewährung und Kaufkraftschaffung für die Durchsetzung neuer Kombinationen nichts zu tun — also nichts mit dem Sinn, Wesen und Ursprung der industriellen Kaufkraftschaffung überhaupt. Ich betone das ausdrücklich, weil die These von der unbeschränkten Macht der Banken, Umlaufmittel zu schaffen, nachdem sie wiederholt nicht nur ohne die nötigen Qualifikationen, sondern auch absolut und ohne den ihr wesentlichen Zusammenhang mit den

andern Elementen meines Gedankengangs vorgetragen wurde¹⁸, zu einem Angriffspunkt und Ablehnungsgrund der neuen Kredittheorie geworden ist.

Zweiter Abschnitt.

Das Kapital.

Es ist nun an der Zeit, einem Gedanken Ausdruck zu geben, der schon lange der Formulierung harret, der jedem Geschäftsmann geläufig ist und nach unsern Ausführungen wohl auch schon dem Leser naheliegt: Jene Wirtschaftsform, in der die für neue Produktionen nötigen Güter ihren Bestimmungen im Kreislauf durch die Intervention der Kaufkraft entzogen werden, d. h. durch Kauf auf dem Marke, ist die kapitalistische Wirtschaft, während jene Wirtschaftsformen, in denen das durch irgendeine Befehlsgewalt oder durch Vereinbarung aller Beteiligten geschieht, die kapitallose Produktion darstellen. Das Kapital ist nichts anderes als der Hebel, der den Unternehmer in den Stand setzen soll, die konkreten Güter, die er braucht, seiner Herrschaft zu unterwerfen, nichts anderes als ein Mittel, über Güter zu neuen Zwecken zu verfügen oder als ein Mittel, der Produktion ihre neue Richtung zu diktieren. Das ist die einzige Funktion des Kapitals und mit ihr ist seine Stellung im Organismus der Volkswirtschaft gekennzeichnet. Man sieht: Um in das Wesen des Kapitalphänomens einzudringen, gehen wir von der Funktion des Kapitals aus, nicht etwa vom Sprachgebrauch oder von unsern terminologischen Bedürfnissen.

Was ist nun dieser „Hebel“, dieses Beherrschungsmittel? Sicherlich besteht es nicht in Gütern irgendeiner bestimmten Kategorie, nicht in einem irgendwie abzugrenzenden Teile des vorhandenen Gütervorrats. Es ist allgemein anerkannt, daß wir dem Kapitale bei

¹⁸ Vgl. den sonst vortrefflichen Artikel Hahns im Handwörterbuch der Staatswissenschaften unter „Kredit“. Gegenüber seiner Formulierung erscheint es mir richtig, zu sagen: Wenngleich nicht durch vorhandene Güter, so ist die mögliche Menge von neuzuschaffender Kaufkraft doch durch künftige Güter gestützt und beschränkt.

der Produktion begegnen und daß es beim Produktionsprozesse irgendwie nützlich sei. Daher wird man es wenigstens auch in unserm Falle, im Falle der Durchsetzung neuer Kombinationen irgendwo wirken sehen müssen. Nun, dem Unternehmer stehen alle die Güter, die er braucht, auf gleicher Linie und in gleicher Weise gegenüber. Ob es ein Stück Land ist, oder eine Arbeitsleistung oder eine Maschine oder ein Rohstoff, was er im einzelnen Falle braucht — stets ist der Vorgang derselbe und nichts unterscheidet einen dieser Fälle von dem andern. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es zwischen diesen Güterkategorien überhaupt keine ökonomisch relevanten Unterschiede gäbe. Vielmehr gibt es solche gewiß, wenngleich in früherer Zeit und selbst heute noch ihre Bedeutung für die Grundlagen der Theorie überschätzt wurde und wird. Aber es ist klar, daß die Handlungsweise des Unternehmers allen jenen Kategorien gegenüber die gleiche ist: Sie alle kauft er für Geld, für das er Zins sich berechnet oder bezahlt, ohne Unterschied, ob es Werkzeuge oder Grundstücke oder Arbeitsleistungen sind. Sie alle spielen für ihn dieselbe Rolle, sind gleich notwendig für ihn. Besonders ist es für das Wesen des Vorganges ganz gleichgültig, ob er seine Produktion sozusagen vom ersten Anfange beginnt, das heißt, bloß Land und Arbeitsleistungen kauft, oder ob er auch schon vorhandene Zwischenprodukte erwirbt, statt sie selbst zu produzieren. Sollte er endlich Genußgüter erwerben, so würde auch dadurch nichts Wesentliches geändert. Immerhin könnte es scheinen, wie wenn die Kategorie der Genußgüter am ehesten einen Anspruch darauf hätte, hervorgehoben zu werden. Dann nämlich, wenn man der Theorie huldigt, daß der Unternehmer den Besitzern der Produktionsmittel, im engern Sinne des Wortes, Genußgüter „vorschieße“. In diesem Falle stünden dieselben den übrigen Gütern charakteristisch gegenüber und eine besondere Rolle würde durch sie erfüllt, und zwar eben jene, welche wir dem Kapitale zuweisen. Es würde das darauf hinauskommen, daß der Unternehmer die produktiven Leistungen gegen Genußgüter eintauscht. Dann würden wir zu sagen haben, daß das Kapital aus Genußgütern bestehe. Übrigens wäre auch dann für den Unternehmer nicht ihre Qualität als Genußgüter, sondern nur ihre Kaufkraft wertvoll. Doch ist diese Möglichkeit bereits erledigt.

Abgesehen von dieser Auffassung also liegt kein Grund vor, zwischen allen den Gütern, die der Unternehmer kauft, irgendeinen Unterschied zu machen, mithin auch kein Grund, irgendeine Gruppe derselben unter dem Namen „Kapital“ zusammenzufassen. Daß ein solches Kapital jeder Wirtschaftsform eigen und daher nicht geeignet wäre, die „kapitalistische“ zu charakterisieren, bedarf keiner Ausführung. Es ist auch nicht richtig, daß der Geschäftsmann, gefragt, worin sein Kapital bestehe, auf irgendeine jener Kategorien von Gütern hinweisen würde: Wenn er seine „Fabrik“ erwähnt, so rechnet er auch den Grund, auf dem sie steht, zu ihrem Ensemble, und wenn er vollständig sein will, wird er auch sein Betriebskapital nicht vergessen, in dem direkt oder indirekt gekaufte Arbeitsleistungen begriffen sind.

Das Kapital einer Unternehmung ist aber auch nicht der Inbegriff aller ihren Zwecken dienenden Güter. Denn das Kapital steht der Güterwelt gegenüber: Es werden Güter für Kapital gekauft — „Kapital wird in Gütern investiert“ —, aber eben darin liegt die Erkenntnis, daß seine Funktion eine von der der erworbenen Güter verschiedene ist. Die Funktion der Güter liegt darin, ihrer technischen Natur entsprechend einem produktiven Zwecke zu dienen, technisch und physisch andre Güter hervorzubringen. Die Funktion des Kapitals liegt darin, jene Güter, welche produktiv verwendet, „verarbeitet“ könnte man sagen, werden sollen, dem Unternehmer zu verschaffen. Das Kapital ist das Mittel der Güterbeschaffung. Es steht als ein drittes zur Produktion in der Verkehrswirtschaft nötiges Agens zwischen dem Unternehmer und der Güterwelt. Es bildet die Brücke zwischen beiden. Nicht unmittelbar nimmt es teil an der Produktion, nicht selbst wird es „verarbeitet“, es verrichtet vielmehr eine Aufgabe, die gelöst sein muß, ehe die technische Produktion beginnen kann.

Der Unternehmer muß Kapital haben, ehe er daran denken kann, sich konkrete Güter zu verschaffen. Es gibt einen Zeitpunkt, wo er bereits das nötige Kapital, aber noch nicht die Produktivgüter hat und in diesem Momente kann man deutlicher sehen als je, daß das Kapital nichts mit konkreten Gütern Identisches, sondern ein selbständiges Agens ist. Und sein einziger Zweck, der einzige Grund,

warum der Unternehmer Kapital braucht — ich appelliere an auf der Hand liegende Tatsachen — ist eben der, als Fonds zu dienen, aus dem Produktionsgüter bezahlt werden können. Solange ferner dieser Ankauf nicht vollzogen ist, hat das Kapital durchaus keine Beziehung auf irgendwelche bestimmte Güter. Es existiert zwar — wer könnte das leugnen? —, aber es ist gerade seine charakteristische Eigenschaft, daß es nicht als konkrete Güterform in Betracht kommt, daß es nicht technisch als Gut verwendet wird, sondern als ein Mittel der Beschaffung jener Güter, die technisch-produktiv verwendet werden sollen. Aber wenn jener Ankauf vollzogen ist, dann besteht doch das Kapital des Unternehmers aus konkreten Gütern — aus irgendwelchen zwar, ebensogut aus gekauftem Lande wie aus gekauften Werkzeugen, aber doch aus Gütern? Wenn man uns mit Quesnay zuruft: „Parcourez les fermes et les ateliers, et... vous trouverez des bâtiments, des bestiaux, des semences, des matières premières, des meubles et des instruments de toute espèce" — von unserm Standpunkte müßte man noch hinzufügen: Boden- und Arbeitsleistungen und wohl auch Genußgüter —, so ist dieser Hinweis doch jetzt jedenfalls begründet? Nun, das Kapital hat die ihm von uns zugeschriebene Funktion erfüllt. Sind die nötigen sachlichen Produktionsmittel und, wie wir annehmen wollen, auch die nötigen Arbeitsleistungen gekauft, so hat der Unternehmer das ihm zur Verfügung gestellte Kapital nicht mehr. Er hat dasselbe für Produktionsmittel hingegeben. Die herrschende wissenschaftliche Auffassung ist nun die, daß sein Kapital jetzt aus den erworbenen Gütern besteht. Allein es ist eine Voraussetzung dieser Auffassung, daß man die güterbeschaffende Funktion des Kapitals völlig ignoriert und an die Stelle unsres Bildes des ganzen Vorganges die wirklichkeitsfremde Annahme setzt, daß dem Unternehmer gleich jene Güter geliehen werden, die er braucht. Tut man das nicht und unterscheidet man der Wirklichkeit folgend den Fonds, aus dem die Produktionsgüter bezahlt werden von diesen Produktionsmitteln selbst, so kann meines Erachtens nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß es jener Fonds ist, auf den sich alles das bezieht, was man vom Kapitale auszusagen pflegt und mit dem alles das in Verbindung steht, was man als kapitalistische Phänomene bezeichnet. Ist das richtig, so

ist ferner klar, daß der Unternehmer diesen Fonds nicht mehr besitzt, weil er ihn eben ausgegeben hat, und daß seine Teile in den Händen der Verkäufer der Produktionsmittel zunächst keinen andern Charakter haben, als die Summen, die für den Verkauf von Broten gelöst werden, in den Händen des Bäckers. Die öfters vorkommende Ausdrucksweise des Alltags, die die gekauften Produktionsmittel als „Kapital“ bezeichnet, beweist nichts, um so mehr, als ihr die andre gegenübersteht, daß das Kapital „in jenen Gütern stecke“. Die letztre Ausdrucksweise kann nur in dem Sinne richtig sein, in dem auch gesagt werden kann, daß etwa Kohle in einer Stahlschiene „stecke“, d. h. in dem Sinne, daß die Verwendung von Kohle zur Erzeugung der Stahlschiene geführt hat. Aber trotz alledem, hat nicht der Unternehmer doch noch immer sein Kapital? Und kann er wenigstens nicht sein Kapital wieder aus dieser „Anlage“ „herausziehen“, während dieselbe Kohle nicht wieder beschafft werden kann? Ich denke, daß diese Fragen befriedigend beantwortet werden können: Nein, der Unternehmer hat sein Kapital ausgegeben. Dafür hat er Güter erworben, die er nicht als Kapital, d. h. als Fonds zur Bezahlung andrer Güter, sondern eben technisch-produktiv verwenden will. Allein ändert er seinen Entschluß und will er sich dieser Güter wieder entäußern, so wird es im allgemeinen andre Leute geben, die bereit sein werden, dieselben zu kaufen — und dann kann er wieder in den Besitz eines größern oder kleinem Kapitalbetrages gelangen. Von diesem Standpunkte ist er, da also seine Produktionsmittel ihm nicht bloß als Produktionsmittel, sondern indirekt auch als Kapital dienen können — insofern er sie auch dazu verwenden kann, sich erst Kaufkraft und dann andre Produktionsmittel zu verschaffen — im Rechte, wenn er sie elliptisch „sein Kapital“ nennt. Wirklich sind sie die einzige Grundlage seiner Kaufkraft, wenn er solcher, ehe seine Produktion durchgeführt ist, benötigen sollte. Zu einem andern Grunde für diese Auffassung kommen wir noch. Damit beantwortet sich auch die zweite Frage: Der Unternehmer kann sich durch seine Produktionsmittel wieder Kapital beschaffen. Er kann allerdings nicht das identisch gleiche Kapital wiederbekommen, meist auch nicht denselben Betrag. Aber da an der Identität nichts liegt, so hat der plastische Ausdruck „sein Kapital herausziehen“ einen zwar nur bild-

lichen, aber doch ganz gesunden Sinn — ohne daß das mit unsrer Auffassung kollidierte.

Was also ist denn das Kapital, wenn es weder in Gütern bestimmter Art noch in Gütern überhaupt besteht? Die Antwort liegt nunmehr nahe genug: Es ist ein Fonds von Kaufkraft. Nur als solcher kann es seine wesentliche Funktion erfüllen, jene Funktion, für die allein Kapital in praxi nötig ist und für die allein der Begriff Kapital in der Theorie eine Anwendung hat, die nicht ebensogut auch durch Nennung von Güterkategorien ersetzt werden kann.

Es erhebt sich nun die Frage danach, worin dieser Fonds von Kaufkraft eigentlich bestehe. Diese Frage scheint sehr einfach zu sein. Leider wird es sich aber zeigen, daß hier erst die Schwierigkeiten beginnen, Schwierigkeiten, welche im Grunde bloß terminologischer Natur sind, aber ehe man sich dessen versieht, viel größere Bedeutung annehmen können und ein leidiges Element von Unsicherheit und Unklarheit in die Diskussion bringen. Teilweise muß die Lösung notwendig willkürlich sein, teilweise hängt sie von Tatfragen ab, denen gegenüber wir uns nicht beliebig verhalten können. Es liegt das daran, daß der Kapitalbegriff so vieldeutig ist, und zwar nicht bloß in der Wissenschaft, sondern auch in der Praxis, daß man, will man nur einen Kapitalbegriff festhalten, notwendig mit andern Anwendungen desselben kollidieren muß. Aber ferner auch daran, daß man dabei auch zu materiellen Problemen Stellung zu nehmen hat, da die ganze Kontroverse eben nur teilweise lediglich terminologisch ist.

Es ist, sage ich, zunächst sehr leicht, auf unsre Frage zu antworten. Worin besteht mein Fonds von Kaufkraft? Nun, aus Geld und aus meinen in Geld kalkulierten sonstigen Vermögensstücken. Damit wären wir so ziemlich beim Mengerschen Kapitalbegriffe angelangt. Sicherlich nenne ich das unzählige Male „mein Kapital“. Es macht mir auch weiter keine Schwierigkeiten, dasselbe als einen „Fonds“ vom „Strome“ der Erträge zu unterscheiden, so daß wir hier wiederum einen Schritt in der Bahn Irving Fishers tun. Man wird ferner sicherlich sagen, daß ich mich mit gerade jener Summe auf eine Unternehmung einlassen oder gerade jene Summe einem Unternehmer leihen kann.

Allein, leider ist dieses auf den ersten Blick so befriedigend aussehende Arrangement nicht völlig ausreichend. Es ist nicht wahr, daß ich nur mit dieser Summe in die Reihe der Unternehmer eintreten kann. Stelle ich einen Wechsel aus, der als umlaufsfähig anerkannt wird, so kann ich auch für seinen Betrag Produktionsmittel kaufen. Man könnte nun sagen, daß ich eben damit eine Schuld kontrahiere, die mein Kapital nichts weniger als vermehrt. Man könnte ferner sagen, daß mir die für den Wechsel „gekauften“ Güter eben geliehen werden. Doch sehen wir näher zu. Wenn ich Erfolg habe, so werde ich den Wechsel mit Geld oder Gegenforderungen einlösen können, die nicht aus meinem Kapitale kommen, sondern aus dem Erlöse meiner Produkte. Ich habe also mein Kapital vermehrt oder, wenn man das nicht zugeben will, ich habe etwas getan, was mir ganz dieselben Dienste leistete, wie eine Kapitalvermehrung, ohne Schulden zu machen, die später wieder mein Kapital vermindern müßten. Man könnte einwenden, daß mein Kapital eben gewachsen wäre, hätte ich nicht Schulden abzahlen müssen. Allein diese Schulden wurden bezahlt aus einem Gewinne, von dem es auch dann nicht sicher gewesen wäre, daß er meinem Kapitale zuwachsen würde, wenn er mir ungeschmälert zugefallen wäre. Denn ich hätte ihn ja zum Erwerbe von Genußgütern verwenden können, in welchem Falle es jeder Art von Sprachgebrauch zuwider wäre, ihn als Kapitalelement zu bezeichnen. Ist es richtig, daß die Funktion des Kapitals nur darin besteht, dem Unternehmer die Herrschaft über Produktionsmittel zu sichern, so kann man der Konsequenz nicht ausweichen, daß durch die Kreierung des Wechsels mein Kapital vermehrt wurde, so deutlich auch der Gegensatz ist, der dann zwischen unserm Kapitalbegriff und den weitaus meisten andern besteht. Doch wird uns das nicht abschrecken: Es ist doch gewiß eine Aufgabe wissenschaftlicher Analyse, die Gleichartigkeit von Dingen hervorzuheben, die eine erste Betrachtung scheidet, die einzelnen Erscheinungen bis in Ausläufer zu verfolgen, die scheinbar andern Wesens sind. Wenn man sich früher Gesagtes und das Folgende einheitlich vergegenwärtigt, so wird unser Resultat auch viel von seinem paradoxen Anschein verlieren. Reicher allerdings bin ich durch die Kreierung des Wechsels nicht geworden. Mein in Geld bestehendes oder kalkuliertes

Erwerbsvermögen ist nicht größer geworden, im Gegenteile. Man sieht hier, daß der Terminus „Vermögen“ uns die Möglichkeit gewährt, auch einem andern Aspekt der Sache zu seinem Rechte zu verhelfen.

Aber es ist auch nicht richtig, daß schon die Kalkulation in Geld dazu ausreicht, meinen nicht in Geld bestehenden Vermögensbestandteilen Kapitalcharakter in unserm Sinne zu verleihen, wenigstens nicht strenggenommen. Wenn ich irgendwelche Güter besitze, so wird es mir im allgemeinen nicht möglich sein, mir durch unmittelbaren Tausch die Produktionsgüter zu verschaffen, die ich brauche. Vielmehr wird man stets so verfahren, daß man die Güter, die man hat, verkauft und die gelöste Geldsumme dann als Kapital, d. h. zur Beschaffung der gewünschten Produktivgüter verwendet. Tatsächlich erkennt das ja auch die in Rede stehende Auffassung an, indem sie auf den Geldwert der Güter, die jemand besitzt, Gewicht legt. Man braucht den darin zum Ausdruck kommenden Gedanken nur voll zu Ende zu denken, um einzusehen, daß es nur eine elliptische, uneigentliche Ausdrucksweise ist, wenn man jene Güter selbst als „Kapital“ bezeichnet. Dasselbe gilt dann auch bezüglich der gekauften Produktionsmittel, wie schon gesagt, welche diese Auffassung ja auch als Kapital betrachtet.

Soweit ist unsre Definition einerseits weiter und andererseits enger als die Mengers und andre verwandte. Nur Zahlungsmittel sind Kapital, aber nicht bloß „Geld“, sondern Umlaufmittel überhaupt, welcher Art sie auch seien. Allein nicht alle Zahlungsmittel, sondern nur jene, die tatsächlich die charakteristische Funktion erfüllen, auf die es uns ankommt.

Diese Einschränkung liegt in der Natur der Sache. Dient ein Zahlungsmittel nicht dazu, einem Unternehmer Produktivgüter zu verschaffen und dieselben zu diesem Zwecke ihrer bisherigen Verwendung zu entziehen, so ist es nicht Kapital. In einer entwicklungslosen Volkswirtschaft gibt es danach kein „Kapital“ oder, anders gesagt, das Kapital erfüllt seine charakteristische Funktion nicht, ist kein selbständiges Agens, sondern verhält sich neutral. Oder, noch anders, die verschiedenen Formen allgemeiner Kaufkraft erscheinen nicht unter dem Aspekten, den das Wort Kapital verkörpert: Sie sind

einfach Tauschmittel, technische Mittel zur Durchführung der gewöhnlichen Umsätze. Damit ist ihre Rolle hier erschöpft — sie haben keine andre als diese technische Rolle, so daß man von ihnen absehen kann, ohne etwas sehr Wesentliches zu übersehen. Bei der Durchsetzung neuer Kombinationen werden Geld und seine Surrogate aber zu einem wesentlichen Faktor, und das drücken wir eben aus, indem wir sie nun als Kapital bezeichnen. Nach unsrer Auffassung ist also das Kapital ein Regriff der Entwicklung, dem nichts im Kreislauf entspricht. Dieser Regriff verkörpert einen Aspekt der wirtschaftlichen Vorgänge, den uns eben nur die Entwicklung suggeriert. Ich möchte die Aufmerksamkeit des Lesers auf diesen Satz lenken. Er trägt viel zum Verständnisse des hier entwickelten Standpunktes bei: Wenn man vom Kapital in jener Bedeutung spricht, in der dieses Wort im praktischen Leben gebraucht wird, so denkt man stets nicht so sehr Dinge, als an Vorgänge oder an einen gewissen Aspekt der Dinge, nämlich an die Möglichkeit der Unternehmertätigkeit, an die Möglichkeit der Herrschaft über Produktionsmittel überhaupt. Dieser Aspekt ist etwas vielen Kapitalbegriffen Gemeinsames, und aus den Versuchen, ihn zur Geltung zu bringen, erklärt sich meines Erachtens das „Proteusartige“ der konkreten Definition. Nichts ist danach eigentlich an sich Kapital, absolut und kraft immanenter Eigenschaften, sondern was immer man als Kapital bezeichnet, ist das nur insofern, als es bestimmten Bedingungen genügt, ist das nur von einem bestimmten Gesichtspunkt aus.

So werden wir denn das Kapital definieren als jene Summe von Geld und andern Zahlungsmitteln, welche zur Überlassung an Unternehmer in jedem Zeitpunkte verfügbar ist. In dem Augenblicke, in dem die Entwicklung anfängt, in dem der Kreislauf verlassen wird, kann unsrer Auffassung nach, wie der Leser weiß, jene Kapitalsumme nur zum kleinsten Teile aus „Geld“ bestehen, muß vielmehr aus „andern Zahlungsmitteln“ gebildet werden. Ist die Entwicklung einmal im Gange oder schließt, wie das ja in Wirklichkeit geschah, die kapitalistische Entwicklung an kapitallose oder an Übergangsformen an, so wird sie allerdings schon mit einem Geldvorrat starten. Aber in strenger Theorie könnte sie

das nicht. Und auch in Wirklichkeit ist das immer dann unmöglich, wenn etwas wirklich Bedeutendes neu geschaffen werden soll.

Das Kapital ist ein verkehrswirtschaftliches Agens. Ein Vorgang der Verkehrswirtschaft kommt in dem Kapitalaspekte zum Ausdruck, nämlich der Übergang von Produktionsmitteln aus dem Machtbereich einer Privatwirtschaft in den einer andern. Es gibt daher in unserm Sinn eigentlich nur Privatkapital. Nur in den Händen von Privatwirtschaften können die Zahlungsmittel ihre Kapitalrolle erfüllen. So hätte es an sich wenig Zweck, von einem Sozialkapital in dieser Bedeutung zu sprechen. Immerhin jedoch sagt uns die Summe der Privatkapitalien etwas: Sie gibt die Größe des Fonds an, der den Unternehmern zur Verfügung gestellt werden kann, die Größe der Macht zum Entzuge der Produktionsmittel aus ihren bisherigen Bahnen. Deshalb wäre der Begriff des Sozialkapitals keineswegs sinnlos¹, wenngleich es in einer kommunistischen Wirtschaft solches Kapital nicht gäbe. Doch denkt man meist an den Güterbesitz eines Volkes, wenn man von Sozialkapital spricht, und nur die „sachlichen“ Kapitalbegriffe haben zu dem des sozialen Kapitals geführt.

¹ Besonders dann nicht, wenn man jede Kapitaleinheit an den für sie jeweils erhältlichen Produktionsmittelmengen mißt. Tut man das, so kann man — aber nur in einem übertragenen Sinn — auch von einem Realkapital sprechen.

Anhang.

Es ist noch nötig, uns mit den wichtigern von jenen Auffassungen vom Kapitale in der Praxis und in der Wissenschaft auseinanderzusetzen, welche man uns entgegenhalten könnte. Dabei soll gezeigt werden, daß die Diskrepanz geringer ist, als sie scheint, und daß wir den Punkt, der uns wesentlich scheint, bewußt und unbewußt berücksichtigt finden in viel höherem Maße als man wohl glaubt.

Was den ersten Punkt betrifft, so handelt es sich nicht etwa um eine Untersuchung des Sprachgebrauchs an sich — derselbe würde uns bald auf geradezu lächerliche Abwege führen („Kapitalhirsch“, „etwas ist von kapitaler Bedeutung“ usw.), sondern um eine Untersuchung jener Gedankengänge, in denen das Kapital terminus technicus ist. Eine solche Diskussion ist weder sehr fruchtbar, noch sehr interessant, aber leider zur Verteidigung des Gesagten nötig.

Zunächst sprachen wir bereits von der Auffassung, die in dem Ausdrucke „mein Kapital“ hervortritt. Dazu bemerken wir noch: Fragen wir jemand, was sein Kapital sei, so wird er eine Geldsumme zur Antwort geben. Welche Summe ist das? Mit größter Beruhigung können wir antworten: Die Summe, die er durch Realisierung seiner Aktiva lösen könnte. Aber ist das nicht lediglich ein Maß, ein einheitlicher Ausdruck für etwas andres? Sehen wir näher zu. Wollte der Gefragte sagen, sein Kapital seien seine Vermögensstücke, und wollte er lediglich eine Maßmethode anwenden, so würde die Geldsumme fast immer eine andre sein als jener „Verkaufswert“. Denn die einzelnen Vermögensstücke, die jemand besitzt, können ihm persönlich weniger oder mehr wert sein, als der Retrag des Verkaufswertes angibt. Es wird nicht oft vorkommen, daß jemand Güter besitzt, die er weniger schätzt als das Geld, das er dafür bekommen kann; denn dann würde er sie eben verkaufen. Wohl ist aber der gegenteilige Fall häufig. Man könnte sagen, daß das wohl für Gegenstände persönlichen Genusses zutreffen möge, daß aber alle Güter, die dem verkehrswirtschaftlichen Erwerbe dienen, nach ihrem Ertrage geschätzt werden, nach ihrem Ertrage, nach dem sich auch ihr Verkaufswert bemißt. Keineswegs. Abgesehen davon, daß persönliche Bande den Eigentümer etwa einer ererbten Fabrik mit derselben verknüpfen können, die bewirken, daß er sie höher schätzt als jeder andre, abgesehen davon ferner, daß in der Hand des momentanen Besitzers der Ertrag vielleicht höher ist als in der jedes andern, so

ist es nicht immer so ausgemacht, daß man ein Erwerbsmittel um so viel verkaufen kann, als man auf Grund seines Reinertrags vermuten sollte. Sicher besteht eine Tendenz dazu, aber die vielen praktischen Ausnahmefälle zeigen doch, daß jene Schätzung des „Kapitals“ in Geld keineswegs bloß ein Maß für Güterwert sein soll. Warum also sagt uns unser Mann den Verkaufswert? Weil er ausdrücken will, wenn er um sein Kapital befragt wird: „Das ist der Betrag meiner allgemeinen Kaufkraft, so groß ist meine wirtschaftliche Macht.“ Das ist der Aspekt, den das Wort „Kapital“ ihm suggeriert. Allein, welchen Sinn hat diese wirtschaftliche Macht, wozu kann er sie gebrauchen? Nur zum Kaufe von Gütern, und diese Güter können nur Produktionsmittel sein, wenn er sein Kapital nicht vergeuden will. Er will also seine Macht über Produktionsmittel zum Ausdrucke bringen. Soweit stimmt der Mann mit unsrer Auffassung überein, und es wäre nun ein leichtes, ihm vorzuhalten, daß er sich Produktionsmittel nicht direkt durch Tausch verschaffen kann und daß daher das, was er Kapital nennt, im Grunde nur aus Dingen besteht, für die er sich Kapital verschaffen kann, das dann jene Macht über Produktionsmittel tatsächlich auszuüben vermag. Er denkt bei der Betrachtung seiner Güter als Kapital an das Geld, das er für sie erhalten kann, nicht als ein Maß, sondern als ein Agens zu weitem Zielen. Darin liegt schon das Zugeständnis, daß die Bezeichnung jener Güter selbst als Kapital eine elliptische oder übertragene Bedeutung involviere. Ganz ebenso, wie wenn er seine eigene Kraft als sein Kapital bezeichnet: Es heißt das, daß seine eigene Kraft sein Mittel sei, sich Kapital zu verschaffen. Wohl wird sich ferner der praktische Wirt dagegen sträuben, in unserm Sinne auch die Wechsel, die er ausstellen kann, als Kapital zu betrachten. Aber, wie immer er seine Terminologie einrichten will, wir können ihn logisch zwingen, anzuerkennen, daß sie etwas mit seinem übrigen Kapital in dem hier wesentlichen Punkte Gleichartiges sind. Wenn er bei dem Kapitalaspekte seiner Güter an deren Kaufkraft denkt und wir berücksichtigen, daß diese Kaufkraft ja nur die Möglichkeit bedeutet, sich für sie Geld zu verschaffen, und weiter, daß dieses Geld hier als Herrschaftsmittel über Produktionsgüter² in Betracht kommt, als ein Zahlungsmittel für Produktionsgüter, so ist es klar, daß dieses „Kapital“ vermehrt wird durch die Kreierung von Kreditzahlungsmitteln. Nennt unser Mann seinen Güterbesitz in übertragenem Sinne Kapital, so müßte er auch seine Fähigkeit, umlaufsfähige Kreditzahlungsmittel zu schaffen dazu rechnen, da auch sie

² Vgl. die Definition des Kapitals als Summe „werbender Geldbeträge“ im Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

dazu beiträgt, ihm Kaufkraft zu verschaffen und seine Herrschaft über Produktionsmittel zu erweitern. Und entgegnet er, daß das nicht üblich sei, so können wir dartun, daß er es dennoch tun muß, wenn er mit sich selbst in Übereinstimmung bleiben und den Gesichtspunkt konsequent durchführen will, auf den er sich selbst stellte, als er den Verkaufswert seiner Güter als sein Kapital bezeichnete.

Wir haben nunmehr die, wie wir glauben, grundlegende Bedeutung des Kapitalaspektes der verkehrswirtschaftlichen Vorgänge herausgearbeitet und gesehen, daß die geschäftliche Praxis mit uns im Wesen in der Auffassung des Kapitals als Kaufkraft übereinstimmt. Wohl müssen wir den Begriff diesem Sprachgebrauche gegenüber schärfer präzisieren, wohl müssen wir den Kern des Sprachgebrauches in seine Konsequenzen verfolgen und dabei zwischen seinem eigentlichen Gehalt und übertragenen oder metaphorischen oder elliptischen Anwendungen unterscheiden. Aber es ist das doch ohne große Schwierigkeit möglich, und es läßt sich überall jener leitende Gesichtspunkt gleich einem roten Faden in allen einzelnen Fällen erkennen. Zu diesen gehört auch der Ausdruck Kapitalmarkt. Was ist der Kapitalmarkt? Nichts anderes als der Markt der Kaufkraft³, der Inbegriff jener Vorgänge, durch die Zahlungsmittel in die Hände der Unternehmer gelangen. Wie immer man ihn des Näheren definieren mag, soviel ist sicher, daß der Geschäftsmann, wenn er vom Kapitalmarkt spricht, nicht an konkrete Güter und noch weniger an eine bestimmte Kategorie derselben, sondern an Krediturkunden, Aktivsaldi, Geld usw. denkt — kurz an verfügbare, an freie Kaufkraft. Hierher gehört auch der Ausdruck Kapitalbeschaffung, capital creation. Nicht um unmittelbare Güterbeschaffung, nicht um Produktion von Gütern zu weiterer Produktion handelt es sich dabei, sondern um Beschaffung oder Neuschaffung von Kreditzahlungsmitteln. Hierher gehört endlich der Ausdruck „Kapitalist“. Ein Kapitalist ist doch gewiß jemand, der Kapital hat. Aber nach der Auffassung der Praxis ist das zugleich jemand, von dem man Kapital im Sinne von Kaufkraft, Zahlungsmittel bekommen kann, mag sein Vermögen momentan in irgendwelchen Gütern — wobei es ganz gleichgültig ist, welcher Art diese Güter sind — oder in Geld oder sonstiger Kaufkraft bestehen.

Scheinbar anderer Art ist jener Kapitalbegriff der Praxis, der uns in dem Ausdruck „Stammkapital“ entgegentritt. Was ist das Stamm-

³ Vgl. darüber Spiethoff, 1. c. S. 42, welcher unter Kapitalmarkt allerdings nur den Markt des „Unternehmungs- und langfristigen Leihkapitals“ versteht, während „Geldmarkt“ bei ihm der Markt des Leihkapitals auf kürzere Fristen heißt.

kapital einer Unternehmung? In der am meisten technischen, am meisten logisch durchgearbeiteten Bedeutung finden wir diesen Begriff in der Buchhaltung. Auf den ersten Blick scheint unsere Antwort auf jene Frage der Praxis der Buchhaltung zu widersprechen. Sie lautet nämlich: Stammkapital nennen wir jene Geldsumme, die für die Gründung und den Betrieb einer Unternehmung aufgewendet wird. Wir wollen diese Definition erst erläutern, dann in Beziehung setzen zu der Auffassung des Kapitals als Kaufkraft und endlich vergleichen mit jener, die sich aus der Praxis der Buchhaltung ergibt. Dabei wollen wir zur Vereinfachung der Darstellung wiederum annehmen, daß der gesamte Produktionsprozeß nur eine Wirtschaftsperiode währe und daß die gesamte Produktionskraft der Unternehmung sich in dieser einen Periode völlig erschöpfe, so daß am Ende derselben nur Produkte oder deren Erlös, aber sonst nichts vorhanden ist. Alle Produkte sollen erst am Ende dieser Periode fertig und verkäuflich sein, und es soll das gesamte zur Produktion nötige „Geld“ schon am Anfange derselben bereitgehalten werden.

Dann zerfällt das Stammkapital in ein Gründungs- und ein Betriebskapital. Für das erstere werden Bodenleistungen, Gebäude, Maschinen usw. gekauft, für das letztere die nach und nach notwendig werdenden Arbeitsleistungen, Rohstoffe usw. Die Gesamtsumme der Preise dieser verschiedenen Güter, die Summe aller produktiven Auslagen, die gemacht werden müssen, die Summe, mit der die Unternehmung startet, nennen wir Stamm- oder Anfangskapital. Es ist gleichgültig, ob diese Summe dem Unternehmer gehört oder ganz oder teilweise ausgeliehen ist, es ist auch gleichgültig, ob alle diese Güter mit „Geld“ oder mit Wechseln oder sonstigen Kreditzahlungsmitteln bezahlt werden. Das ist alles, was wir zum ersten Punkt zu sagen haben.

Was den zweiten Punkt betrifft, so ist es zunächst klar, daß Kapital in diesem Sinn nichts anderes ist als das, was wir schon früher als Kapital bezeichneten: Das Stammkapital ist eben die Summe von Kaufkraft, von Macht über Produktionsmittel, deren die Unternehmung bedarf. Es dient dazu, ihr die nötigen Produktionsmittel zu verschaffen, sie ihrem Herrschaftsbereich zu unterwerfen. Allein wir haben hier noch eine zweite Funktion des Kapitalbegriffes zu konstatieren, eine Funktion, die wir die buchhalterische nennen wollen. Die Höhe der Kapitalsumme ist nämlich das Maß, an dem Erfolg oder Mißerfolg der Unternehmung gemessen wird. Sie gibt die Marke an, von der ab es einen produktiven Erfolg gibt, einen Vergleichsstandard für die geopferten Produktivkräfte und den erreichten Erfolg. Sie stellt das Gewicht dar, das mindestens auf-

gewogen werden muß, wenn die Unternehmung verkehrswirtschaftlich existenzberechtigt sein soll. Die Kapitalpost in unserm Sinne schafft ein Kriterium zur Beurteilung des Tuns des Unternehmers, ist gleichsam das Pfund, mit dem er wirtschaftet, die Basis für seinen verkehrswirtschaftlichen Rechenschaftsbericht, die Basis für einen summarischen Überblick über den Gang der Unternehmung und das Schicksal der dem Unternehmer anvertrauten Produktivkräfte. Die Kapitalsumme stellt von diesem Standpunkt aus gesehen gleichsam die Zahl von Recheneinheiten dar, auf die die Produktivgüter zurückgeführt und zu der später der Erlös der Produkte in Verhältnis gesetzt werden soll — und der Kapitalaspekt der Dinge wird hier zu einem Berechnungsmodus, das Kapital zu einem Maßbegriff. Hierin liegt das Richtige an der Ansicht, die in dem in Geld „ausgedrückten“ Kapital ein Maß des Wertes der Produktivgüter sieht. Nur ist damit sein Wesen nicht erschöpft, vielmehr liegt darin, wie wir nun sehen, nur eine akzessorische Funktion des Begriffes. Sie ist trennbar von seiner wesentlichen. Es ist nun wichtig, einzusehen, daß Kapital in dieser Funktion mit Kapital als Fond zur Bezahlung der Produktionsgüter seitens des Unternehmers dem Umfang nach identisch ist. Das Kapital verschafft dem Unternehmer die Produktionsgüter auf dem Markt. Und eben dieser zum Kauf von Produktionsgütern ausgegebene Betrag wird auch in Rechnung gestellt und zur Messung des Erfolges verwendet. Wir glauben, daß wir in dieser Koinzidenz, welche bei keiner andern Abgrenzung des Kapitalbegriffes eintritt, ein wesentliches Argument für die unsre erblicken dürfen.

Aber es ist klar, daß unser Kapitalbegriff mit dem der Buchhaltung kollidiert. Damit kommen wir zu dem letzten Punkt, der in diesem Zusammenhang klargelegt werden muß. Vorher jedoch haben wir die Befriedigung auf einige wesentliche Übereinstimmungen unsrer Auffassung mit der buchhalterischen hinweisen zu können. Einmal tritt uns hier klar die Scheidung von Kapital und Gütern entgegen. Das Kapital ist einfach eine Geldsumme, während die Buchung der gekauften Güter lediglich den Zweck hat, zu zeigen, was mit dem Kapital geschah. Die ganze Summe ferner, mit der die Unternehmung startet, ist Kapital, ohne Unterschied welche Güter dafür gekauft wurden, ebensogut die für Werkzeuge, wie die für Bodenleistungen gegebenen Summen. Es wird auch nicht etwa der reine Überschuß, das Aktivvermögen einer Unternehmung Kapital genannt, sondern etwas andres, nämlich die Summe der dem Betrieb gewidmeten Kaufkraft. Endlich ändert sich die Größe des Kapitals nicht infolge der normalen Abnutzung der Produktionsmittel. Soweit also können wir die Praxis der Buchhaltung als Zeugin für unsre Auffassung anführen.

Allein in einem Punkte scheint eine Differenz einsetzen zu wollen. Die tatsächlichen Bilanzen scheinen mit unserm theoretischen Bild nicht ganz übereinzustimmen. Zwar daß wir z. B. auf der Aktivseite derselben den Posten „Arbeitsleistungen“ nicht finden, ist von geringer Bedeutung. Dieser Posten steckt eben in andern, in dem Kasseposten und in dem Posten „Warenvorrat“. Man sieht ferner leicht, daß unsre Annahme, die die Lebensdauer der Unternehmung auf eine Produktionsperiode beschränkt, Differenzen gegenüber den Bilanzen der Praxis begründet, da diese natürlich einem andern Stand der Dinge angepaßt sind. Wenn wir da zwar keine Arbeitsleistungen, wohl aber Land, Gebäude usw. finden, so liegt das eben an diesem Umstand, nicht aber an einer Wesensverschiedenheit: Die Grundstücke und Gebäude und andre Dinge werden eben noch in weitem Wirtschaftspereoden benutzt werden, und nur ein Teil ihres Wertes geht auf den Warenvorrat über, während ein anderer Teil selbständig weiterbesteht.

Wichtiger ist das Folgende: Nicht immer erscheint die ganze Summe, die der Unternehmer aufwendet, buchhalterisch als sein „Kapital“. Vielmehr werden vom „Kapital“ andre Summen unterschieden, z. B. Prioritätsobligationen und zahlbare Wechsel. Diese Trennung beruht auf zwei Umständen. Auf dem Unterschiede zwischen bleibenden und nur zeitweiligen Aufwendungen und auf dem Unterschiede zwischen „Kapital“ und „Schulden“. Was den ersten betrifft, so verliert er seine Bedeutung unter der Voraussetzung, daß die Unternehmung nur eine Wirtschaftspereode überdaure und ihre Produkte alle erst am Ende derselben zum Verkaufe kommen. Dann ist jede Wechselsumme ebenso relativ „dauernd“ investiert wie das „Kapital“ in diesem engern Sinne. Aber auch dann, wenn unsre Voraussetzung nicht zutrifft, liegt hierin kein wesentlicher Unterschied. Mag man auch die konstant der Unternehmung dienende Summe par excellence Kapital nennen, so wird man doch zugestehen müssen, daß sie in der uns hier interessierenden Beziehung prinzipiell keine andre Funktion hat, als jene weniger konstante, fluktuierende. In praxi nennt man auch die letztere oft genug fluktuierendes oder variables Kapital, und man wird uns kaum widersprechen, wenn wir sagen, daß jene engere Verwendung des Kapitalbegriffes nichts anderes ist als ein elliptischer Ausdruck für „der Unternehmung dauernd gewidmetes Kapital“ oder für „das konstante Element im Kapital der Unternehmung“. Der Widerschein dieser Ausdrucksweise ist dann die Unterscheidung zwischen Kapitalaufwendung, capital expenditure, und andern Aufwendungen. Auch hier ist die Dauer, der relativ definitive Charakter das entscheidende

Moment und diese Ausdrucksweise nur elliptisch. Selbst der Umstand, daß eine solche „Nicht-Kapitalaufwendung“ etwa aus früheren Erträgen erfolge, ändert in der hier wichtigen Beziehung nichts Wesentliches, so essentiell dieser Vorgang auch sonst sein mag: Uns würde er unter dem Gesichtspunkte einer Kapitalerhöhung erscheinen — und nicht nur uns erscheint er so, sondern auch dem Unternehmer oder den Aktionären: Das Wesentliche ist, daß eine neue Summe zum Ankauf von Produktionsmitteln verwendet wird. Kommt diese Summe aus früherem Ertrage, so ist das wohl sehr erfreulich, ändert aber nichts Wesentliches an dem Vorgange, ist vielmehr dasselbe, wie wenn eine Kapitalerhöhung im üblichen Sinn des Worts erfolgte. Tatsächlich wird diese Summe ja auch auf der Kapitalseite eingestellt und in letzter Linie zum „Kapital“ addiert. Behält man den Ausdruck „Kapital“ in diesem Sinne bei, so ist das wiederum nur ein Ausdruck für „ursprüngliches Kapital“. Die verschiedene rechtliche Stellung dieser Einzelsummen berührt deren ökonomisches Wesen nicht.

Aber ist nicht der zweite Unterschied wesentlicher, der Unterschied zwischen „Kapital“ und „Schulden“? Ist nicht mein Kapital ein Aktivum, meine Schuld ein Passivum? Sicherlich kann man uns das nicht vom buchhalterischen Standpunkte vorwerfen. Denn das Kapital steht nie auf der Aktivseite der Bilanz. Es ist vom Standpunkte des Unternehmers als solchen immer ein Passivum, auch wenn es ihm gehört — dann schuldet eben der „Unternehmer“ Schmied das Kapital dem „Kapitalisten“ Schmied. Das Recht hat natürlich für seine Zwecke eine andre Auffassung ausgebildet, nach der niemand eine Forderung gegen sich selbst haben kann. Aber das heißt nichts andres, als daß sich niemand selbst klagen kann. Praktisch ist der Unterschied nicht so groß, als man glauben könnte. Hat der Unternehmer Erfolg, so realisiert er die Forderung gegen sich selbst so gut wie andre Leute ihre Forderungen gegen ihn. Hat er keinen Erfolg, so können auch die andern Leute ihre Forderungen strenggenommen nicht gegen ihn als Unternehmer realisieren. Das Recht gibt ihnen nur die Möglichkeit auf andre Vermögensbestände des Unternehmers zu greifen oder, bei nur teilweisem Mißerfolge, ihre Forderungen unter Ausschluß der des Unternehmers selbst zu befriedigen. Das ist aber etwas andres, ein Komplex von Verhältnissen und Tatsachen, der von der ökonomischen Seite der Sache streng zu scheiden ist. Man könnte sagen, daß das Kapital einer Unternehmung eine Reserve gegen ihre Schulden zu bilden bestimmt sei. Das wäre aber nur dann richtig, wenn dieses Kapital liquid gehalten würde, z. B. einfach das Geld in einer Kasse liegen bliebe. Sonst aber wird

der Betrag, der „Kapital“ ist, geradeso ausgegeben wie der Betrag, der die „Schulden“ darstellt, und es ist nicht möglich, sich zur Befriedigung der Forderungen an das Kapital einer Unternehmung zu halten. Mag das Kapital groß oder klein sein, stets sind es nur die Überreste der Produktivgüter und die Produkte, woran sich der Gläubiger halten kann. Wenn man trotzdem einer Unternehmung mit großem Kapitale leichtern Herzens leiht, als einer mit kleinem, so kommt das nur daher, weil die Größe des Kapitals ein Symptom der Kraft der Unternehmung ist und weil man weiß, daß dieses Kapital vor Gericht nicht mit den andern Schulden⁴, mit den Schulden im juristischen Sinne des Wortes, konkurrieren kann. Der Glaube, daß das Kapital als solches zur Einlösung der Forderungen bereit liege, wäre ebenso naiv, wie der, daß jedem Bankguthaben eine Einzahlung in klingender Münze entspreche und auf jeden Wechsel irgendwo eine zur Einlösung bestimmte Geldsumme warte.

Das „Kapital“ einer Unternehmung ist ökonomisch nicht weniger ein Passivum als alle andern Schulden, von der Prioritätsobligation bis zum Taggeld, dem „use of balances over night“. Und die Rolle der den letztern entsprechenden Geldsummen ist keine andre, als der dem „Kapitale“ in diesem Sinne entsprechenden — nämlich die Beschaffung von Produktionsmitteln. So werden wir die Summe aller Passivposten Kapital nennen. Die Praxis der Buchhaltung selbst führt uns dazu und lehrt uns, daß ihr Kapitalbegriff zu enge ist, resp. daß sie ihr Kapital aus praktischen Gründen — nämlich um die verschiedenen Posten der auf die Unternehmung verwendeten Gesamtsumme nach Gesichtspunkten zu trennen, die praktisch und besonders für die Beurteilung der Situation eines Unternehmens wesentlich, von dem hier im Vordergrund stehenden prinzipiellen Standpunkte gesehen aber nebensächlich sind — von mit ihm der Rolle und dem Wesen nach gleichartigen Summen trennt. Will man dem Kapitalbegriffe jenes Moment erhalten, das den Kern des Phänomens des Kapitalismus enthält und dessen Erfassung bewußt und unbewußt allen Kapitaltheorien als Ziel vorschwebt, so muß man ihn gegenüber seinem buchhalterischen Umfang in dieser Weise erweitern.

Ein Blick in die Wirklichkeit bestärkt uns in unsrer Auffassung. Wir sehen da nämlich, daß es z. B. für eine Aktiengesellschaft lediglich eine Frage der Zweckmäßigkeit ist, wie sie sich nötiges Geld beschafft — ob durch Emission neuer Aktien oder durch Kreierung von Prioritäten oder durch Kontrahierung schwebender Schulden. Alle

⁴ Knappe, Bilanzen der Aktiengesellschaften, sträubt sich gegenüber Simon gegen den Ausdruck „Schulden“ in diesem Zusammenhang. Juristisch hat er natürlich recht.

diese Typen haben unzählige Zwischenformen, alle werden oft ineinander übergeführt, alle dienen dem einheitlichen Zwecke der Geldbeschaffung zum Erwerbe von Produktionsgütern oder zur Durchführung „neuer Kombinationen“. Und die Praxis hat für sie alle einen Ausdruck — es sind Methoden der „Kapitalbeschaffung“. Die juristische Form nur unterscheidet sie. Sie ist den Umständen angepaßt, die Sache aber ist immer dieselbe. Den leitenden Männern der Unternehmung erscheinen alle diese Rechtsformen nur als technische Mittel zu einem und demselben Ziele, dem Kapitalbesitzer als verschiedene Arten von Kapitalanlage, die sich nur durch rechtliche und diesen entsprechende ökonomische Vor- und Nachteile voneinander unterscheiden.

Dieser Sachverhalt also spricht für eine einheitliche Auffassung aller dieser Summen. Alle diese Summen sind vom Standpunkte der Unternehmung ihr Kapital. Es empfiehlt sich aus diesem Grunde, alle jene Wirtschaftssubjekte, die zu einer Unternehmung Kapital beisteuern, als Gläubiger derselben in ökonomischem Sinn aufzufassen. Selbst wenn dieselben zugleich die leitende Rolle in der Unternehmung spielen, wird es im Interesse begrifflicher Schärfe zweckmäßig sein, diese letztere von ihrer Kapitalistenrolle zu scheiden. Aber die große Masse aller Aktionäre, Kommanditisten, stillen Gesellschafter usw. spielt keine solche leitende Rolle, und ihre Stellung als rechtliche Teilhaber hat wenig reelle Bedeutung angesichts der Unmöglichkeit, einen entsprechenden Einfluß zu üben. Derselbe erschöpft sich meist in einer Kontrolle, die praktisch über die, die jeder andre Gläubiger üben kann, nur wenig hinausgeht. Man wird meines Erachtens den Tatsachen mehr gerecht, wenn man Aktionäre und Gesellschafter usw. als Kapitalgeber bezeichnet, deren Ansprüche allen andern nachstehen, die aber eben deshalb einen unmittelbaren Einfluß auf den Geschäftsgang als Sicherung und einen Anspruch auf eventuellen höhern Gewinn als Prämie haben, als wenn man von ihnen als Unternehmern spricht. Auch ein Konsortium von Staatsgläubigern wird dadurch nicht zum Souveräne, daß ihm mitunter eine weitgehende Kontrolle, ja selbst ein direkter Einfluß eingeräumt wird. Und ein Geldgeber wird dadurch nicht zum Unternehmer im eigentlichen Sinne, daß ihm ein höherer Gewinnanteil in Aussicht gestellt und er dadurch bewogen wird, auch einen Teil des Risikos zu übernehmen.

In der Theorie ist dieser Standpunkt schon wiederholt hervorgetreten. Man kann beinahe sagen, daß die juristische Auffassung nur dort für die Nationalökonomie maßgebend war, wo im Prinzip, über die Sache gesprochen, daß aber immer dann, wenn über kon-

krete Einzelfragen gehandelt wurde, der hier vertretene Standpunkt wenigstens implicite mehr oder weniger berücksichtigt wurde. Dem Praktiker ist er sehr geläufig. Das trat z. B. bei der Diskussion über die Frage hervor, ob Dividenden als durch die Steuern auf Aktiengesellschaften besteuert angesehen werden oder außerdem noch die Steuer auf Forderungen tragen sollen. Bekanntlich wurde sie verschieden beantwortet. Und wenngleich die Beurteilung dieser Frage mehr von andern Erwägungen abhängt, als von der Auffassung über die wirtschaftliche Natur der Aktie, zeigen doch die Argumente der einen Partei bei dieser Gelegenheit, daß unser Standpunkt nichts weniger als neu ist. Seine Bedeutung liegt für uns darin — und nur darin —, daß er uns in unserm Entschlusse bestärkt, alle den Zwecken einer Unternehmung dienenden Geldsummen einheitlich aufzufassen.

Das heißt, wie schon gesagt, natürlich nicht, daß wir die verschiedene Stellung der beiden Summen, welche man populär als „Kapital“ und „Schulden“ jemandes unterscheidet, verwischen wollen. Nur vom Standpunkte des „Kapitalaspektes“ haben sie die gleiche Rolle, bei der sie zu addieren sind. Für die Unternehmung wirken sie zusammen, tragen sie beide zur Erreichung des Zieles derselben bei. Will man hingegen wissen, was jedermanns Lage wäre, wenn alle Unternehmungen liquidierten, will man feststellen, was jemand bis zu einem gewissen Zeitpunkte erreicht hat, so werden jene Summen zu Gegensätzen, deren Resultat nicht ihre Summe, sondern ihre Differenz ist. Das nun ist jener Aspekt, den uns der Ausdruck „Vermögen“ verkörpert. Der Unterschied zwischen den Begriffen „Kapital“ und „Vermögen“ fließt also aus dem Aspekte, unter dem man die wirtschaftliche Lage jemandes betrachtet. Beide stellen Rechenformen zur Erfassung derselben dar, Rechenformen, deren Sinn und Berechtigung in dem Zwecke liegt, dem sie dienen, in den Fragen, auf die die von ihnen charakterisierte Summe zur Antwort kommen soll. Diese Unterscheidung leistet, was etwa noch nötig ist, um verschiedenen naheliegenden Einwänden zu begegnen.

Wir glauben mit unsern Ausführungen das Kapitalphänomen charakterisiert zu haben. Wir glauben aber auch, den Kern des in der Praxis üblichen Kapitalbegriffes erfaßt und ihm nichts andres hinzugefügt zu haben, als eine tiefere Ausarbeitung und eine Ausdehnung auf Grund des bereits in ihm liegenden Momentes. Soviel ist sicher: Niemals betrachtet der Geschäftsmann ein bestimmtes Gut als solches als Kapital, sondern stets nur Güter unter dem Gesichtspunkte ihrer Kaufkraft. Da wir sahen, daß aber diese Kaufkraft nur durch das Medium von eigentlichen Zahlungsmitteln wirken kann,

so haben wir eben diese als Kapital erklärt und machen uns, anheischig, jeden Praktiker zu überzeugen, daß er konkrete Güter nur im übertragenen Sinn als Kapital bezeichnet, insofern nämlich, als er dafür Geld erhalten kann. Da wir weiters sahen, daß diese Kaufkraft prinzipiell nur den Zweck haben kann, dem Unternehmer die sachlichen Mittel zu neuen Produktionen zu beschaffen und daß auch Kreditzahlungsmittel zu diesem Zwecke dienen können, so haben wir auch diese zum Kapitale gerechnet. Dabei ist es klar, daß, wenn eine neue Unternehmung in einer bisher rein statischen Wirtschaft geschaffen werden soll, in der alles vorhandene Geld „gebunden“ ist, das Kapital nur aus Kreditzahlungsmitteln bestehen könnte und daß uns diese Erkenntnis nur deshalb so fremdartig berührt, weil wir aus Erfahrung nur von lebensvoller Entwicklung wissen und die kapitalistische Entwicklung tatsächlich an vorkapitalistische Entwicklung anknüpft — und nicht an einen entwicklungslosen Zustand —, welche ihr reichliche Reservoirs von Geld zur Verfügung stellte. Aber wir sehen, daß dieselben keineswegs ihren Bedürfnissen genügen und finden, daß in den Zentren kapitalistischer Entwicklung „wirkliches“ Geld nur die Bolle von „Kleingeld“ spielt und die Tatsachen unserm theoretischen Bilde noch mehr entsprechen, als es zu seiner Brauchbarkeit nötig wäre. Unsre Auffassung ist die der Praxis, nur logisch durchgeführt und gereinigt von Widersprüchen, uneigentlichen und übertragenen Auffassungen und der naiven Annahme des gemeinen Mannes, der die Zahlungskraft seines Schecks sich dadurch erklärt, daß in seiner Bank der entsprechende Geldbetrag liege.

Es wäre schwieriger, uns mit den Auffassungen der Theorie zu verständigen. Man könnte sagen, daß in dieser Frage die Theoretiker den Staub aufgewirbelt haben, der sie am Ausblick hindert. Wir müssen uns hier darauf beschränken, zu zeigen, daß das von uns betonte Moment auch der Theorie nicht fremd und der Gegensatz der verschiedenen Auffassungen weniger groß ist, als es scheinen könnte⁵. Die Streitfrage ist, entgegen oft geäußerten Behauptungen, nicht bloß terminologischer Natur⁶. Nicht ein Ausdruck, sondern eine Theorie über das Wesen wichtiger Vorgänge der kapitalistischen Wirtschaft steht auf dem Spiele. Es war daher ein großer Fortschritt, daß C. Menger versuchte, den Tatsachen unmittelbar auf den Leib zu rücken. Das brachte einen frischeren Zug und auch einen

⁵ Vgl. die Diskussion des Kapitalbegriffes im „Wesen“ II. Buch, wo noch andre Gesichtspunkte entwickelt werden.

⁶ We cannot solve problems by defining capital, sagt uns A. Marshall. Ge-
wiß kann keine Definition fehlende Problemlösungen ersetzen. Aber sie kann das
Resultat von Untersuchungen zum Ausdruck bringen — und in unserm Falle
kann sie uns den Einblick in das Kapitalphänomen verbarrikadieren.

neuen Gesichtspunkt in die Diskussion. Allerdings begründete er sein Streben nicht, wie ich es tun möchte. Er sagte nämlich, daß wir das Recht freier Begriffsbildung dort nicht haben, wo es einen aus der Praxis entstandenen Begriff schon gebe. Abgesehen davon, ob das richtig ist, liegt darin nicht der für uns entscheidende Punkt. Auch wenn wir in unsrer Terminologie ganz nach Willkür verfahren können, so gibt es Fragen, die unter dem Titel „Kapitaltheorie“ abgehandelt werden, Fragen, die keine Definition, sondern nur die Analyse der Tatsachen lösen kann. Tatsächlich finden wir, daß Autoren, die ausdrücklich erklären, daß es sich nur um eine terminologische Frage handle, doch auch andern Erwägungen als denen terminologischer Zweckmäßigkeit Gehör geben, v. Böhm-Bawerk, der grundsätzlich auf diesem Standpunkte steht, untersucht erst das Wesen des kapitalistischen Produktionsprozesses und seine Kapitaldefinition steht in deutlichem Zusammenhang mit dem dabei erzielten Resultat⁷. Nicht um das Wort „Kapital“ handelt es sich daher, sondern um eine Gruppe von Tatsachen, um deren Wesen die Diskussion sich bewegt, deren Substrat aber immer dasselbe ist. Man denkt dabei stets an etwas Bestimmtes, das man mehr oder weniger klar schaut und über das man sehr verschieden denkt, das aber nicht beliebig ist.

Doch hat der Streit unzweifelhaft seine terminologische Seile. So ist es nicht leicht, die terminologischen Festsetzungen von auf materiellen Ansichten beruhenden terminologischen Tendenzen zu scheiden. Bald tritt das eine, bald das andre mehr hervor. Manche Autoren haben auf die materielle Seite der Sache fast verzichtet und können sich dann freier bewegen. Dieselben kamen schließlich dazu, auf einen einheitlichen Kapitalbegriff keinen Wert zu legen (z. B. Marshall, v. Philippovich⁸, v. Schmoller). Es ist nun wichtig, diese Art von Kapitalbegriffen von den andern zu unterscheiden. Sie hat dazu beigetragen, die Zahl derselben zu erhöhen, ohne daß dadurch das uns interessierende Problem kompliziert würde, da in denselben keine Theorien liegen. Wir können den Ausführungen ihrer Vertreter, diese können den unsern zustimmen. Auch unter jenen Autoren, die nur einen Kapitalbegriff als zweckmäßig anerkennen, gibt es solche, die sich desselben lediglich als eines Namens für prinzipiell beliebige Dinge bedienen (z. B. Walras, Gossa). Auch von ihnen sehen wir ab.

Die meisten Theoretiker wollen also bewußt und unbewußt mehr als bloß einen Begriff festsetzen, sie wollen ein Phänomen erfassen,

⁷ Eine wirkliche willkürliche Wahl trifft er nur zwischen Zwischenprodukten und dem Genußgütervorrat.

⁸ Zum Teil sagt v. Philippovich vom Vermögen das aus, was wir vom Kapital behaupten.

ein Problem lösen. Schon daß sich viele namentlich ältere Kapitaldefinitionen als Korrekturen der populären Verwechslung von Geld und Kapital geben, beweist das. Und im Gegensatz zu Knies können wir behaupten, daß es keineswegs immer verschiedene Phänomene waren, an die die Theoretiker bei ihren das Kapital betreffenden Ausführungen dachten, sondern daß es sich dabei viel eher um Versuche handelte, ein und dasselbe Phänomen, wenn auch immer von verschiedenen Standpunkten zu erfassen und zwar dasselbe, an das auch wir denken. Das soll sich aus den folgenden Bemerkungen ergeben. Wir wollen den gründlichen dogmengeschichtlichen Darstellungen von v. Böhm-Bawerk, Knies, Fisher u. a. nicht eine neue hinzufügen⁹, sondern nur zeigen, daß es in der Lehre vom Kapital eine Entwicklung nach unsrer Auffassung hin gibt. Dabei ist festzuhalten, daß es sich uns um das Kapitalphänomen in des Worts moderner Bedeutung handelt. Das Wort ist alt und hat früher wesentlich andres bezeichnet. Heute können wir mit Definitionen wie „capitale dicitur omne bonum quod possidetur“ nichts anfangen, und es hätte für uns keinen Zweck, auch diese einzubeziehen. Dem Kapital entspricht nichts in der vorkapitalistischen Wirtschaft und wenn auch so gut wie alle Theoretiker anderer Ansicht sind, so denken sie doch immer vornehmlich an die Erscheinungen der Wirklichkeit um uns.

Wir wollen die Kapitalbegriffe in Gruppen teilen nach dem Kriterium ihrer Entfernung von unsrer Auffassung und für jede Gruppe Beispiele anführen. Zunächst gibt es Kapitalbegriffe, die direkt das Moment der Kaufkraft enthalten. So hat, wie schon hervorgehoben, C. Menger, nachdem er früher einen „sachlichen“ Kapitalbegriff gebildet hatte, später einen dem unsern ganz nahestehenden aufgestellt¹⁰. Die noch bestehenden Differenzen zwischen diesem und dem unsern müßten überbrückbar sein. Die beiden Nuancierungen des Kapitalbegriffes (p. 40), die Menger unterscheidet, fallen für uns zusammen. Vor allem ist es wichtig, daß Menger nachweist, daß der Praktiker keineswegs immer Kapital und Geld „verwechsle“ — in dem Sinn, in dem das ein Vorwurf wäre — und daß er anerkennt, daß das Kapital, einmal auf Produktionsmittel ausgegeben, als solches nicht mehr vorhanden sei. Allerdings knüpft er an jenes Element des Inhalts seines Kapitalbegriffes, das aus in Geld kalkulierten Vermögensbeständen zusammengesetzt ist, Ausführungen, die vermuten lassen, daß sich hier sein Weg von dem unsern trennt, wie denn überhaupt eine völlige Übereinstimmung in

⁹ Eine neue Arbeit dieses Charakters von W. Jacoby ist wenig befriedigend.

¹⁰ Conrads Jahrbücher XVII. Band.

diesem Punkt auch eine Übereinstimmung in dem ganzen in diesem Buch dargestellten Gedankengang voraussetzen würde, denn nur innerhalb desselben hat unser Kapitalbegriff den Sinn, den wir ihm zu geben wünschen. Aber Menger hat jedenfalls das Eis gebrochen, das einen solchen Kapitalbegriff schon von ernstlicher Diskussion ausschließen würde. Ich kann heute mit besserer Hoffnung auf Gehör Dinge sagen, die vor Mengers Publikation zu sagen mit Rücksicht auf das festgefügte Vorurteil gegen jede solche Auffassung unmöglich gewesen wäre¹¹.

Ganz auf demselben Boden wie wir steht F. B. Hawley¹². Er erblickt das Wesen des Kapitals ganz wie wir in dem Moment der Kaufkraft und stellt das Kapital ganz wie wir zwischen den Unternehmer und die Produktionsmittel. Aber vor allem ist auf die ja allgemein bekannten Arbeiten Mc Leods hinzuweisen. Der Leser hat ein Recht sich zu wundern, daß ich diesen Autor nicht früher nannte. Der Grund dafür ist, daß es sehr mißlich ist, diesen in der Theorie verfehmt Namen zu zitieren¹³. Und so gern ich einem viel verkannten Mann sein Recht gebe, so sehr muß ich mich beeilen zu betonen, daß ich ganz unabhängig, auf ganz anderm Weg und zu ganz andern Zwecken gleich ihm zu dem Resultate kam, daß Kapital in bestimmtem Sinne Kaufkraft ist. Mit seinem andern Kapitalbegriff — Kapital als aufgehäuften Arbeit — haben wir nichts zu tun. Als Mc Leods Verdienst wird aber stets anerkannt werden müssen, daß er die Tatsache der Kaufkraftschaffung als ein wesentliches Element unserer Organisation des Wirtschaftslebens erkannte, wengleich er

¹¹ Mengers Kapitalbegriff wurde vielfach mit Beifall aufgenommen. Vgl. die Äußerungen von v. Philippovich, v. Schmoller, Lexis u. a. darüber.

¹² *Enterprise and the Productive Process* 1907. Wenn der in Diskussion stehende Punkt wichtig genug dazu ist, so muß ich die Priorität für diese Auffassung vom Wesen und der Stellung des Kapitals entschieden Hawley zubilligen, wengleich ich sie ihm nicht entlehnte. Der Gedanke liegt zweifellos in der doktrinellen Entwicklung unsrer Tage.

¹³ Es ist merkwürdig, wie ungenerös — vgl. z. B. Roscher und Knies — die herrschende Theorie gegen ihn war. Zum Teil ist es ja verständlich. In den Einzelheiten des Gedankenganges begeht er oft Fehler, die einen Anfänger diskreditieren würden. Auch ist nicht zu leugnen, daß weder seine juristischen Ausführungen noch sein ganzer Ton einen besonders günstigen oder vertrauenerweckenden Eindruck machen. Zum andern Teil ist es aber sehr ungerecht gewesen, sein Verdienst lediglich auf seine Arbeiten über das Bankwesen zu beschränken. Er war ein sehr origineller Denker. So war er bekanntlich einer der klarsten Vorläufer der psychologischen Werttheorie. So hat er den exakten Charakter der reinen Ökonomie vor Walras erkannt. Ihm schadete vielleicht ein wenig empfehlender Erfolg am Beginne seiner schriftstellerischen Tätigkeit: Die Regierung Napoleons III. ließ seine „Elements“ verbreiten! Aber weder das noch das Falliment der von ihm geleiteten Bank ist ein wissenschaftliches Gegenargument.

mit dieser Erkenntnis weiter nicht viel angefangen hat. Diese Tatsache findet heute überhaupt immer mehr Berücksichtigung. So begegnet man ihr im Zusammenhang mit dem Kapitalbegriff unter anderem bei Davenport—Value and Distribution — und Vehlen—Theory of Business Enterprise. Hier ringt sie um Anerkennung. Hier ist sie vorhanden und innerhalb des Gesichtskreises des Theoretikers. Nur findet sie nicht ihre analytische Erfassung¹⁴.

Wir kommen nun zu einer andern Gruppe von Kapitalbegriffen, die zwar vom unsern wesentlich verschieden sind, aber, so meine ich, nach derselben Bichtung hinstreben. Fast könnte man glauben, daß ihre Autoren nur deshalb nicht einfach die Kaufkrafttheorie des Kapitals predigen, weil dem das Anathem der Theorie entgegensteht und sie eine besondere Funktion der Kaufkraft nicht sehen. Das ist die Gruppe der unkörperlichen oder „abstrakten“ Kapitalbegriffe. Sie ist so alt wie die der körperlichen. Sie wurde stets beföhdet und hat sich doch stets erhalten und immer eine gute Anzahl von Anhängern gehabt, die heute in kräftiger Zunahme begriffen ist. Allerdings ist es oft schwer zu sagen, ob ein bestimmter Autor mit seinem Begriff Ernst zu machen bereit wäre oder ob derselbe nichts weiter ist als eine Breviloquenz. Aber es gibt genug, bei denen kein Zweifel besteht. Wir wollen unsre Gruppe noch weiter teilen in Auffassungen, die das Wesen des Kapitals darin sehen, eine Wertsumme zu sein und in eine Auffassung, die darin „abstrakte Produktivkraft“ sieht.

Ein zweifelsfreies Beispiel für die erste Auffassung bietet Tuttle¹⁵. Während andre Autoren das Kapital nur gelegentlich als Wertsumme bezeichnen — wie Turgot, Say, Hermann, Courcelle-Seneuil, Storch, Neurath, Molinari u. a. — oder sich um diese Auffassung gleichsam herumdrücken, wie z. B. Fetter, so erklärt Tuttle¹⁶ das Kapital klar und unzweideutig als einen Fond von Wert, ausdrückbar aber nicht bestehend in Geld, ohne Rücksicht auf seine besondere Güterform und seine konkrete Verwendung. Wie über alle „abstrakten“ Kapitalbegriffe hat sich v. Böhm-Bawerk — Kapital II, Bd. 2. Auflage p. 62, 3. Auflage p. 100 — auch über diesen mit besonderer Schärfe ausgesprochen. Und in der Tat erhebt sich die Frage: Wie ist es möglich, daß die Werte irgendwelcher Güter als etwas Selbständiges erscheinen? Der Wert läßt sich ja von dem gewerteten Objekt nicht trennen. Man kann unmöglich mit dem Gute etwas und

¹⁴ Wollten wir vollständig sein, so müßten wir noch viele Namen nennen. Anklänge finden sich dann z. B. bei v. Komorzynski, v. d. Borgh, Wittelshöfer.

¹⁵ The real concept of capital, Quarterly Journal of Economics 1904.

¹⁶ Mit dem übrigen Inhalt der Kapitaltheorie Tutttles, der sich ganz von unserm Wege entfernt, haben wir nichts zu tun.

mit seinem Werte etwas andres beginnen. Wohl kann man sich seinen gesamten Güterbesitz als eine Wertgröße vorstellen, aber das hat weiter keine Bedeutung. So scheint diese Kapitaldefinition schlechthin keinen Sinn zu haben.

Und doch hat sie einen, und zwar nach zwei Richtungen hin. Wenn man die Werte der einer bestimmten Produktion gewidmeten Güter mit dem Werte der Produkte vergleicht, so ergibt sich daraus der Erfolg der Produktion. Die aufgewendeten und die erzielten Güter selbst kann man aber nicht vergleichen. Die Funktion der Rechenform ist eine Funktion des Güterwerts, die nicht von den Gütern selbst ausgefüllt werden kann. Und sieht man im Kapital eine Rechenform, so hat es wohl gesunden Sinn, den Begriff des Kapitals auf die Werte von Gütern zu stellen. Der Leser weiß, daß wir das nicht tun. Aber es läge kein Fehler darin, vielmehr das Bestreben, eine Funktion zu erfassen, die, wie wir sahen, das Kapital tatsächlich erfüllt. So kommt diese Auffassung denn einfach auf unsre zweite Funktion unsres Kapitalbegriffes hinaus. Aber ebenso verhält es sich mit der ersten Funktion. Es ist eben Geld, Kaufkraft, was hier eine Rolle spielt, allerdings eine von diesen Schriftstellern nicht näher untersuchte Rolle, aber doch die einzige, die jene „Wertgröße“ außer der erwähnten noch haben kann. Und soll sie dieselbe haben, so führt das auf den Verkaufswert und so in die Mengersche und endlich in unsre Auffassung. Diese Wertgröße ist also eine potentielle Geldsumme und in dieser Eigenschaft treffen sie v. Böhm-Bawerks Einwendungen nicht. Wir sehen: Diesem Kapitalbegriff liegen Gedanken zugrunde, die unsern sehr verwandt sind.

Aber Ähnliches gilt für den andern Kapitalbegriff, den wir noch in diese Gruppe einschließen, obgleich er nicht so einfach als eine Wertgröße zu bezeichnen ist. Es ist der Professor Clarks. Das Kapital ist nach ihm ein bleibender Fonds von Produktivkraft, der aus in einem steten Strome wechselnden konkreten Produktivgütern besteht, wie ein Fluß aus stetig wechselnden Wassertropfen. Diese Konstruktion soll zwei Dinge zum Ausdruck bringen: Erstens die Tatsache, daß das Kapital nicht zugrunde geht, wie die produzierten Produktionsmittel und Rohstoffe, sondern sich erhält. Zweitens die Tatsache, daß es unleugbar etwas von diesen Gütern Verschiedenes ist, das bis zu einem gewissen Grad eine Sonderexistenz führt. Ohne auf die Einzelheiten dieses Gebildes eingehen zu wollen, das Clark nach den Bedürfnissen seiner ganzen Theorie und namentlich seines Schemas des produktiven Vorganges ausgestaltet, müssen wir hier hervorheben, daß jene beiden Grundgedanken in unsrer Richtung liegen. Was sich erhält, oder besser was festgehalten wird, ist jene

Summe von Recheneinheiten, welche das einer Produktion gewidmete Kapital messen, eine Rechenform, die auch für das System von Forderungen, das über die Verteilung des Produktionserlöses entscheidet, maßgebend ist. Und jene Sonderexistenz des Kapitals bringt eben jene Tatsache zum Ausdruck, an der kein Praktiker zweifelt, jenen Unterschied, den jedermann zwischen Kapital und Güterbesitz macht. Es ist das eine Anerkennung des Umstandes, daß dem Kapital als solchem, unterschieden von irgendwelchen Gütern, eine besondere Funktion zukommt, daß es ein Agens ist, dessen Rolle von irgendwelchen technischen Produktionsgütern nicht übernommen werden kann. Nur über die Natur dieser Funktion ist Professor Clark mit uns nicht einig. Die Differenz liegt schon darin, daß er ihm eine statische Funktion zuweist. Täte er das nicht und würde er seine dynamische Rolle betrachten, so würde sich die Definition dieser Funktion als Hebel zur Abänderung der Produktionsrichtung, die Definition des Kapitals als eines Mittels, die Güterwelt zu beherrschen, von selbst ergeben. Und von selbst würde dann dieses Kapital mit Geld zusammenfallen — was Clark jetzt energisch ablehnt. Trotzdem wird dieser Konstruktion stets der Ruhm bleiben, eine neue Auffassung angebahnt zu haben. Ihr Erfolg war denn auch ein bedeutender.

Aber auch „körperliche“ Kapitalbegriffe haben oft eine Verwandtschaft mit dem unsern, wenngleich sie die Funktionen, die wir für wesentlich halten, nur unvollkommen erfassen oder auch ganz von der Gruppe von Tatsachen abbiegen, die bei uns im Vordergrund steht. Hierher gehört z. B. der Kapitalbegriff Jevons'. Wenn das Kapital ein Subsistenzmittelfonds ist und sich derjenige, der fertige Genußgüter besitzt, dafür Produktivmittel verschaffen kann — vor allem also Arbeit und Bodenleistungen, dann aber auch andre bereits vorhandene Produktivgüter —, so herrscht er gleichsam über dieselben. Er vermag sie namentlich auch „neuen Kombinationen“ dienstbar zu machen. Obgleich Jevons diese Funktion der Abänderung der volkswirtschaftlichen Produktionsrichtung nicht hervorhebt, so ist doch klar, daß sie sich mittels dieses Begriffes durchführen läßt. Für denjenigen, der produzieren will, kommen die Genußgüter nur in der Eigenschaft von Kaufkraft in Betracht, und dieses Moment nähert diesen Kapitalbegriff dem unsern und unterscheidet ihn von allen jenen, die die zur Produktion technisch nötigen Güter Kapital nennen und dadurch einen wichtigen Vorgang, nämlich jenen, durch den der Unternehmer sie sich beschafft, überschatten oder entstellen, eben jenen, in dem das Wesen des Kapitals und die Quelle des Zinses liegt. Wenn wir diesen Kapitalbegriff uns nicht zu eigen machten,

so liegt das weniger daran, daß er die Rolle des Kapitalaspektes als Rechenform übersieht, sondern vielmehr daran, daß er uns unwirklich scheint und ohne Not uns dazu zwingt, an Stolle einfacher Beschreibung wirklicher Vorgänge eine Konstruktion zu setzen, die uns nichts Wesentliches lehrt. Ist denn der Kapitalist ein Besitzer von Genußgütern? Und wenn nicht, warum annehmen, daß er es sei, wenn wir auch ohne diese Annahme ganz gut auskommen?¹⁷

v. Röhm-Bawerk steht diesem Kapitalbegriffe nahe. Er legt sich die Frage vor, ob er Genußgüter oder produzierte Produktionsmittel Kapital nennen solle. Allerdings entscheidet er zugunsten der letztern Alternative, aber nur aus Gründen terminologischer Zweckmäßigkeit. Täte er das nicht, so würde hier eine enge Berührung mit unsrer Theorie hervortreten: Der Besitzer von Subsistenzmitteln kauft Produktivgüter dafür und verwendet diese, ganz in unserm Sinne, zu neuen Kombinationen. Nur daß diese Kombinationen bei Böhm lediglich in dem Schema der Verlängerung der Produktionsperiode zum Ausdruck kommen.

Auch andre Anklänge an unsern Standpunkt finden sich. So führt Brentano aus, daß Grund und Boden heute Kapital sei. Warum sollte Grund und Boden seinen Charakter verändert haben? Nun, mit dem Wegfallen der gesetzlichen Beschränkungen des Besitzwechsels und mit dem Eintritte lebhafterer wirtschaftlicher Bewegung auch in den Kreisen der Grundbesitzer wurde es mehr und mehr üblich, auch Grund und Boden unter dem Gesichtspunkt seines Geldwertes, seiner Kaufkraft zu betrachten. Und eben dieser Umstand veranlaßt Brentano zu seiner Behauptung. Er muß also hierin ein wesentliches Charakteristikon der Kapitaleigenschaft eines Gutes sehen. Wenn man sich unsrer Ausführungen darüber erinnert, welchem Zwecke diese Kaufkraft prinzipiell allein dienen kann, so werden wir in dieser Auffassung unschwer eine Ähnlichkeit mit der unsern entdecken und Brentanos Meinung dahin formulieren, daß Grund und Boden heute Macht über Produktionsmittel überhaupt repräsentiere — wenigstens indirekt durch das Medium des Kapitals in unserm Sinne.

¹⁷ Die alte Kontroverse, ob die Unterhaltsmittel der Arbeiter „Kapital“ seien, in der Jevons so radikal Partei nimmt, ist für uns überhaupt interessant. Besonders jene Autoren, die sagen, daß diese Unterhaltsmittel in der Hand des Kapitalisten Kapital seien, in der Hand des Arbeiters aber nicht, müssen offenbar zugeben, daß der Kapitalcharakter eines Gutes nicht von seiner technischen Natur abhängt — und das ist schon ein Schritt nach unsrer Richtung. Fast jeder Autor fühlt sich gedrängt, im Kapital noch etwas andres zu sehen, als eine bestimmte Art von Gütern. Doch kann die Sache hier nicht erschöpfend behandelt werden.

Auf dieses Moment der Kaufkraft stoßen wir öfters, wenngleich es niemals tiefer verfolgt wird. Aber es ist vorhanden und bestimmt, früher oder später an das Licht der Analyse zu kommen. Ähnliches steckt mitunter in den Definitionen privatwirtschaftlichen Erwerbskapitals, obgleich man hierbei schon von feststehenden Ansichten über die Rolle des Kapitals ausgeht, mit denen die unsre kaum etwas zu tun hat — ebenso wie alle die Präzisierungen der produktiven Rolle des Kapitals schon unter dem Einflüsse des Kapitalbegriffes selbst stehen und daher nur deduktiven Charakter haben. Wir gingen umgekehrt vor und können nicht erwarten, daß wir zu demselben Resultate kommen wie eine Deduktion, die von Obersätzen ausgeht, die wir für verfehlt halten.

Und doch drängt sich gar oft der Gedanke auf, daß in alledem oft nur — wie wir glauben — unrichtige Erfassung einer und derselben Erscheinung liege, des Phänomens der Geldmacht, welche charakteristisch den Landinteressen und den Arbeitsinteressen gegenübersteht. Von dieser großen Trias, die die Wirklichkeit uns darstellt, ging man aus und von der Dreiteilung des Produktionsertrages unter ihre Glieder. Die Rolle und das Wesen jener Geldmacht aber bedurfte der Erklärung, und diese fand man in Gütern, die jenem Geldausdrucke zugrunde liegen sollen. Und erst als man sich auf diesem Holzwege weit von der Wirklichkeit wegverirrt hatte — auf der Flucht vor der Charybdis des Geldproblems und der sich daran anschließenden populären Mißverständnisse war man in die Scylla einer grundfalschen und wirklichkeitsfremden Konstruktion geraten —, gaben manche alle Hoffnung auf sachliche Einigung auf, erklärten, daß der Streit nur ein terminologischer sei und stellten ihrerseits Kapitalbegriffe mit völliger Freiheit auf. Das war die Sachlage, als Menger der Diskussion einen neuen Impuls erteilte.

Alle Definitionen z. B., die das Wesen des Kapitals nicht in einer bestimmten technischen Natur gewisser Güter erblicken, sondern in einem bestimmten Aspekte, in den Dispositionen der wirtschaftenden Menschen, haben gewiß etwas mit der unsern gemein. Sieht man etwa das Charakteristiken in der Beziehung zum Erwerbe — wie Mill, Dietzel, Schäffle — oder in der Verwendung für die Zukunft — wie besonders Knies —, so schwebt dabei sicher etwas vor, das auch uns naheliegt. Auch wir erblicken im Kapitale etwas, das dem Erwerbe dient, auch etwas, was eine künftige Produktion ermöglicht. Die Differenz liegt hier in der ganzen Anlage des theoretischen Bildes der Wirklichkeit. Während alle diese Auffassungen davon ausgehen, daß die Erwerbsfunktion wie die Funktion als Produktionsmittel in der Zukunft nur von Gütern erfüllt werden kann, und daraus als

selbstverständlich deduzieren, daß das Kapital aus Gütern bestehen müsse, betrachten wir uns die Sache näher und finden, daß es ein Agens gibt, das vor dem Beginne der technischen Produktion wirkt und nennen dieses „Kapital“. Man kann daher vielleicht sagen, daß es sich hier um verschiedene Erfassungen ein und derselben Tatsache handelt. Vielleicht noch mehr: Es könnte sogar sein, daß auch diese Autoren stets zunächst an eine Geldsumme dachten und mit ihrer Kapitaldefinition die Frage beantworten wollten, was denn unter diesem Geldschleier verborgen ist. Wenn man, wie die meisten Nationalökonomien, der Ansicht ist, daß im Gelde nichts Wesentliches oder Selbständiges liegen kann, so schiebt man gleichsam von selbst diesen Schleier weg und will Güter darunter finden. Da bieten sich denn jene dar, welche für dieses Geld gekauft werden. Und diese nennt man dann Kapital. Warum tun wir nicht dasselbe — wenn das Geld doch nur zum Ankaufe von Gütern verwendet wird, warum nicht dann diese Güter Kapital nennen? Einfach weil dadurch ein wesentlicher Vorgang übertüncht werden würde, ein Vorgang, der zum Verständnisse der kapitalistischen Wirtschaft nötig ist. In diesen Kapitalbegriffen liegt immer schon ein Versuch einer Analyse, ein Ansatz zu einer Problemlösung. Mit ihrer Aufstellung werden gewisse Dinge ans Licht gerückt, andre in den Schatten gestellt. Und wir kreieren einen andern Kapitalbegriff, weil uns eben die in jenen Auffassungen zum Ausdruck kommende Analyse unzutreffend oder doch unvollständig erscheint. Das Ziel und der Zweck unsres Gedankenganges sind aber ganz dieselben, wie die jener Autoren.

Etwas Ähnliches läßt sich bezüglich jener Kapitaldefinition sagen, die alle Güter einschließt. Von einem Standpunkte gesehen, bedeutet sie einfach den Bankrott der „materiellen“ Kapitalbegriffe: Sie zeigt, wie haltlos das Definiens derselben sein muß, wie es auf eine schiefe Ebene führt, auf der es kein Halten gibt. Aber von einem andern Standpunkte aus geht sie ein Stück weit in unsrer Bahn. Alle wirtschaftlichen Güter haben Kaufkraft, für alle kann man sich Kapital verschaffen — sie alle also repräsentieren sozusagen potentiell Kapital. Oder anders: Güter jeder Art bedarf man zur Produktion, was besonders dann hervortritt, wenn man die Zahlungsmittel ganz unberücksichtigt läßt und annimmt, daß die produktiven Ankäufe von Arbeit und Bodenleistungen gegen Genußgüter erfolgen. Güter jeder Art also sind „Kapital“. Auch der Unterschied dieser Auffassung gegenüber der unsern liegt nur in der theoretischen Abbildung des Geschehens: Während jene Theoretiker ihre Betrachtung von dem Momente beginnen, wo man — außer etwa Boden und Arbeit — alle zur Produktion nötigen Güter schon besitzt, setzen

wir etwas früher ein und betrachten auch die Art, wie sie sich der Unternehmer verschafft. Für jene bedarf man — es spielt hier ein sozialwirtschaftlicher Gesichtspunkt in die rein privatwirtschaftlichen Vorgänge der kapitalistischen Wirtschaft — doch nichts anderes als Güter, für diese braucht man nach unsrer Auffassung vor allem Zahlungsmittel. Keiner jener Theoretiker würde das ex professo leugnen. Nur sieht man nichts Wesentliches oder besonders Interessantes in diesem Vorgange. Nur auf die technische Produktion legt man Gewicht, und eben dadurch wird man genötigt, das Wesen des Kapitalphänomens dorthin zu verlegen. Aber auch die Vertreter dieser Richtung wollen dasselbe erfassen wie wir. Der Unterschied liegt nur darin, daß wir bei der Geldsumme, als die das Kapital sich darstellt, stehen bleiben und in dieses Phänomen eindringen, während jene nichts von Bedeutung darin sehen und glauben, darunter ohne weiteres eine Gütermasse zu erblicken, auf die allein es ankomme.

Geradezu von der Mehrzahl der Kapitalbegriffe könnte man Ähnliches sagen. Wenn sich z. B. Hermann so sehr bemüht, die ökonomische Fortdauer produktiver Verbrauchsgüter hervorzuheben, so ist es klar, daß er damit die Tatsache des Nichtzugrundegehens des Kapitals in der Produktion theoretisch erklären, in die Theorie einführen will. Er denkt an das buchhalterische Kapital, das nicht „verbraucht“ wird. Und da es ihm selbstverständlich ist, daß es die Theorie nicht mit Rechnungs- oder Kreditoperationen, sondern nur mit den ihnen zugrunde liegenden Gütern zu tun haben kann, so sucht er etwas Analoges bei den Gütern zu finden. Wir interpretieren den Vorgang anders, wie wir glauben, wahrer und einfacher, aber dem Ziele nach sind wir „in einem Boote“ mit weitaus den meisten Ökonomen, und fast immer leuchten jene Momente, die wir systematisch zur Grundlage nehmen, auch bei jenen auf.

Nur eine verhältnismäßig kleine Minorität hat Kapitalbegriffe aufgestellt, die das reale Kapitalphänomen ganz aus dem Auge verloren haben und lediglich terminologische Zwecke mittels der so gewonnenen Freiheit verfolgt. Namentlich jene gehören hierher, die etwa Staat, Tugend usw. zum „Kapital“ nehmen. Auch diese Kapitalbegriffe haben ihren Sinn¹⁸. Doch liegen sie völlig abseits von den Wegen zu den Kapitalproblemen. Bei ihnen hat die Art, wie die Sache in der Wissenschaft behandelt wurde, wirklich die Frucht getragen, daß alle Richtpunkte verloren gingen und die Kapitaltheorie völlig degenerierte.

Es ist ferner nötig, auf einen wichtigen Berührungspunkt unsrer Kapitaltheorie mit der Marx' hinzuweisen. Marx sieht das Charakte-

¹⁸ Vgl. darüber „Wesen“ II. Buch

ristikon des Kapitals bekanntlich darin, daß es als „Ausbeutungsmittel“ des Arbeiters dient, und zwar beruht diese „Ausbeutung“ offenbar darauf, daß der Unternehmer — den Marx allerdings entsprechend der klassischen Auffassung mit dem Kapitalisten zusammenwirft — sich die Herrschaft über die Kraft des Arbeiters verschafft, v. Böhm-Bawerk hat nun hervorgehoben, daß dasselbe auch für die Bodenleistungen gilt, und von unserm Standpunkte ist hinzuzufügen, daß alle technischen Produktionsmittel in demselben Falle sind. Unsere Übereinstimmung mit Marx reicht also nicht sehr weit, da dieser ja auf die Trennung des Arbeiters von den sachlichen Produktionsmitteln den Hauptton legt und die letztern zu Ausbeutungsmitteln der ersten werden läßt. Auch deutet der Ausdruck „Ausbeutung“ nach einer andern Richtung als der unsem. Aber schließlich ist doch der Grundgedanke der, daß das Kapital wesentlich das Herrschaftsmittel über die Produktion sei, und dieser Gedanke ist ganz der unsre. Er beruht ferner auf Tatsachenbeobachtung, und wenn auch Marx aus dieser Beobachtung Schlüsse zog, denen wir nicht beistimmen, und wenn er auch jenen Grundgedanken unrichtig präzisierete, ja, bei seiner Ausgestaltung völlig auf Abwege geriet, so gibt es hier doch einen Punkt, an dem sich unsre Auffassung mit der seinen berührt — und mit allen jenen, die von der seinen mehr oder weniger beeinflußt werden.

Noch einer andern Art von Anklängen an unsre Betrachtungsweise müssen wir hier gedenken. Schmoller hat meines Erachtens zutreffend hervorgehoben (Grundriß II, p. 171), daß der Mengersche Kapitalbegriff nicht nur wirklich der der geschäftlichen Praxis sei, sondern auch von den Theoretikern immer wieder angewandt werde. Wir glauben das auch von dem unsern sagen zu können. In der Tat mögen uns die Nationalökonomien ex professo noch so sehr desavouieren, ja einer oberflächlichen Auffassung, sogar einer anathemisierten „populären Verwechslung“ zeihen, de facto stimmen sie uns wider Willen ganz erstaunlich oft zu. Nur wenige Beispiele seien angeführt für diese definitionswidrige Verwendung des Kapitalbegriffes, die mit der unsern ganz übereinstimmt. Dabei tritt auch der Differenzpunkt scharf hervor.

Schon Altmeister Smith können wir hier zitieren: Er nennt sicherlich Güter selbst Kapital, und nicht das Geld, um das sie der Unternehmer angekauft hat. Aber dann spricht er doch wiederholt davon, daß Kapital auf verschiedene Güter ausgelegt wird. Das aber kann sich nur auf Kapital in unserm Sinn beziehen, wie schon v. Komorzynski (Kredit, p. 163) hervorgehoben hat. Freilich sagt v. Komorzynski weiter, daß man dennoch aus vielen Stellen sehe, daß Smith

nur die gekauften Güter als Kapital aufgefaßt wissen wollte. Er kann sich z. B. auf Band II der Ausgabe, Edinburgh 1809, p. 118, berufen: „What the borrower really wants and what the lender really supplies him with is not the money but the money's worth or the goods which it can purchase.“ Aber was heißt das? Gewiß, Geld wird nicht konsumiert, sondern zum Kaufe verwendet. Aber deshalb wird eben doch Geld geliehen¹⁹ und nicht „really the goods which it can purchase“. Nimmt man das an, so entstellt man den Vorgang. Und kann gezeigt werden, daß diese Ausschaltung des Geldes wirklich einen wesentlichen Mangel des theoretischen Bildes bewirkt, daß die Fiktion, der Unternehmer leihe sich die Güter selbst aus, die er braucht, etwas Wesentliches aus dem gedanklichen Bild der wirklichen Vorgänge ausscheidet, so empfiehlt sie sich eben nicht. Und dann wird man erstens nicht mehr der Ansicht sein können, daß das Geld keine Rolle spiele, die beachtet werden müßte, und zweitens wird man die Frage, ob jenes Geld oder die dafür gekauften Güter Kapital seien, ernster nehmen müssen. Von da ist es nur ein Schritt zu unsrer Auffassung, daß die Frage für den Kreislauf irrelevant, in der Entwicklung aber wesentlich sei. Auch der Schlüssel zum Kapitalproblem liegt in der klaren Scheidung von Kreislauf und Entwicklung. Ihr Fehlen erklärt, daß Smith wie seine Nachfolger die Bedeutungslosigkeit des Geldes nachweisen zu können glauben, gelegentlich aber dann doch diesen Nachweis nicht konsequent festzuhalten vermögen.

Ähnlich steht es bei Ricardo. Eine von den vielen Stellen, die wir zitieren könnten, lautet — ed. Mc Culloch, 1881, p. 47 —: „Whilst every man is free to employ his capital, where he pleases, he will naturally seek for it that employment which is most advantageous; he will naturally be dissatisfied with a profit of 10 per cent, if by removing his capital he can obtain a profit of 15 per cent.“ Woran denkt Ricardo da? An Werkzeuge, Rohmaterialien, Genußgüter für Arbeiter? Aber kann man denn diese so ohne weiteres ändern Verwendungen zuführen? Doch sicher nur zum Teil und mit Verlusten. Und wenn man solche Güter verkauft, um andre zu erwerben, so ist auch das — und zwar notwendig, wie man leicht sieht — mit Verlusten verbunden. Auch wird dadurch das Sachkapital ein andres: Nicht dieses Kapital hat eine andre Verwendung aufgesucht, sondern es ist ein andres erworben worden. Das alte ist aufgegeben worden. Was eine andre Verwendung aufsuchen kann, ist lediglich Kaufkraft.

¹⁹ Wenn ich ein Gewehr kaufe, so bezahle ich gewiß eigentlich die Jagdbeute, die ich damit machen werde: Deshalb aber ist der Kauf eines Gewehres noch lange nicht identisch mit dem Kaufe der Hirsche, die ich zu schießen hoffe.

Kaufkraft ist auch das einzige, was vom alten Kapital erhalten bleibt, was derjenige, der eine bestimmte Branche verlassen will, sich für seinen Gütervorrat verschaffen kann. Die Operation führt nicht nur durch Geld als neutrales Medium hindurch, sie führt auf die Kaufkraft als einen Faktor wesentlicher Vorgänge. Ricardo freilich stellt sich in der zitierten Stelle auf den Standpunkt noch nicht investierten Kapitals. Aber worin besteht denn dieses? v. Böhm-Rawerk sagt — in Übereinstimmung mit Ricardo —: Man spart an der Konsumtion, erspart dadurch Produktivkräfte, und diese wendet man dann zu neuen Produktionen an. Aber werden diese Produktivkräfte, die man ersparen kann, gerade jene sein, deren man bedarf? Und ist es nicht Tatsache, daß man durch das Medium des Kreditgeldes sich Produktivgüter verschaffen kann, ohne zu sparen, ohne selbst zu sparen und ohne daß irgend jemand „spart“? Und wenn das so ist, was hindert dann noch, einfach unsre Auffassung anzunehmen? Tatsächlich kann niemand, der jene Stelle liest, den geringsten Zweifel daran haben, daß Ricardo einfach an „Geldkapital“ denkt. Weist er doch auf die moneyed class und auf die Ranken hin. Nur auf „Geldkapital“ passen seine Ausführungen, und wenn er sich ex professo auch der Ansicht angeschlossen hat, daß dieses „Geldkapital“ im innersten Wesen aus Gütern bestehe, so desavouiert er sich doch durch die Tat, wie das offenbar auch v. Schmollers Ansicht ist. Noch immer könnte man sagen, daß in jenem Kapitalbegriff eine tiefere Analyse dieser Geld- und Kreditformen liege, als deren Resultat sich eben der erstere darstelle, als deren Resultat es sich ergebe, daß das „Geld“ nur die Oberfläche der Dinge bilde. Allein diese Analyse ist eben falsch — und dann bleibt jenes Geldkapital was es ist.

Ganz dasselbe weiter bei Mill²⁰. Er erklärt das Kapital für aus Gütern bestehend und sagt ausdrücklich, daß Geld none of the functions of capital erfüllen könne. Aber wo er von der Unterscheidung zwischen zirkulierendem und fixem Kapital spricht (I. Buch, VI. Kap., § I), erwähnt er, daß das erstere durch die Produktion verbraucht werde. Daher müsse „dieser Teil des Kapitals“ fortwährend durch Verkauf der Produkte ersetzt werden, und nachdem man es ersetzt habe, sei man genötigt, es gleich wieder auszugeben, um Rohstoffe und Arbeitsleistungen zu kaufen. Seine Funktion vollziehe es also, indem es von Hand zu Hand geht. Ja — was erhält man denn durch Verkauf der Produkte? Was ersetzt man dadurch? Was gibt man aus, um Rohstoffe und Arbeitsleistungen zu kaufen? Was geht von Hand zu Hand und verliert bald seine Kapitalqualität, um sie dann wieder zu gewinnen? Doch Geld! Mills Dar-

²⁰ Vgl. Mc Leods Kritik von Mill in der Theory of Credit I. Bd.

Stellung läßt keinen Zweifel darüber, daß es sich um etwas den Produktivgütern Gegenüberstehendes handelt. Genußgüter ferner gehen doch nicht „continually“ von Hand zu Hand.

Ich bin nicht der erste, dem das auffällt. An dieselbe Stelle hat Tchernychewsky (*l'Economie politique jugée par la Science, critique des Principes d'Economie Politique de John-Stuart Mill*, Bruxelles 1874, Tome I) eine lange Erörterung geknüpft, in der er Mill seine Inkonsequenz vorwirft. Allerdings kommt er zu dem Resultate, daß sich derselbe Sachverhalt auch „korrekt“, d. h. von seinem Standpunkte, auch mit Hilfe von Mills Kapitalbegriff ausdrücken läßt. Demgegenüber ist jedoch festzuhalten, daß das nur in der Statik möglich ist. Gewiß, wenn sich die Wirtschaft in stets gleichbleibendem Kreislaufe bewegt, so ist es möglich, an die Stelle von Geld einfach die betreffenden Güter zu setzen und vom Gelde, das da eine völlig neutrale markttechnische Rolle spielt, abzusehen. In der Dynamik aber kommt ihm eben jene wesentliche Funktion zu, die Güter aus ihren statischen Bahnen in neue überzuleiten — und diese Rolle, die einen wesentlichen Vorgang einschließt, läßt sich nicht durch jene Betrachtung eliminieren.

Nennen wir noch Mills getreuen Schüler, Fawcett (*Manual of Political Economy*, 4. Auflage, 1874). Es sei eine „current fallacy“, zu glauben, daß Kapital in Geld bestehe (p. 17). Vielmehr bestehe es in „wealth, which has been accumulated with the object of assisting production“ (ebenda und schon p. n)^{s i}. Aber bald (p. 87 und 88) spricht er von Kapitalinvestitionen. Fremden Staaten sei englisches Kapital zur Verfügung gestellt, zahllose Unternehmungen auf der ganzen Erde seien mit englischem Kapital gegründet worden. Wahr genug. Aber hat England denn Güter geliehen? Sicher nicht, sondern Zahlungsmittel, wofür dann in England aber auch in jenen fremden Ländern selbst oder sonst irgendwo Güter gekauft wurden. Besonders letzterer Fall ist interessant: Sicherlich fiel der größte Teil der Summe, die aus jenen Anleihen als Löhne gezahlt wurde, nicht englischen, sondern einheimischen Arbeitern zu, die dafür nicht notwendig englische, sondern wohl vorwiegend einheimische Genußgüter kauften. Und doch war es englisches Kapital, wie Fawcett selbst sagt. Jedoch war „englisch“ daran nur das Geld, die Kaufkraft. Wenn 100 Millionen Pfund plötzlich für die Baumwollindustrie nötig würden, sagt Fawcett, so könnte man sie leicht durch Ein-

²¹ Er sagt übrigens schon p. II, daß der Unternehmer Geld zu Lohnzahlungen brauche. Braucht er aber Kaufkraft für Lohnzahlungen, so braucht er sie auch zum Ankauf von Bodenleistungen.

schränkung der auswärtigen Investitionen beschaffen²². Was könnte man beschaffen? Geld und nichts andres. Er sagt weiter, daß die Zahlung der französischen Kriegsentschädigung im Jahre 1871 Frankreich Kapital entzog, das in revising the various branches of industry hätte verwendet werden können. Diese Summe bestand aber größtenteils aus Kreditinstrumenten. Und so geht es weiter. Im X. Kapitel des III. Buches sagt Fawcett erst, daß es keinen Sinn habe, zu sagen, daß Kredit Kapital schaffe, gleich darauf aber, daß die Depositenausweise der Banken illustrate the extent to which credit increases the capital of a country. Wenn er von Zeit zu Zeit versichert, daß man mit Kredit keine Arbeiter ernähren könne, so werden wir ihm gewiß nicht widersprechen. Wohl aber werden wir hervorheben, daß er, wenn er nicht ex professo von Kapital spricht, selbst immer an Dinge denkt, die weder Arbeitern als Nahrung noch Fabriken als technische Produktionsmittel dienen können.

Für unsre Zwecke genügt das. Es genügt, um unsre Auffassung von Wesen und Funktion des Kapitals zu charakterisieren und dem Leser zu zeigen, daß wir nur aussprechen, was schon seit langem der Präzisierung harret. Schon Cairnes hat gesagt: „The existence of a large amount of capital in commercial countries in disposable form, or, to speak less equivocally, in the form of money or other purchasing power (von mir unterstrichen), capable of being turned to any purpose required, is a patent and undeniable fact.“ McLeod hat dieses Faktum scharf hervorgehoben. Sidgwick, Bagehot und Bonamy Price gehören zu jenen, die es der Theorie erhalten haben, obgleich die herrschende Auffassung es stets abzustreifen suchte. Ich habe nur die Bolle dieses Kapitals präzisiert und gezeigt, daß mit dieser Tatsache das ganze Kapitalphänomen erschöpft ist, nur gezeigt, woher es kommt, daß man in gewissen Fällen diesem Kapital nicht einfach Güter substituieren kann. Daraus ergibt sich ein etwas andres Bild des Wirtschaftsprozesses. Daraus ergibt sich auch, daß die herrschende Auffassung zwar über die populäre Verwechslung von Geld und Gütern siegte, aber ihrerseits sich einer Verwechslung zwischen Kaufkraft und den Gütern, die dafür erworben werden, schuldig machte, einer Verwechslung, die die theoretische Erfassung

²² Die Sache ist von einem Praktiker viel hübscher und richtiger dargestellt worden: „England . . . collects tribute from all the nations of the world in the form of interest, not for the use of her wealth or capital, but for the use of her credit. Paradoxical as it may sound, it is literally true, that England . . . collects interest upon millions and millions of her own indebtedness to other nations.“ A. B. Stickney, Medium of Exchange and the Banking Function, American Bankers Assoc., meeting von 1901. Nur daß der Autor doch beim sachlichen Kapitalbegriff bleibt.

des dynamischen Wirtschaftsprozesses erschwert. Das Kapital ist ein besonderes Agens, aber es ist kein Gut im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Es charakterisiert einen Vorgang, eine Methode, neue Kombinationen durchzusetzen.

Dritter Abschnitt.

Der Geldmarkt.

Noch ein Schritt erübrigt zu tun. Das Kapital ist weder die Gesamtheit noch eine Kategorie der Produktionsmittel — weder der ursprünglichen noch der produzierten. Das Kapital ist auch kein Vorrat von Genußgütern. Es ist ein besonderes Agens. Als solches muß es einen Markt haben in jenem theoretischen Sinn, in dem es einen Genußgüter- und einen Produktionsmittelmarkt gibt. Und diesem theoretischen Markt muß in der Wirklichkeit Ähnliches entsprechen, wie jenen beiden andern theoretischen Märkten auch. Wir sahen im ersten Kapitel, daß es Märkte der Arbeits- und Bodenleistungen und Märkte der Genußgüter gibt, auf denen alles für den Kreislauf der Volkswirtschaft Wesentliche ausgemacht wird, während die produzierten Produktionsmittel, durchlaufende Posten, die sie in jeder Beziehung sind, keinen Markt von selbständiger Tendenz, kein solches ideelles und praktisches Zentrum wesentlicher Vorgänge besitzen. In der Entwicklung, die das neue Agens des Kapitals in den Wirtschaftsprozess einführt, muß es noch einen dritten Markt geben, auf dem Interessantes geschieht, den Kapitalmarkt.

Einen solchen gibt es. Die Wirklichkeit zeigt ihn uns unmittelbar, viel unmittelbarer, als sie uns den Leistungs- und Genußgütermarkt zeigt. Er ist viel mehr konzentriert, viel besser organisiert, viel leichter zu er- und zu überblicken als die beiden andern. Er ist das, was der Geschäftsmann Geldmarkt nennt, das, worüber jede Zeitung unter diesem Titel täglich berichtet. Der Name ist auch von unserm Standpunkt nicht durchaus befriedigend: Nicht einfach „Geld“ wird da gehandelt, und wir könnten uns dem Protest der Ökonomie gegen die hier zum Ausdruck kommende Auffassung teilweise anschließen. Aber wir akzeptieren den Namen. Jedenfalls ist der Kapitalmarkt dasselbe wie das Phänomen, das die Praxis als Geldmarkt bezeichnet.

Einen andern Kapitalmarkt gibt es nicht¹. Eine anziehende und lohnende Aufgabe wäre es, eine Theorie des Geldmarkts zu geben. Wir besitzen eine solche noch nicht². Namentlich wäre es interessant und lohnend, alle die praktischen Regeln der Erfahrung zu sammeln und auf ihren theoretischen Gehalt zu prüfen, die den Praktiker bei seiner Entschlußfassung und seiner Beurteilung der Einzelsituation bestimmen und die ja in großer Zahl fest formuliert sind und jeden Verfasser eines Geldmarktartikels leiten. Diese praktischen Regeln der ökonomischen Wetterprognose liegen gegenwärtig ganz abseits vom Wege der Theorie, obgleich ihr Studium tief in das Verständnis der modernen Wirtschaft hineinführt. Darauf können wir uns hier nicht einlassen. Nur das für unsre Zwecke Nötige soll hier gesagt werden. Das kann in wenigen Worten geschehen.

In einer Volkswirtschaft ohne Entwicklung würde es keinen solchen Geldmarkt geben. Wäre sie hoch organisiert und würde ihr Verkehr mit Kreditzahlungsmitteln erledigt, so würde sie wohl auch eine Zentralabrechnungsstelle, eine Art Clearinghouse, eine Art volkswirtschaftlicher Ruchhaltungszentrale haben. In den Vorgängen dieser Institution würden sich alle volkswirtschaftlichen Vorgänge spiegeln, so die periodischen Lohnzahlungen, die Steuerzahlungen, die Bedürfnisse der Bewegung der Ernte, die Bedürfnisse der Erholungszeiten. Das wären aber nur Abrechnungsvorgänge, von einem Markt könnte man da gar nicht sprechen. Nun sind auch in der Entwicklung diese Funktionen zu erledigen. In der Entwicklung gibt es aber auch immer Verwendung für momentan müßige Kaufkraft. Und in der Entwicklung wird schließlich, wie schon hervorgehoben, auch Bankkredit den Zwecken des Kreislaufs zugewendet. So kommt es denn, daß diese Funktionen in praxi Elemente der Funktion des Geldmarkts werden, daß sie in das Getriebe des Geldmarkts hineingezogen werden, daß die Bedürfnisse des Kreislaufs zur Nachfrage der Unternehmer auf dem Geldmarkt hinzutreten und Geld aus dem Kreislauf das Angebot an Kaufkraft auf dem Geldmarkt vermehrt.

¹ Höchstens könnte man mit Spiethoff (l. c.) den Kapitalmarkt als den Markt langfristiger Kaufkraft vom Geldmarkt als Markt kurzfristiger unterscheiden. Aber Kaufkraft ist die Ware auf beiden.

² Vgl. aber A. Hahn: Zur Theorie des Geldmarktes, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 1923.

Deshalb fühlen wir in jedem Geldmarktartikel den Pulsschlag des Kreislaufs, deshalb sehen wir, daß die Nachfrage nach Kaufkraft zur Zeit der Ernte, der Steuerzahlungen usw. steigt und nach diesen Zeitpunkten das Angebot an Kaufkraft. Aber das darf uns nicht hindern, die Kreislaufvorgänge auf dem Geldmarkt von den andern zu scheiden. Nur die letztern sind wesentlich, die erstern schließen sich ihnen an, und daß sie überhaupt auf den Geldmarkt treten, ist erst eine Folgeerscheinung der Entwicklung. Alle die engen Bande von Wechselwirkungen, die natürlich zwischen beiden bestehen, ändern nichts daran, daß man sie auch praktisch in jedem Fall scheiden kann und daß es immer möglich ist zu sagen, was am Geschehen auf dem Geldmarkt Kreislauf und was Entwicklung ist.

Der Kern der Sache liegt im Kreditbedürfnis der neuen Unternehmungen. Das tritt noch klarer hervor, wenn wir uns daran erinnern, daß hier im Interesse der Kürze und Einfachheit der Darstellung vom Einfluß der internationalen Beziehungen, in denen jede Volkswirtschaft steht, und der Eingriffe aus dem Reiche der Außenwirtschaft, denen jede Volkswirtschaft ausgesetzt ist, abgesehen wird. Die Erscheinungen der volkswirtschaftlichen Zahlungsbilanz, des Goldhandels usw. fallen damit für uns fort. Mit dieser Reserve geschieht auf dem Geldmarkt wesentlich und hauptsächlich eines: Es erscheinen auf ihm einerseits die Unternehmer als Nachfragende und andererseits die Produzenten von und Händler mit Kaufkraft — Bankiers — als Anbietende, beide mit ihren Stäben von Agenten und Zwischenhändlern. Das Tauschobjekt ist gegenwärtige, das Preisgut künftige Kaufkraft, wie später noch zu erörtern sein wird. Im täglichen Preiskampf zwischen beiden Parteien wird über das Schicksal der künftigen Entwicklung entschieden. In diesem Preiskampf tritt das Wertsystem der Zukunft zuerst in praktischer, greifbarer Form hervor und zu den gegebenen Verhältnissen der Volkswirtschaft in Beziehung. Dabei wäre es ganz unrichtig zu glauben, daß ganz kurzfristige Kredite für neue Unternehmungen bedeutungslos seien, daher ihre Preisbildung für die Unternehmer irrelevant sein müßte. Im Gegenteil: Nirgends kommt die volkswirtschaftliche Gesamtsituation so scharf und für die Entwicklung so bestimmend zum Ausdruck wie im Preis des Taggelds: Der Unternehmer nimmt ja nicht notwendig

Kredit für die ganze Dauer, für die er Kredit überhaupt braucht, sondern von Fall zu Fall, oft fast von Tag zu Tag. Namentlich arbeitet aber die Spekulation, die besonders die Aktien neuer Unternehmungen oft ganz allein auf dem Markt hält, fast nur mit solchen kurzfristigen Krediten, die heute gewährt und morgen versagt werden können.

Wir sehen denn auch in der Praxis das Wirken beider Marktparteien, auf den entwickeltsten Geldmärkten ganz deutlich, auf andern weniger deutlich. Wir sehen, wie das Kreditbedürfnis der Industrie sich äußert und wie die Bankwelt es bald stützt und ermutigt, bald zu bremsen sucht, bald ihm jede weitere Befriedigung versagt. Während auf den andern volkswirtschaftlichen Märkten sowohl die Nachfrage wie das Angebot auch in der Entwicklung eine gewisse Konstanz aufweist, zeigen sich hier auffallend große Schwankungen von Tag zu Tag. Wir werden das durch die besondere Funktion des Geldmarkts erklären. Alle Zukunftspläne und Zukunftsaussichten in der Volkswirtschaft wirken auf ihn. Und auf der andern Seite alle Lebensverhältnisse des Volkes, alle politischen, wirtschaftlichen und Naturereignisse. Kaum eine Nachricht, die die Entschlußfassung über die Durchsetzung neuer Kombinationen nicht beeinflussen müßte, die nicht die Situation des Geldmarkts und die An- und Absichten der Führer verändern würde. An jede neue Situation muß das Wertsystem der Zukunft angepaßt und jeder neuen Situation entsprechend muß irgendwie anders gehandelt werden, als man vorher handeln wollte. Das kann nicht immer nur durch Variationen des Preises der Kaufkraft geschehen. Vielfach tritt persönlicher Einfluß neben deren Wirkungen oder an die Stelle derselben. Man wird aber verstehen, in welchem Sinn wir sagen können, daß dadurch das Prinzip der Sache nicht berührt wird. Auch wird natürlich die konkrete Natur jedes Elements von Kaufkraft, namentlich die Zeit, für die es zur Verfügung steht, eine Verschiedenheit der Geldpreise im gleichen Zeitpunkt und am gleichen Orte begründen, die uns ebenfalls nicht irremachen darf.

Diese Bemerkungen umfassen eine sehr große Masse von Tatsachen und schematisieren viele äußerlich überaus verschiedene Formen, die uns im einzelnen manches Problem zu lösen geben. Doch handelt es sich hier nur um die großen Grundlinien. Immer ist der Geldmarkt

gleichsam das Hauptquartier der kapitalistischen Wirtschaft, von dem die Befehle an ihre einzelnen Teile ausgehen, und immer ist das, worüber auf ihm debattiert und was auf ihm entschieden wird, seinem innersten Wesen nach die Festsetzung des Plans weiterer Entwicklung. Alle Arten von Kreditbedürfnissen treten an ihn heran und alle Arten von wirtschaftlichen Absichten stellen sich zuerst auf ihm in ein Verhältnis zueinander, ringen um ihre Verwirklichung auf ihm. Und alle Arten von Kaufkraft, Aktivsaldi jeder Art strömen, sich anbietend, ihm zu. Das gibt zu einer Menge Arbitrageoperationen und Zwischenmanövern Veranlassung, die das Wesentliche an der Sache dem ersten Blick leicht verschleiern können. Trotzdem glaube ich, daß unsre Auffassung im Grunde kaum Widerspruch zu fürchten hat.

Der Kreditverkehr zugunsten der Durchsetzung der Zukunftswerte, die Finanzierung der Entwicklung, ist also die Hauptfunktion des Geld- oder Kapitalmarkts. Die Entwicklung schafft ihn und von ihr lebt er³. Im Laufe der Entwicklung erhält er noch eine weitere — also dritte — Funktion: Er wird zum Markte von Einkommensquellen selbst. Wir werden die Beziehung zwischen dem Kreditpreis und dem Preise von Quellen dauernder oder temporärer Erträge später untersuchen. Hier ist soviel klar, daß der Verkauf solcher Ertragsquellen eine Methode der Beschaffung von Kapital und ihr Kauf eine Verwendungsmöglichkeit von Kapital darstellt, mithin der Verkehr in Ertragsquellen dem Geldmarkt nicht wohl fernstehen kann. Auch der Verkehr von Grund und Boden würde hierher gehören, und nur unwesentliche Nebenumstände bewirken es, daß er in der Praxis nicht als Element der Geldmarkt Vorgänge erscheint; dessenungeachtet fehlt das Band der Kausalität zwischen beiden nicht. Auch andre dauernde Einkommensträger oder Anteile daran werden nur unter bekannten technischen Voraussetzungen auf dem Geldmarkt un-

³ Diese Erkenntnis, zugleich die Erkenntnis, wie sehr die Entwicklung Sache psychischer Disposition und energischen Vorwärtswollens ist, kam nicht ohne humoristische Färbung in einem Beschluß einer Versammlung Londoner Börsenclerks im Jahre 1909 zum Ausdruck, der sagte, daß jedermann verpflichtet sei, an Hausse und Prosperität zu glauben und jedermann es schlecht meine, der die gegenteilige Ansicht äußere.

mittelbar gehandelt. Trotzdem zweifelt niemand, daß ihre Wert- und Preisbildung ganz unter dem Einfluß der Vorgänge des Geldmarkts steht. — Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei der Leser nochmals daran erinnert, daß alle unsre Behauptungen Teile einer Gesamtaufassung sind, die ihre besondern Annahmen und ihren besondern Sprachgebrauch hat. Alles in diesem Kapitel Gesagte kann leicht in falschem Lichte erscheinen, wenn man das vergißt.

Viertes Kapitel.

Der Unternehmergewinn oder Mehrwert.¹

In den ersten drei Kapiteln wurde die Grundlage geschaffen, auf der alles ruht, was noch folgen soll. Als erstes Ergebnis fällt uns eine Erklärung des Unternehmergewinns zu, und zwar so leicht und natürlich, daß ich es, um diesem Kapitel Kürze und Einfachheit zu wahren, vorziehe, einige schwierigere Erörterungen, die eigentlich hierher gehören, in den Zusammenhang des nächsten zu stellen, in dem dann die festesten Knoten in Einem gelöst werden mögen. Der Unternehmergewinn ist ein Kostenüberschuß. Zunächst vom Standpunkt des Unternehmers. Wie uns eine so lange Reihe von Nationalökonomien schon gesagt haben, ist er die Differenz zwischen Erlös und Ausgang in einem geschäftlichen Betriebe. So oberflächlich diese Definition ist, genügt sie doch als Anfangspunkt. Unter „Ausgang“ verstehen wir hier alle Auslagen, die die Produktion direkt oder indirekt dem Unternehmer verursacht. Dabei ist festzuhalten, daß ein angemessener Lohn für eigentliche Arbeitsleistungen des Unternehmers, sowie eine angemessene Grundrente für etwa ihm gehörigen Boden, endlich eine Risikoprämie dazuzurechnen ist. Hingegen bestehe ich hier nicht darauf, daß der Kapitalzins aus diesen Kosten ausgeschlossen werde: Tatsächlich erscheint er ja unter ihnen entweder wirklich oder, wenn das Kapital dem Unternehmer selbst gehört, rechnungsmäßig in derselben Weise, wie dessen persönlicher Arbeitslohn oder dessen Rente von eigenem Grund und Boden. Das

¹ Die wichtigsten Unternehmergewinntheorien lassen sich mit folgenden un-mittelbar verständlichen Bezeichnungen charakterisieren: Friktionstheorie, Arbeitslohntheorie, Risikotheorie, Differenzialrententheorie. Ich weise hier auf ihre Diskussion in „Wesen“ III. Buch hin und gehe um so weniger in eine Kritik derselben ein, als sich eine solche in wesentlichen Punkten aus den Darlegungen dieses Kapitels von selbst ergibt. Dogmengeschichtliches bei Pierstorff und bei Mataja. Gleich hier sei J. B. Clark zitiert, dessen Theorie der unsern am nächsten steht; vgl. seine *Essentials of economic theory*.

kann uns für den Augenblick um so mehr genügen, als viele Theoretiker den Kapitalzins auch prinzipiell ganz neben Lohn und Rente setzen. Ich stelle es nun dem Leser völlig frei, in diesem Kapitel entweder im Sinne unsrer Auffassung von der Existenz des Kapitalzinses abzusehen oder ihn im Sinne einer beliebigen Zinstheorie als dritten statischen Einkommenszweig anzuerkennen und unter die Unternehmerkosten zu rechnen. Sein Wesen und seine Quelle interessieren uns hier keinesfalls.

Bei dieser Definition der „Ausgänge“ kann es zweifelhaft scheinen, ob überhaupt noch eine Differenz gegenüber dem Erlöse vorhanden ist. Sie nachzuweisen, ist daher unsre erste Aufgabe. Unsre Lösung läßt sich kurz aussprechen: Im Kreislauf ist der Gesamterlös eines Retriebes — von Monopolgewinn abgesehen — gerade groß genug, um die aufgezählten Ausgänge zu decken. Es gibt da nur Produzenten, die weder Gewinn machen noch Verlust erleiden und deren Einkommen mit dem Schlagworte: *wages of management* ausreichend charakterisiert ist. Und da die neuen Kombinationen, die in der Entwicklung durchgesetzt werden, notwendig vorteilhafter sind als die alten, so ist bei ihnen der Gesamterlös größer als in der statischen Wirtschaft, mithin größer als jene Ausgänge.

Lauderdale², der als Erster unser Problem berührte, zu Ehren beginne ich mit der Verbesserung des Produktionsprozesses, und zwar mit dem altherwürdigen Reispiel vom mechanischen Webstuhl, das sich auch dadurch empfiehlt, daß es durch v. Böhm-Bawerk³ eine durchdringende Analyse erfuhr. Von dieser Art sind sehr viele, wenn nicht die meisten Taten der Führer der modernen Wirtschaft, namentlich weist die Zeit der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts Leistungen in dieser Richtung auf, unter deren Eindruck auch die wissenschaftliche Betrachtung vornehmlich stand. In dieser Zeit finden wir freilich die einzelnen Funktionen, die bei der Einführung von Produktionsverbesserungen begrifflich zu scheiden sind, noch weniger tatsächlich getrennt als heute: Die Männer vom

² Inquiry into the nature and origin of Public Wealth. 1804- Allerdings hatte er dabei ein ganz andres Ziel im Auge als wir.

³ In seiner Geschichte der Kapitalzinstheorien, VII, 3.

Stil Arkwrights waren Erfinder und Erfüller zugleich. Es stand ihnen nicht unser heutiges Kreditsystem zur Verfügung. Doch hoffe ich den Leser so weit gebracht zu haben, daß er mir ohne weitere Erklärungen und Wiederholungen die Anwendung des entwickelten Schemas in seiner reinsten Form gestattet.

Dann verläuft die Sache so: Wenn irgend jemand in einer Volkswirtschaft, in der die Textilindustrie nur mit Handarbeit produziere, die Möglichkeit der Begründung eines mit mechanischen Webstühlen arbeitenden Betriebes sieht, die Kraft in sich fühlt, alle die zahllosen Hindernisse zu überwinden, und den entscheidenden Entschluß gefaßt hat, dann braucht er vor allem Kaufkraft. Er leiht sie sich von einer Bank aus und schafft seinen Betrieb, wobei es ganz gleichgültig ist, ob er die Webstühle selbst konstruiert oder von einem andern Betriebe nach seiner Anweisung konstruieren läßt, um sich auf ihre Verwendung zu beschränken. Wenn nun ein Arbeiter mit einem solchen Webstuhl imstande ist, täglich sechsmal soviel an Produkt zu erzeugen wie ein Handweber, so ist es offenbar, daß unser Betrieb unter drei Bedingungen einen Kostenüberschuß, eine Differenz zwischen Erlös und Ausgang erzielen muß. Erstens darf der Produktpreis infolge seines neuauftretenden Angebots⁴ nicht oder doch nicht so sinken, daß die größere Produktmenge pro Arbeiter keinen höhern Erlös erzielt als die mit Handarbeit zu gewinnende kleinere. Zweitens müssen die Kosten der Webstühle pro Tag entweder hinter dem Tageslohn von fünf Arbeitern oder doch hinter jener Summe zurückbleiben, die unter Berücksichtigung des eventuellen Sinkens des Produktpreises und nach Abzug des Lohnes des einen Arbeiters noch übrigbleibt. Als dritte Bedingung formulieren wir eine Ergänzung der beiden andern. In diesen erscheint der Lohn der Arbeiter, die die Webstühle bedienen, und Lohn und Rente, die auf die Bezahlung der Webstühle gehen. Dabei dachte ich zunächst an den Fall, daß diese Löhne und Renten einfach die Löhne und Renten seien, die herrschten, ehe unser Mann den Plan betrat. Wenn seine Nachfrage verhältnismäßig klein ist, dann können wir uns auch

⁴ Hier weichen wir, um unsrer Gesamtauffassung von dem Vorgange und zugleich der Wirklichkeit treu zu bleiben, von Lauderdales Beispiel wieder ab.

damit begnügen⁵. Wenn aber nicht, dann steigen die Preise von Arbeits- und Bodenleistungen der neuen Nachfrage entsprechend. Denn die übrigen Textilbetriebe arbeiten zunächst ruhig weiter, und die nötigen Produktionsmittel müssen nicht gerade ihnen, aber irgendwelchen Betrieben entzogen werden. Das geschieht durch höheres Preisgebot. Und deshalb darf unser Mann, der die Preissteigerung auf dem Produktionsmittelmarkt, die seinem Auftreten folgt, vorhersehen und schätzen muß, nicht einfach jene frühern Löhne und Renten in seine Berechnung einsetzen, sondern er muß noch einen entsprechenden Retrag dazurechnen, so daß also noch ein dritter Abzugsposten hervortritt. Nur wenn der Erlös auch ihn übersteigt, gibt es einen Kostenüberschuß.

In unserm Reispiel sind diese drei Bedingungen in der Praxis zahllose Male erfüllt gewesen. Das tut die Möglichkeit ihrer Erfüllung und damit eines Kostenüberschusses dar⁶. Natürlich sind sie aber nicht immer erfüllt, und wo das nicht der Fall ist, kommt es, wenn dieser Sachverhalt vorausgesehen wird, nicht zur Einrichtung des neuen Betriebes, wenn dieser Sachverhalt aber nicht erkannt wurde, nicht zu einem Überschuß, sondern zu einem Verlust. Wenn sie aber erfüllt sind, dann ist der erzielte Überschuß auch schon ipso facto ein Reinertrag. Denn weil die Webstühle physisch eine größere Produktmenge erzeugen, als die in ihnen enthaltenen Arbeits- und Bodenleistungen auf dem bisherigen Wege erzeugen könnten, welcher Weg aber im Falle der Konstanz der Produktionsmittel- und Produktpreise ebenfalls verlustlose Produktion ermöglichen würde, und weil sie offenbar unserm Wirtschaftssubjekte — von der Möglichkeit ihrer Patentierung sehen wir als ohne weiteres verständlich ganz ab — zum Kostensatz zur Verfügung stehen, so ergibt sich eine Differenz zwischen dem Erlös, der nach den Preisen bemessen wird, die sich bei alleiniger Verwendung von Handarbeit als Gleich-

⁵ Das wäre der Fall völlig freier Konkurrenz, zu deren Begriff es gehört, daß kein Wirtschaftssubjekt stark genug ist, um durch sein Angebot und seine Nachfrage irgendwelche Preise merklich zu beeinflussen.

⁶ Man beachte, daß in diesem Satze nicht etwa ein ähnlicher Appell an die Tatsächlichkeit einer erst zu erklärenden Erscheinung liegt, wie er sich in bezug auf die Tatsache des Zinses bei manchen Vertretern der Produktivitätstheorie findet. Übrigens folgt weitere Begründung nach.

gewichte-, d. h. Kostenpreise gebildet haben, und den Ausgängen, die nunmehr pro Produkteinheit essentiell geringer sind als für die andern Betriebe. Und diese Differenz braucht nicht durch jene Preisveränderungen vernichtet zu werden, die durch das Auftreten unsres Wirtschaftssubjektes als Nachfragender und Anbietender hervorgerufen werden. Das ist so klar, daß wir auf eine schärfere Präzisierung in diesem Augenblick verzichten können.

Nun aber folgt der zweite Akt des Dramas. Der Bann ist gebrochen, und immer neue Betriebe mit mechanischen Webstühlen entstehen unter dem Impuls des lockenden Gewinns. Eine vollständige Reorganisation der Branche tritt ein mit ihren Produktionssteigerungen, ihrem Konkurrenzkampfe, ihrer Verdrängung veralteter Betriebe, ihren eventuellen Arbeiterentlassungen usw. Wir werden diesen Prozeß später noch näher betrachten. Hier interessiert uns nur eins: Das endliche Resultat muß ein neuer Gleichgewichtszustand sein, in dem bei neuen Daten wieder das Kostengesetz herrscht, so daß die Produktpreise nun gleich sind den Löhnen und Renten der Arbeits- und Bodenleistungen, die in den Webstühlen stecken, mehr den Löhnen und Renten der Arbeits- und Bodenleistungen, die noch den Webstühlen hinzuzufügen sind, damit das Produkt entstehe. Nicht ehe dieser Zustand erreicht ist, wird jener Impuls zum Produzieren immer weitrer Produktmengen aufhören, nicht eher auch der Preisdruck infolge wachsenden Angebots.

Folglich verschwindet der Überschuß unsres Wirtschaftssubjekts und seiner ersten Nachfolger⁷. Allerdings nicht sofort, sondern in der Regel erst nach einer längern oder kürzern Periode fortschreitenden Sinkens⁸. Aber nichtsdestoweniger wird er realisiert, bildet er unter gegebenen Verhältnissen eine bestimmte Summe von wenn auch nur temporären Reinerträgen. Wem nun fällt er zu? Offenbar den Wirtschaftssubjekten, die die Webstühle in den Kreislauf der Wirtschaft eingeführt haben, nicht ihren bloßen Erfindern, aber auch nicht einfach ihren bloßen Erzeugern oder Verwendern: Wer sie nach Anweisung erzeugte, wird nur ihren Kostenpreis er-

⁷ Vgl. v. Böhm-Bawerk p. 174 1. c.

⁸ Doch beschränken wir der darstellerischen Einfachheit halber den Prozeß im allgemeinen auf eine Wirtschaftsperiode.

halten, wer sie nach Anweisung verwendete, wird sie anfangs so teuer kaufen, daß er kaum etwas vom Gewinn erhält. Den Wirtschaftssubjekten fällt der Gewinn zu, auf deren Tat die Einführung der Webstühle zurückzuführen ist, mögen sie sie erzeugen und verwenden oder nur erzeugen oder nur verwenden. In unserm Beispiele liegt das Hauptgewicht auf der Verwendung, doch ist das nicht essentiell. Die Einführung erfolgt durch Gründung von neuen Betrieben, sei es zur Erzeugung, sei es zur Verwendung oder zu beiden. Was haben unsre Wirtschaftssubjekte dazu beigesteuert? Nur den Willen und die Tat: Nicht konkrete Güter, denn diese haben sie gekauft — von andern oder von sich selbst —, nicht die Kaufkraft, mit der sie kauften, denn diese haben sie sich ausgeliehen — von andern oder, wenn wir Errungenschaften aus frühern Perioden auch einbeziehen wollten, von sich selbst —. Und was haben sie getan? Nicht irgendwelche Güter aufgehäuft, auch keine ursprünglichen Produktionsmittel geschaffen, sondern vorhandene Produktionsmittel anders, zweckmäßiger, vorteilhafter verwendet. Sie haben „neue Kombinationen durchgesetzt“. Sie sind Unternehmer. Und ihr Gewinn, das Plus, dem keine Verpflichtung gegenübersteht, ist ein Unternehmergeinn.

Wie die Einführung der Webstühle ein Spezialfall der Einführung von Maschinen überhaupt ist, so ist die Einführung von Maschinen ein Spezialfall aller jener Veränderungen des Produktionsprozesses im weitesten Sinne, die darauf abzielen, die Produkteinheit mit geringerem Aufwand zu erzeugen und so eine Diskrepanz zwischen ihrem bisherigen Preis und ihren neuen Kosten zu schaffen. Dahin gehören viele Neuerungen in der Organisation der Betriebe und alle Neuerungen in den kommerziellen Kombinationen. Für alle solchen Fälle läßt sich das Gesagte Wort für Wort wiederholen. Ein Repräsentant der ersten Gruppe ist die Einführung von Großbetrieben in die Industrie einer Volkswirtschaft, die sie bisher nicht kannte. In einem Großbetriebe ist eine zweckmäßigere Anordnung und bessere Ausnützung der Elemente der Produktion möglich, als in kleinern und kleinsten Betrieben, ferner auch die Wahl eines geeigneten Standortes. Aber die Einführung von Großbetrieben ist schwer. Unter unsern Voraussetzungen fehlen alle Bedingungen dafür, die Arbeiter,

die geschulten Beamten, die nötigen Marktverhältnisse. Zahllose Widerstände sozialer und politischer Natur arbeiten entgegen. Und die Organisation selbst, noch unbekannt, bedarf zu ihrer Aufrichtung eines speziellen Talentes. Hat aber jemand alles das in sich, was zum Erfolge in diesen Umständen gehört, und kann er sich den nötigen Kredit verschaffen, dann kann er die Produkteinheit billiger auf den Markt bringen und, wenn unsre drei Bedingungen realisiert sind, einen Gewinn machen, der in seinen Händen bleibt. Aber er hat auch für andre gesiegt, für andre die Bahn gebrochen und eine Vorlage geschaffen, die sie kopieren können. Sie können und werden ihm folgen, zunächst einzelne, dann ganze Haufen. Wieder tritt jener Reorganisationsprozeß ein, dessen Resultat die Vernichtung des Kostenüberschusses sein muß, wenn die neue Betriebsform dem Kreislauf eingegliedert ist. Aber vorher wurden eben Gewinne gemacht. Wiederum: Jene Wirtschaftssubjekte haben nichts andres getan, als vorhandene Güter wirksamer zu verwenden, sie haben neue Kombinationen durchgesetzt und sind Unternehmer in unserm Sinne. Ihr Gewinn ist ein Unternehmergeinn.

Als Beispiele für die Fälle von kommerziellen Kombinationen sei die Wahl einer neuen billigeren Bezugsquelle für ein Produktionsmittel, etwa einen Rohstoff, genannt. Jene Bezugsquelle existierte bisher für die Volkswirtschaft nicht. Keine direkte und regelmäßige Verbindung bestand mit ihrem — z. B. überseeischen — Ursprungslande, weder eine Dampferlinie noch eine Korrespondenzbeziehung. Die Neuerung ist gewagt, den meisten Produzenten unmöglich. Wenn aber jemand einen Betrieb mit Hinblick auf diese Bezugsquelle gründet und alles gelingt, dann kann er wieder die Produkteinheit billiger erzeugen, während die bisherigen Preise zunächst im wesentlichen weiterbestehen. Dann erzielt er einen Gewinn. Wieder hat er nichts beigesteuert als Wille und Tat, wieder nur vorhandene Elemente neu kombiniert. Wieder ist er Unternehmer, sein Gewinn Unternehmergeinn. Und wieder geht der letztere und auch die Unternehmerfunktion als solche im Strudel der nachströmenden Konkurrenz zugrunde. Hierher gehört der Fall der Wahl neuer Verkehrswege.

Ganz analog den Fällen einfacher Verbesserung des Produktionsprozesses ist der Fall der Ersetzung, sei es eines Produktionsgutes, sei es eines Genußgutes durch ein andres Produktions- oder Genußgut, das dasselbe oder annähernd dasselbe leistet, aber billiger ist. Konkrete Beispiele bieten die teilweise Ersetzung von Schafwolle durch Baumwolle im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und alle Produktionen von Surrogaten. Diese Fälle sind ganz so zu behandeln wie die eben angeführten. Der Unterschied, daß die neuen Produkte hier sicher nicht denselben Preis erzielen werden wie die bisher in der betreffenden Branche erzeugten, ist für unsern Gedankengang, wie man leicht sieht, nur graduell. Im übrigen gilt ganz dasselbe. Wiederum ist es gleichgültig, ob die betreffenden Wirtschaftssubjekte das neue Produktions- oder Genußgut selbst erzeugen oder nur verwenden bzw. absetzen und zu diesem Zwecke aus seinen eventuellen bisherigen Verwendungen ziehen. Auch hier steuern diese Wirtschaftssubjekte keine Güter und auch nicht Kaufkraft bei. Auch hier machen sie trotzdem einen an die Durchsetzung neuer Kombinationen geknüpften Gewinn. Wir werden in ihnen ebenfalls Unternehmer erkennen. Und der Gewinn wird auch hier nicht lange dauern.

Die Schaffung eines neuen Gutes, das vorhandene und schon bisher befriedigte Bedürfnisse besser befriedigt, ist ein etwas anderer Fall. Die Produktion besserer Musikinstrumente, während bisher nur schlechtere vorhanden waren, ist ein Beispiel. Hier beruht die Gewinnmöglichkeit darauf, daß der für das bessere Gut erzielte höhere Preis seine meist ebenfalls höhern Kosten übersteigt. Von ihrer Existenz kann man sich leicht überzeugen. Auch die Adaptierung unsrer drei Bedingungen auf diesen Fall hat keine Schwierigkeit und kann dem Leser überlassen bleiben. Besteht ein Überschuß und kommt es daher zur Einführung besserer Instrumente, dann wird auch hier ein Reorganisationsprozeß in der Branche einzusetzen tendieren, der endlich und schließlich die Herrschaft des Kostengesetzes wiederherstellt. Auch hier also offenbar eine neue Kombination vorhandener Elemente, eine Unternehmertat und ein, wenn auch nicht dauernder, Unternehmergewinn. — Eine Kombination des Falles besserer Bedürfnisbefriedigung mit dem Falle billigerer Kosten der Produkteinheit unter

Auftreten einer besonders starken Nachfragevermehrung bieten die Fälle von Eisenbahn- und Kanalbau.

Das Aufsuchen neuer Absatzorte, in denen ein Gut sich noch nicht eingelebt hat und in denen es nicht produziert wird, ist eine außerordentlich reichliche und war namentlich früher eine sehr dauerbare Quelle von Unternehmergeinn. Der primitive Handelsgewinn gehört hierher und als Beispiel kann der Verkauf von Glasperlen an einen Negerstamm gelten. Das Prinzip des Vorgangs ist, daß ein neuauftretendes Gut vom Käufer in ähnlicher Weise geschätzt wird, wie eine Naturgabe oder das Bild eines alten Meisters, d. h. daß seine Preisbildung ohne Rücksicht auf Produktionskosten erfolgt. Über die Höhe des Preises, den es erzielen wird, können wir nichts sagen. Aber eben darin liegt, daß ein aus allen seinen produktiven und kommerziellen Beziehungen in ein fremdes Gebiet verpflanztes Gut einen Preis erzielen kann, der so hoch über seinen unter dem Einflusse dieser Beziehungen und durch das Milieu, in dem es produziert wird, gegebenen Kosten steht, daß sich aller Aufwand lohnt, der mit der Überwindung der zahllosen Schwierigkeiten verbunden ist, die dem Aufsuchen jenes vorteilhaften Markts entgegenstehen. Auch das sehen und können zunächst nur wenige. Auch das ist eine Unternehmertat, die Durchsetzung einer neuen Kombination. Auch das gibt einen Unternehmergeinn, der in den Händen des Unternehmers bleibt. Freilich versiegt die Quelle früher oder später. Heute würde sehr bald eine entsprechende Organisation entstehen und der Handel mit Glasperlen sehr bald keinen Unternehmergeinn mehr liefern.

Damit haben wir zugleich den Fall der Produktion eines ganz neuen Gutes erledigt. Zunächst muß ein solches den Konsumenten aufgedrängt, vielleicht gar geschenkt werden. Eine Menge Widerstände erheben sich. Aber wenn sie überwunden sind und die Konsumenten an das Gut herankommen, dann folgt eine Periode der Preisbildung lediglich auf Grund direkter Wertschätzungen und ohne viel Beziehung zu den Kosten, die auch hier wesentlich aus den bisherigen Preisen der nötigen Arbeits- und Bodenleistungen bestehen. Da kann es denn eine Differenz geben, die in den Händen der erfolgreichen Produzenten zurückbleibt. Wieder sind das Unternehmer, die

nur Willen und Tat beigesteuert und nur die neue Kombination vorhandener produktiver Elemente durchgesetzt haben. Wieder gibt es Unternehmergeinn. Und dieser verschwindet wieder, wenn das neue Gut dem Kreislaufe der Wirtschaft eingegliedert und sein Preis zu seinen Kosten in das normale Verhältnis gesetzt ist.

Diese Beispiele zeigen uns das Wesen des Unternehmergeinns als das Resultat der Durchsetzung neuer Kombinationen. Sie zeigen auch, wie man sich den Vorgang zu denken hat — wesentlich als neue Verwendung vorhandener Produktivgüter. Der Unternehmer spart nicht, um sich die Mittel, die er braucht, zu verschaffen, er häuft auch keine Güter auf, ehe er an seine Produktion geht. Auch wo eine Unternehmung nicht auf einmal in ihrer definitiven Gestalt gegründet wird, sondern sich aus sich selbst langsam entwickelt, ist die Sache nicht so sehr anders, als man glauben könnte. Wenn die Kraft des Unternehmers sich nicht an einem Plane erschöpft und er außerdem mit seinem Retribe vereint bleibt, so geht er an neue Veränderungen, die nach unsrer Terminologie immer neue Unternehmungen sind, oft mit Mitteln, die er aus seinen vergangenen Unternehmergeinns zieht. Dann sieht der Vorgang wohl anders aus, aber sein Wesen ist dasselbe.

Dasselbe gilt dann, wenn eine neue Unternehmung von einem Produzenten derselben Branche ausgeht und an dessen bisherige Produktion anknüpft. Zunächst ist das gar nicht die Regel: Die neuen Unternehmungen werden meist von neuen Männern gegründet und die alten Betriebe sinken zur Bedeutungslosigkeit herab. Aber auch wenn ein Wirtschaftssubjekt, das bisher seinen Betrieb in jährlich gleichem Kreislauf erledigte, zum Unternehmer wird, ändert sich nichts am Wesen des Vorgangs. Daß in diesem Falle der Unternehmer die nötigen Produktionsmittel ganz oder teilweise selbst schon hat, bzw. aus einem vorhandenen Betriebsfonds bezahlen kann, macht seine Funktion als Unternehmer nicht zu etwas anderm. Freilich paßt dann unser Schema nicht bis in jedes Detail. Noch immer steht die neue Unternehmung neben den übrigen, zunächst in gewohnter Weise weiterwirtschaftenden Betrieben, aber es tritt sowohl das Moment der neuen Nachfrage nach Produktionsmitteln als auch des neuen Angebots an Produkten zurück. Doch wir haben unser Schema

ja nur deshalb so eingerichtet, weil der praktisch wichtigere Fall das verlangt und weil es uns das Prinzip des Vorgangs und besonders die Tatsache zeigt, daß das Neue nicht direkt aus dem Alten hervorzugehen braucht. Im wesentlichen paßt es, entsprechend interpretiert, auch auf diesen Fall. Auch da liegt nur die Durchsetzung von neuen Kombinationen vor und sonst nichts.

Niemals ist der Unternehmer der Risikoträger⁹. In unsern Beispielen ist das ganz klar. Hier kommt der Kreditgeber zu Schaden, wenn die Sache mißlingt. Denn obgleich eventuelles Vermögen des Unternehmers haftet, so ist doch ein solcher Vermögensbesitz nichts Wesentliches, wenngleich etwas Förderndes. Aber auch wenn der Unternehmer sich selbst aus frühern Unternehmergewinnen finanziert oder wenn er die Produktionsmittel seines „statischen“ Betriebes beisteuert, trifft ihn das Risiko als Geldgeber oder als Güterbesitzer, nicht aber als Unternehmer. Die Übernahme des Risikos ist in keinem Falle ein Element der Unternehmerfunktion. Mag er auch seinen Ruf riskieren, die direkte ökonomische Verantwortung eines Mißerfolgs trifft ihn nie.

Es sei noch kurz bemerkt, daß der Unternehmergewinn, wie wir ihn hier fassen, das Kernelement der Erscheinung ist, die man als Gründergewinn bezeichnet. Was immer der Gründergewinn sonst noch sein mag, seine Basis ist jener temporäre Überschuß des Erlöses über die Produktionskosten in der neuen Unternehmung. Der Gründer kann ja, wie wir sahen, der reinste Typus des Unternehmergenus sein. Er ist dann jener Unternehmer, der sich am strengsten auf die eigentliche Unternehmerfunktion, das Durchsetzen neuer Kombinationen beschränkt. Wenn bei einer Gründung alles ganz korrekt und in idealer Vollkommenheit und Voraussicht auf allen Seiten vor sich ginge, dann wäre der Unternehmergewinn genau das, was dabei in den Händen des Gründers zurückbleiben müßte. Natürlich ist das in der Praxis ganz anders. Aber die ökonomische Grundlage der Sache ist dadurch gegeben. Freilich bezieht sich das nur auf den eigentlichen Gründer und nicht auf den Agenten, der mitunter die technische Arbeit der Konstituierung einer Aktiengesellschaft leistet und öfters auch diesen Namen führt. Dieser bekommt nur eine

⁹ Vgl. II. Kap. S. 102 fg.

Entschädigung, die Lohncharakter trägt. Endlich ist mit der Gründung einer Aktiengesellschaft meist nicht alles Neue erschöpft, das in ihr geschaffen wird. Vielmehr werden sich die leitenden Männer derselben oft in immer neue „Unternehmungen“ einlassen, wobei sie dann die Rolle des ursprünglichen Gründers fortsetzen und Unternehmer sind, was immer ihre offizielle Stellung in der Aktiengesellschaft sein mag. Wenn wir aber annehmen, daß die Aktiengesellschaft, einmal gegründet, einfach fortgeführt wird, so ist der Gründer der einzige, der eine Unternehmertätigkeit in bezug auf diese Gesellschaft ausübt. Nehmen wir an, die Preise der Produktionsmittel¹⁰ seien durch Schuldverschreibungen repräsentiert — wie das in Amerika oft der Fall ist —, der kapitalisierte Höherertrag dauernder Ertragsquellen, die die Unternehmung einschließt, durch Aktien, und außerdem gäbe es Gründeraktien, die dem Gründer unentgeltlich überlassen würden. Dann werden diese Gründeraktien kein dauerndes Einkommen tragen, sondern dem Gründer nur jenen temporären Überschuß zuführen, der sich ergibt, ehe die Unternehmung dem Körper der Wirtschaft eingeordnet ist, dann aber wertlos werden. In einem solchen Falle erschiene der Unternehmergeinn in seiner reinsten Form.

Dieses Bild des Unternehmergeinns muß nun ausgearbeitet werden. Und das geschieht, indem wir uns die Frage vorlegen, was dieser Erscheinung in andern als der kapitalistischen Wirtschaftsform entspricht. Die einfache Verkehrswirtschaft, d. h. jene Form der Volkswirtschaft, in der es zwar Tauschverkehr in Produkten gibt, die aber die kapitalistische Methode nicht kennt, also abgesehen von solchem Tauschverkehr aus geschlossenen Wirtschaftseinheiten besteht, gibt uns kein neues Problem zu lösen. In diesen Wirtschaftseinheiten müßte es eine andre Art von Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel geben, in welcher Beziehung die Verkehrswirtschaft unter den gleich zu behandelnden Fall zu subsumieren ist. Im übrigen jedoch wird dasselbe gelten wie für die kapitalistische Wirt-

¹⁰ D. h. strenggenommen jene Preise der die sachlichen Anlagen bildenden Produktionsmittel, die ihren Werten in ihren bisherigen Verwendungen ohne Rücksicht auf die beabsichtigte neue entsprechen, wengleich praktisch meist mehr gezahlt werden muß.

schaft. Um daher Wiederholungen zu vermeiden, wende ich mich der schlechthin geschlossenen Wirtschaft zu.

Da kommen zwei Organisationstypen in Betracht. Die eine ist in schärfster Form etwa die eines isolierten Herrenhofs, in der alle Sachgüter dem Herrn gehören und alle Leute ihm Untertan sind. Die zweite ist die einer isolierten kommunistischen Wirtschaft, in der ein Zentralorgan über alle Sachgüter und Arbeitsleistungen verfügt und alle Werturteile ausspricht. Zunächst können beide Formen gemeinsam behandelt werden. In beiden handelt es sich um Subjekte der Wirtschaft, deren konkrete Ziele und äußere Charakteristika sehr verschieden sein mögen, die aber jedenfalls beide über die Wirtschaft absolut herrschen und von andern Wirtschaften weder Kooperation bei der Produktion noch Darbietung von Gewinnmöglichkeiten zu erwarten haben. Dadurch ist auch der Unterschied gegenüber unsern Beispielen gegeben: Es fehlt die Welt der Preise und es bleibt nur die der Werte. Indem wir also von der Betrachtung unsrer Beispiele zur Behandlung der geschlossenen Wirtschaft übergehen, so treten wir damit in die tiefergehende Untersuchung der Werterscheinungen ein, die dem Unternehmergewinne zugrunde liegen.

Wir wissen, daß es auch hier einen Kreislauf gibt, in dem das Kostengesetz im Sinne der Wertgleichheit zwischen Produkten und Produktionsmitteln streng herrscht, und daß sich auch hier die wirtschaftliche Entwicklung in unserm Sinne nur in der Form der Durchsetzung neuer Kombinationen vorhandener Güter vollzieht. Man könnte glauben, daß die Aufhäufung von Gütervorräten hier notwendig sei und eine besondere Funktion begründe. Ersteres ist zum Teile richtig: Zwar nicht immer, aber oft wird für die Durchführung einer neuen Kombination die Ansammlung von Vorräten einen Schritt zum Ziele ausmachen. Aber eine besondere Funktion, an die sich besondere Werterscheinungen ansetzen könnten, liegt darin nicht. Stets wird von dem Leiter oder der Leitung der Wirtschaft einfach eine andre Verwendung von Gütern verfügt. Ob das direkt zu den gewünschten Resultaten führt oder nur indirekt durch ein vorbereitendes Stadium von Vorratssammlung, ist völlig gleichgültig. Ob alle Mitwirkenden auch individuell die neuen Ziele billigen und die eventuelle Vorratssammlung vorzunehmen bereit sind, ist ebenfalls gleich-

gültig. Die Führer fühlen kein Opfer und nehmen auf ein eventuelles temporäres Opfer der Geführten keine Rücksicht, — wenn und solange die Zügel fest in ihren Händen ruhen. Die Geführten werden sich der Ausführung weitausgreifender Pläne, im Falle diese ihre Gegenwartskonsumtion einschränken — was zwar nicht notwendig, aber möglich ist —, jedenfalls widersetzen, wenn sie können¹¹. Ihr Widerstand kann diese Pläne unmöglich machen. Aber abgesehen davon haben sie keinen direkten und wirtschaftlichen Einfluß auf das, was geschehen soll, namentlich ist eine Konsumeinschränkung und Vorratssammlung nicht ihre freiwillige Leistung. Deshalb liegt darin auch keine besondere Funktion, die unserm Bilde des Entwicklungsprozesses einzufügen wäre. Stellt der Führer den Geführten eine Prämie in Aussicht, so liegt darin nichts anderes, wie wenn ein Feldherr seinen Soldaten eine besondere Belohnung verspricht: Es ist das ein Geschenk, das die Geführten fügsamer machen soll, aber nicht zum Wesen der Sache gehört und keine besondere rein ökonomische Kategorie bildet. Dabei ist der „Herr“ nur graduell vom Führer einer kommunistischen Wirtschaft geschieden. Der Umstand, daß nach der Idee der letzteren der zu erringende Vorteil der Gesamtheit zugute kommt, während der Herr möglicherweise nur sein Interesse im Auge hat, begründet deshalb keinen wesentlichen Unterschied, weil eine neue Errungenschaft der Masse, ehe sie sie verkostet hat, geradeso fernsteht, wie eine Errungenschaft, die bloß dem Herrn zufällt.

Daraus folgt auch, daß das Moment des Zeitablaufs hier keinen selbständigen Einfluß haben kann. Allerdings dürfen die Führer das Resultat der beabsichtigten Kombination nicht bloß mit dem Resultate vergleichen, das dieselben produktiven Elemente in derselben Zeit in ihrer bisherigen Verwendungsweise erzielen könnten, sondern sie müssen es auch mit den Resultaten jener neuen Kombinationen

¹¹ Denn vor ihren Augen wird überhaupt nur der momentane Entgang stehen, während für sie der künftige Gewinn möglicherweise geradeso wenig Realität hat, wie wenn er nie existent werden sollte. Das paßt auf alle Kulturstufen, von denen wir Kunde haben: Nirgends in der Geschichte hat, wo es zu einer Entwicklung kam, die Kooperation größerer Massen voraussetzte, das Moment des Zwanges gefehlt. In vielen Fällen freilich wird den Geführten überhaupt kein Opfer zugemutet.

vergleichen, die man sonst noch mit denselben Mitteln durchsetzen könnte. Und wenn diese letztern weniger Zeit erfordern, so werden die Resultate so vieler anderer Kombinationen zu addieren sein, als man in der Zeit, die die beabsichtigte erfordert, durchsetzen könnte. Deshalb wird das Zeitelement gewiß im Wirtschaftsplane der geschlossenen Wirtschaft hervortreten, während in der kapitalistischen sein Einfluß, wie wir noch sehen werden, im Zinsenposten ausgedrückt ist. Allein das ist nur selbstverständlich. Eine andre Rolle etwa im Sinne, daß das Wartenmüssen oder das Geringersehen künftiger Genüsse zu besondern Faktoren würden, gibt es auch hier nicht. Nur deshalb wartet man ungern, weil und wenn man unterdessen etwas andres tun könnte. Nur deshalb erscheinen künftige Genüsse geringer, weil und wenn, je weiter in der Zukunft ihre Erlangung liegt, desto größer der Abzugsposten der „anderweitig erlangbaren Genüsse" wird.

Also: Der Führer einer solchen Gemeinschaft, wie immer seine Stellung des Nähern aussehen mag, entzieht den bisherigen Verwendungen eine gewisse Menge von Produktionsmitteln und führt mit denselben eine neue Kombination durch, z. B. die Produktion eines neuen Gutes oder die Produktion eines bereits bekannten Gutes in besserer Qualität oder mit besserer Methode. Dabei ist es in letzterm Falle ganz gleichgültig, ob er die nötigen Produktionsmittel jenem Produktionszweig entzieht, der schon bisher dasselbe Gut erzeugte, oder ob er ihn in der gewohnten Weise weiterarbeiten läßt und daneben die Produktion mit der bessern Methode beginnt und die nötigen Produktionsmittel ganz andern Produktionszweigen entzieht. Ex hypothesi werden die neuen Produkte von höherm Werte sein — wie immer sich das Werturteil einer solchen Gesellschaft bilden mag — als jene, die dieselben Produktionsmittelmengen bisher erzeugt haben. Wie verläuft nun der Prozeß der Zurechnung in bezug auf die neuen Produkte? In dem Momente, wo die Kombination gelungen ist und die Produkte vorhanden sind, ihr Wert bestimmt ist — wie werden sich da die Wertungen der Faktoren gestalten, die mitgewirkt haben? Besser noch ist es den Moment zu wählen, in dem der Entschluß zur Durchführung der neuen Kombination gefaßt ist

und anzunehmen, daß alles genau so eintrifft, wie es dem Entschluß entspricht.

Zunächst muß von den Handelnden ein Werturteil gefällt werden: Es muß der Wert der neuen Produkte verglichen werden mit dem Werte jener Produkte, die dieselben Produktionsmittel wie bisher so auch jetzt im normalen Kreislauf erzeugen könnten. Klar, daß dieses Werturteil nötig ist, um überhaupt den Vorteil der neuen Kombination zu schätzen und daß ohne dasselbe kein Handeln möglich wäre. Die Kernfrage für unser Problem ist nun, mit welchem der beiden Werte, die alternativ mit ihnen erzeugt werden können, die Produktionsmittel angeschlagen werden. Soviel ist klar: Bevor die Entscheidung über die Durchsetzung der neuen Kombination gefallen ist, nur mit ihrem bisherigen Werte. Denn es hätte keinen Sinn, schon vorher den Überwert der neuen Kombination den Produktionsmitteln zuzurechnen, da dann ihre Durchsetzung überhaupt nicht mehr als Vorteil erschiene und dem ja notwendigen Vergleiche der Werte in beiden Verwendungen die Basis entzogen würde. Aber wenn der Entschluß gefaßt ist, wie steht die Sache da? Muß da den Produktionsmitteln nicht der volle produktive Beitrag im Wieserschen Sinne¹² zugerechnet werden, wie im Kreislauf, da sie ja dann den höhern Wert realisieren, so daß, wenn alles in idealer Vollkommenheit funktioniert, der ganze Wert der neuen Produkte auf die verwendeten Produktionsmittel zurückstrahlt?

Ich antworte mit Nein und behaupte, daß die Arbeits- und Bodenleistungen auch da noch mit ihren alten Werten anzuschlagen sind. Und zwar aus den folgenden beiden Gründen. Erstens: Die alten Werte sind gewohnte Werte. Lange Erfahrung hat sie gebildet und sie haben sich im Bewußtsein der Wirtschaftssubjekte festgestellt. Man ändert sie erst im Laufe der Zeit und unter dem Drucke weiterer langer Erfahrung. Ihre Werte haben eine große Konstanz und um so mehr, als die Arbeits- und Bodenleistungen selbst sich gegen früher nicht geändert haben. Die Werte der neuen Produkte dagegen stehen gradeso außerhalb des bisherigen Wertsystems, wie die Preise der neuen Produkte in der kapitalistischen

¹² Vgl. Natürlicher Wert p. 70 f.

Wirtschaft. Sie reihen sich den alten Werten nicht einfach kontinuierlich an, sondern sie sind durch einen Ruck von ihnen getrennt. Da hat die Auffassungsweise¹³ ihre Berechtigung, nach der ein jedes Produktivgut nur mit dem Wert anzuschlagen ist, den es in andern als seiner aktuellen Verwendung realisiert. Denn nur dieser Wert, also in unserm Falle ihr bisheriger Wert, ist von den konkreten Produktionsmitteln abhängig. Fielen sie weg, so würden sie durch andre aus diesen andern Verwendungen ersetzt. Keine Gütereinheit kann höher geschätzt werden als eine andre gleichartige, wenn und solange sie gleichzeitig vorhanden sind. Nun sind aber die in der neuen Kombination verwendeten Arbeits- und Bodenleistungen ganz gleichartig mit den gleichzeitig verwendeten — sind sie das nicht, so gibt es zwar eine Wertdifferenz, die sich aber ohneweiters erklärt und das Prinzip nicht berührt — und können daher keinen andern Wert haben als diese. Selbst im extremen Falle, wenn alle Produktivkräfte der Volkswirtschaft der neuen Kombination dienstbar gemacht würden, müßten sie in diesem Stadium mit den bisherigen Werten eingesetzt werden, die sie im Falle des Mißlingens dann wieder realisieren könnten und aus denen sich die Verlustgröße bilden würde, wenn sie völlig vernichtet würden. Deshalb also gibt die erfolgreiche Durchsetzung neuer Kombinationen auch einen Wertüberschuß in der geschlossenen Wirtschaft, nicht nur in der kapitalistischen, und zwar einen Wertüberschuß im Sinne einer Wertgröße, der kein Zurechnungsanspruch seitens der Produktionsmittel gegenübersteht, nicht etwa bloß einen Überschuß an Befriedigung gegenüber dem frühern Zustande. Wie wir auch sagen können: Der Mehrwert¹⁴ in der Entwicklung ist nicht bloß eine privatwirtschaftliche, sondern auch eine volkswirtschaftliche Erscheinung. Dieser volkswirtschaftliche Überschuß ist soweit durchaus dasselbe wie der kapitalistische Unternehmergewinn, den wir früher kennen gelernt haben.

¹³ Die ich sonst nicht ohneweiters billige, vgl. „Wesen“ II. Buch und „Bemerkungen über das Zurechnungsproblem“, Zeitschr. f. Volksw., Sozialp. und Verw. 1909.

¹⁴ Nur dieser Überschuß, der also privatwirtschaftlich als Unternehmergewinn und Kapitalzins erscheint, kann als Mehrwert im marxistischen Sinne bezeichnet werden. Einen andern oder anders zu erklärenden Überschuß dieser Art gibt es nicht.

Zweitens: Man kann zu demselben Resultate auch mit Hilfe eines andern Gedankengangs kommen. Man kann die Unternehmertätigkeit der Führer, die ja eine notwendige Bedingung für das Zustandekommen einer neuen Kombination ist, als ein Produktionsmittel auffassen. Ich tue das sonst nicht, weil mehr an der Gegenüberstellung von Unternehmer und Produktionsmitteln liegt. Aber hier leistet diese

Betrachtungsweise gute Dienste. Für den Augenblick konstituieren wir also die Führerfunktion als dritten ursprünglichen Produktionsfaktor. Dann ist es klar, daß auch ihr etwas von dem Werte der neuen Produkte zugerechnet werden muß. Aber wieviel? An sich sind Führer und Produktionsmittel gleich notwendig, und wenn der Verlust auch nur eines der beiden Elemente in Frage stünde, dann müßte der Führer wirtschaftlicher Weise bereit sein, den ganzen Produktwert bis auf ein Minimum für die Abwendung des Verlustes der Produktionsmittel und den ganzen Überwert der neuen Produkte bis auf ein Minimum für die Abwendung des Verlustes seiner Schöpferkraft hinzugeben. Es ist das nicht weiter verwunderlich und widerspricht nicht dem unter „Erstens“ Gesagten. Alle Wertkategorien erhalten ihre größenmäßige Bestimmtheit nur durch das Moment der Konkurrenz, sei es der Güterwerte, sei es der Wirtschaftssubjekte. Da in der geschlossenen Wirtschaft die zweite Art von Konkurrenz fehlt und da in ihr auch der Unterschied zwischen dem, was Unternehmergewinn ist und was nicht, wie wir gleich sehen werden, viel geringere Bedeutung hat als in der Verkehrswirtschaft, so tritt seine Wertgröße nicht immer in der Gleichartigkeit und auch nicht in der Schärfe hervor wie dort, wo dieser Unterschied sehr wesentlich und die Sachlage ziemlich immer dieselbe ist. Aber dennoch können wir für die meisten Fälle angeben, wieviel der Unternehmerfunktion zugerechnet werden wird. In den meisten Fällen sind, wie gesagt, die Produktionsmitteleinheiten ersetzlich und der Führer nicht¹⁵. So werden die ersten den Wert zugerechnet erhalten, auf dessen Realisierung man, im Falle es zum Ersatz käme, verzichten müßte, und

¹⁵ Auch wenn die Tätigkeit des Führers mit einem unersetzlichen Produktionsmittel konkurriert, bleibt eine Wertgröße zugunsten der ersten übrig. Denn nur mit seinem bisherigen Wert ist das letztere im Stadium der Einführung des Neuen anzuschlagen.

die Führerfunktion wird mit dem Reste angeschlagen werden: Der Führerfunktion wird der Wert der neuen Produkte zugerechnet minus dem Werte, den man ohne sie realisieren könnte. Hier also entspricht der Überschuß einem besondern Zurechnungsanspruch, kann daher auf keinen Fall den Anspruch schwellen, der von den Produktionsmitteln ausgeht.

Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, daß es nicht ganz richtig war, wenn wir stets von der Zurechnung des bisherigen Wertes an die Produktionsmittel sprachen. Der Grenzwert in den bisherigen Verwendungen steigt ja infolge des Entzuges von Produktionsmitteln, den sie erleiden. Dieselbe Erscheinung haben wir in der kapitalistischen Wirtschaft wahrgenommen. Das Steigen der Preise der Produktionsmittel infolge der neuen Nachfrage des Unternehmers in der kapitalistischen Wirtschaft entspricht eben diesem Wertungsprozeß. Danach ist unsre Ausdrucksweise zu korrigieren. Doch ändert sich nichts an dem Wesen der Sache. Diese Wertsteigerung ist natürlich nicht mit einer Zurechnung des Entwicklungswerts an die Produktionsmittel zu verwechseln.

Niemand kann behaupten, daß der geschilderte Wertungsprozeß nicht real ist und daß der Unternehmergewinn als besondere Wertgröße in der geschlossenen Wirtschaft keinen Sinn hat. Auch die geschlossene Wirtschaft muß sich darüber klar sein, was sie tut, welchen Vorteil ihr neue Kombinationen bringen und auch, worauf dieser Vorteil zurückzuführen ist. Wohl aber könnte man behaupten, daß der Unternehmergewinn als Verteilungskategorie in der geschlossenen Wirtschaft keine Bedeutung hat. Das ist in einem gewissen Sinne richtig. In der herrschaftlichen Type der geschlossenen Wirtschaft kann der Herr über die seiner Leistung entsprechende Produktmenge wohl frei verfügen, aber da kann der Herr über alle Erträge frei verfügen — er kann den Arbeitern mehr, aber auch weniger geben, als ihrer Grenzproduktivität entspricht. In der kommunistischen Type kommt gar der Unternehmergewinn schlechthin — der Idee nach wenigstens — der Gesamtheit zu. An sich berührt uns das nicht. Aber kann man nicht daraus folgern, speziell für die kommunistische Type, daß der Unternehmergewinn im Lohn aufgeht, daß da die Wirklichkeit die Werttheorie beiseite schiebt und daß der Lohn

das ganze Produkt umfasse? Nein. Man muß unterscheiden zwischen dem ökonomischen Wesen eines Ertrags und dem, was mit diesem Ertrage geschieht. Das ökonomische Wesen eines Ertrags beruht auf einer produktiven Leistung. In diesem Sinne nennen wir Lohn den Ertrag, der aus einer Arbeitsleistung zu erklären ist. Bei freier Konkurrenz in einer Verkehrswirtschaft fällt gerade dieser Ertrag dem Arbeiter zu. Aber nur deshalb, weil deren Prinzip Vergeltung nach Grenzleistung ist. Notwendig ist das nur in dem Sinne, als in der kapitalistischen Wirtschaft nur gerade dieser Lohn diese Leistung hervorruft. Wäre die Leistung in anderer Weise gesichert — durch soziales Pflichtgefühl etwa oder durch Zwang —, so könnte der Arbeiter auch weniger erhalten: Immer noch aber wäre sein Lohn durch die Grenzproduktivität der Arbeit bestimmt und das, um was er weniger bekäme, wäre als Entzug am ökonomischen Lohn zu klassifizieren. Auch dieser Abzug wäre Lohn, nur eben dem Arbeiter genommener Lohn. In einer kommunistischen Wirtschaft würde sicher der Führer den Unternehmergewinn nicht erhalten. Und man kann gewiß nicht so einfach behaupten, daß das Entwicklung unmöglich machen würde. Vielmehr wäre es möglich, daß sich die Leute in einer solchen Organisation mit der Zeit so umdenken, daß es ihnen geradeso fernliegt, den Unternehmergewinn zu beanspruchen, wie es dem Staatsmann oder Feldherrn fernliegt, gemachte Eroberungen ganz oder teilweise für sich behalten zu wollen. Aber der Unternehmergewinn bliebe Unternehmergewinn. Daß es nicht angeht, ihn als ökonomischen Lohn der Arbeiter zu charakterisieren, kann man durch Adaptierung des Gedankengangs erkennen, den v. Böhm-Bawerk bezüglich seiner Zinskategorie klassisch formuliert hat¹⁶. Er paßt auch auf die Grundrente, bei der ebenfalls das Wesen des produktiven Beitrags des Bodens zu scheiden ist von der Auszahlung des auf ihm beruhenden Ertrags an bestimmte Wirtschaftssubjekte¹⁷.

Als Lohn welcher Arbeiter wäre der Unternehmergewinn zu bezeichnen? Auf diese Frage sind zwei Antworten denkbar. Zunächst liegt es, zu sagen: Als Teil des Lohnes jener Arbeiter, die an den neuen Produkten gearbeitet haben. Vom Anteil des Bodens wollen

¹⁶ Positive Theorie, Schlußkapitel.

¹⁷ Vgl. „Wesen“ III. Buch.

wir hier absehen. Nun, das kann nicht sein. Denn dann würden diese Arbeiter *ex hypothesi* einen höhern Lohn bekommen, als ihre Kameraden, die in andern Richtungen nach der bisherigen Weise weiterarbeiten. Diese andern Arbeiter aber leisten ja nicht weniger Arbeit von nicht geringerer Qualität, so daß wir, wenn wir diese Eventualität akzeptieren, mit einem fundamentalen Prinzip des Wirtschaftsverlaufes in Konflikt kommen, das verschiedene Werte gleichartiger Güter ausschließt. Von der Ungerechtigkeit, die in einer solchen Maßregel läge, ganz abgesehen: Es würden durch sie einfach privilegierte Arbeiter geschaffen. Möglich ist das Arrangement, aber das Mehr, das diese Arbeiter erhielten, wäre kein Lohn.

Die andre denkbare Antwort ist: Die Wertgröße, die wir Unternehmergeinn nennen und die ihr entsprechende Produktmenge bilden einfach einen Teil der nationalen Dividende und sind auf alle Arbeitsleistungen der betreffenden Wirtschaftsperiode — Gleichartigkeit derselben vorausgesetzt, respektive Ungleichartigkeit in bekannter Weise berücksichtigt, so daß qualifizierte Arbeit die Arbeit der Qualifikationserwerbung einschließt — gleichmäßig aufzuteilen. In diesem Falle bekommen jene Arbeiter, die nicht an den neuen Produkten gearbeitet haben, mehr als das Produkt ihrer Arbeit. Niemals noch hat man mit einem Lohn, der höher ist als der gesamte Produktwert, einen ökonomischen Sinn verbunden. Man wird daher unschwer zugeben, daß die Arbeiter in diesem Fall ihren Teil nicht ganz als ökonomischen Lohn, sondern partiell aus einem nicht-ökonomischen Titel erlangen. Möglich allerdings ist auch dieses Arrangement und ebensogut viele andre. Die Gesamtheit muß ja irgendwie über den Unternehmergeinn wie über alle andern Erträge verfügen. Sie muß sogar zugunsten von Arbeitern darüber verfügen, da es andre Anteilberechtigte nicht gibt. Dabei kann sie nach den verschiedensten Prinzipien verfahren, z. B. nach der Bedürfnisintensität verteilen oder allgemeine Zwecke verwirklichen, ohne zu verteilen. Aber das ändert nichts an den ökonomischen Kategorien. Im normalen Kreislauf ist es nicht möglich, daß die Arbeiter direkt oder indirekt mehr erhalten als ihr ökonomisches Produkt mehr dem des Bodens, denn mehr ist nicht vorhanden. Wenn das in unserm Falle möglich ist, so kommt das lediglich daher, daß ein hier wirksames

Agens auf sein Produkt verzichtet oder dessen beraubt wird. Definieren wir den vieldeutigen Ausdruck „Ausbeutung“ dahin, daß Ausbeutung dort vorliegt, wo ein bei der Produktion nötiges Agens, resp. dessen Besitzer, weniger erhält, als sein Produkt im ökonomischen Sinn, so können wir sagen, daß jene Mehrentlohnung der Arbeiter nur durch Ausbeutung des Führers möglich ist. Schränken wir den Ausdruck auf den Fall ein, wo einer persönlichen Leistung ihr Produkt entzogen wird — um den Begriff der Ausbeutung von der Anwendung auf Grund und Boden auszuschließen, wo er mit Rücksicht auf das Nichtvorhandensein von Grundherrn in der kommunistischen Wirtschaft deplaciert wäre —, so können wir noch immer sagen, daß Ausbeutung des Führers vorläge, freilich ohne damit ein Werturteil verbinden zu wollen oder zu können.

Deshalb wird der Unternehmergeinn prinzipiell selbst dann nicht zum Lohn im ökonomischen Sinne, wenn er ganz dem Arbeiter zufällt. Es ist auch praktisch wichtig für eine kommunistische Volkswirtschaft, das klar zu erkennen und stets den Unternehmergeinn vom Lohn zu scheiden. Denn sowohl das allgemeine Verständnis ihres Lebens wie Entscheidungen über konkrete Fragen hängen ersichtlich davon ab. Uns eröffnet diese ganze Betrachtung einen tiefern Einblick in das Wesen des Unternehmergeinns. Vor allem lehrt sie uns die Unabhängigkeit des Phänomens von der konkreten Organisationsform der Volkswirtschaft. Und dann die allgemeine Wahrheit: Der Unternehmergeinn als besondere und selbständige Werterscheinung ist im innersten Kern an die Führerrolle in der Wirtschaft geknüpft. Bedürfte die Entwicklung keiner Führung und keines Zwanges, dann wäre der Unternehmergeinn zwar seiner Größe nach in Lohn und Rente vorhanden, aber er wäre kein Phänomen sui generis. Solange das aber nicht der Fall ist, d. h. also, solange die Masse der Menschen auch nur die geringste Ähnlichkeit mit den Massen aller Völker hat, von denen eine Kunde zu uns gedrungen ist, solange würde auch bei idealer Vollkommenheit der wirtschaftlichen Vorgänge, bei vollster Reibungs- und Zeitlosigkeit derselben, nicht der ganze Ertrag Arbeits- und Bodenleistungen zuzurechnen sein¹⁸.

¹⁸ Ein Wort über die Auffassung, die man heute so oft hören kann: Daß der Unternehmer nichts, die Organisation alles schaffe. Daß gleichsam niemandes

Ich komme nun zu dem zweiten Akt, den das Drama der Durchsetzung des Neuen auch in der geschlossenen Wirtschaft hat. Auch in der geschlossenen Wirtschaft lebt der Unternehmergeinn nicht ewig. Auch hier treten notwendig Veränderungen ein, die ihm ein Ende machen. Die neue Kombination ist durchgesetzt, ihre Resultate liegen vor, alle Zweifler sind zum Schweigen gebracht, die Vorteile sind nunmehr einleuchtend. Zugleich die Art, wie man sie zu erlangen hat. Da bedarf es nun höchstens eines Leiters oder Vormannes mehr, nicht aber der Schöpferkraft und Herrschergewalt des Führers. Man braucht ja nur das Getane zu wiederholen, um die gleichen Vorteile zu erlangen. Und man wird das auch ohne den Führer tun können und tun. Mögen Reibungswiderstände auch immer noch zu überwinden sein, im Prinzip ist die Sache anders, leichter geworden. Die Vorteile sind allen Gliedern der Gesamtheit zu Realitäten geworden und die neuen Produkte, gleichmäßig in der Zeit verteilt, stehen stets vor ihren Augen, entheben sie, im Sinne dessen, was wir über diesen Punkt im ersten Kapitel sagten, jedes Opfers oder Wartenmüssens bis zur Vollendung weiterer Produkte. Es wird der Volkswirtschaft nicht mehr zugemutet weiter, höher hinauf zu streben, sondern nur die Kontinuität des vorhandenen Güterstroms zu sichern. Das können wir von ihr erwarten.

Der neue Produktionsprozeß wird also wiederholt werden¹⁹. Und dazu ist keine Unternehmertätigkeit mehr nötig. Fassen wir sie wieder

Produkt sein Produkt sei — sondern das des sozialen Ganzen. Ihr liegt das Element von Wahrheit zugrunde, daß natürlich jeder Produkt seines hereditären und persönlichen Milieus ist und daß niemand schaffen kann, wozu die Bedingungen nicht vorhanden sind. Aber damit können wir auf dem Gebiete der Wirtschaft, wo es sich nicht um Formung der Menschen, sondern um bereits geformte Menschen handelt, nichts anfangen: Vor die Frage gestellt, ob der individuellen Initiative eine Funktion zukomme, würden gerade die Vertreter dieser Auffassung am eifrigsten bejahen. Präzise und richtig ist sie ferner bezüglich der Rückwirkungen der Entwicklung. Im übrigen beruht sie nur auf dem populären Vorurteil, daß nur der physisch Arbeitende wirklich schaffe und auf dem Eindruck, daß alle Elemente der Entwicklung so schön ineinandergreifen und jede Entwicklungsphase auf vorhergehenden beruht. Das ist aber Resultat der einmal in Gang gebrachten Entwicklung und erklärt nichts. Auf das Prinzip ihres Mechanismus kommt es an.

¹⁹ Man könnte entgegen, daß, wenn das Neue zu weit von dem Gewohnten absteht, ein Zwang noch immer nötig sein wird. Da ist zu unterscheiden: Entweder liegt in solchem Falle nur vor, daß es noch nicht verstanden und eingelebt ist. Dann ist die neue Kombination eben noch nicht durchgesetzt. Wir nehmen an, daß das geschehen sei, was ja beliebig lange dauern mag. Sodann ist ein Zwang

als einen dritten Produktionsfaktor auf, so können wir sagen, daß bei der bloßen Wiederholung der eingelebten neuen Kombination einer der Produktionsfaktoren wegfällt, die zu ihrer Durchsetzung nötig waren. Damit fällt auch der von ihm ausgehende Zurechnungsanspruch weg und die Werte der andern, also der Arbeits- und Bodenleistungen, können und werden sich ausdehnen bis zur Erschöpfung des Produktwerts. Jetzt sind nur diese mehr nötig, jetzt schaffen sie allein das Produkt. Ihnen allein ist es zuzurechnen. Zunächst also den Arbeits- und Bodenleistungen, die zu einer Produktion tatsächlich verwendet werden, dann aber auch gleich nach bekannten Grundsätzen allen. Die Werte jener Arbeits- und Bodenleistungen werden sich erst expandieren und dann über alle andern hin diffundieren.

Die Werte aller Arbeits- und Bodenleistungen werden daher entsprechend steigen. Dieses Steigen ist aber von jenem zu unterscheiden, das schon bei der Durchsetzung der neuen Kombination eintritt, nicht bloß dem Grade, sondern der Art nach. Das letztere bedeutet kein Steigen ihrer Wertskala, sondern nur ihres Grenznutzens infolge des Umstandes, daß die bisherigen Produktionen mit Rücksicht auf den eintretenden Entzug von Produktionsmitteln nicht so weit geführt werden können wie vorher, daher nur Bedürfnisse höherer Intensität befriedigen können als vorher. Im erstem Fall liegt etwas ganz andres vor. Nämlich ein Eintreten des Werts der neuen Produkte in die Wertskala der Produktionsmittel. Auch das erhöht deren Grenznutzen, aber nicht bloß ihn, sondern ihren Gesamtwert, welcher Unterschied dann praktische Bedeutung gewinnt, wenn es sich um Verfügung über größere Mengen derselben handelt. Jetzt also wird in den Werten der Produktionsmittel die Tatsache zum Ausdruck kommen, daß von ihnen und von ihnen allein auch der neue Zuwachs an Bedürfnisbefriedigung abhängt, daß das Produkt von Arbeit und Boden größer geworden ist. Jetzt werden sie nicht mehr mit dem Wert angesetzt,

der Organisation, namentlich durch Ober- und Unterordnung, gewiß immer nötig. Aber das ist etwas andres als der Zwang zur Durchführung von neuen Dingen. Endlich kann ja in der herrschaftlichen Organisation für die Masse ein direkter Schaden mit dem Neuen verknüpft sein. Dann ist Zwang auch nötig, wenn es durchgesetzt ist. Aber auch das ist etwas andres. Zur Aufrechthaltung von einmal Bestehendem gehört nicht unser Führertypus, sondern nur Herrscherstellung.

den sie im frühern jährlichen Kreislauf hatten, sondern mit dem, den sie nun im neuen Kreislauf realisieren. Im Moment des Übergangs hatte es keinen Sinn, ihnen einen höhern als ihren damaligen Ersatzwert zuzusprechen. Jetzt schließt auch ihr Ersatzwert schon den Wert der neuen Verwendung ein. Wie im alten Kreislauf der regelmäßig realisierte Wert für die Werte der Produktionsmittel bestimmend war, so ist es im neuen Kreislauf wiederum der hier regelmäßig realisierte Wert. Die Wertsteigerung des Sozialprodukts zieht die Werte der Produktionsmittel nach sich und die neue Sachlage wird bald deren altgewohnten, erfahrungsgemäß gegebenen Wert durch einen neuen Wert ersetzen, der schließlich zum gewohnten, erfahrungsmäßigen werden wird und auf der neuen Grenzproduktivität beruht. So müßte sich der Kontakt zwischen Produkt und Produktionsmitteln herstellen. Und durch ihn würde der volle Wertstrom fließen, jeden „Gewinn“ vernichtend. So wenig es im frühern System Diskrepanzen zwischen beiden Wertkategorien gab, so wenig wird es solche im neuen geben. Und funktionierte alles in idealer Vollkommenheit, so täte vom wirtschaftlichen Standpunkt die kommunistische Volkswirtschaft ganz recht, wenn sie das ganze Produktionsresultat als dauernden Ertrag ihrer Arbeit und ihres Bodens betrachtete und unter ihre Mitglieder zur Konsumtion verteilte²⁰. Die Tatsachen würden sie nicht desavouieren.

Soweit geht der Prozeß der Eliminierung des Unternehmergewins in der geschlossenen Wirtschaft in einer Weise vor sich, die seiner Eliminierung in der kapitalistischen Wirtschaft ganz analog ist. Aber der andre Teil dieses Prozesses in der kapitalistischen Wirtschaft, nämlich das Herabdrücken des Preises der neuen Produkte infolge des Auftretens von konkurrierenden Wirtschaftssubjekten muß in der geschlossenen Wirtschaft fehlen. Wohl bedürfen auch hier die neuen Produkte der Einordnung in den Kreislauf, wohl müssen ihre Werte auch hier zu den Werten aller andern Produkte in Verhältnis gesetzt werden. Gedanklich können wir noch immer die Durchsetzung des Neuen und den Prozeß seiner Einordnung als zwei verschiedene Dinge auseinanderhalten. Aber man sieht leicht, daß es praktisch einen erheblichen Unterschied macht, ob beides tatsächlich uno actu

²⁰ Wie es schließlich die kapitalistische Wirtschaft auf ihre Art auch tut.

erfolgt oder nicht. In der geschlossenen Wirtschaft genügt der Nachweis eines auf die Unternehmertätigkeit zurückzuführenden Überschusses vollkommen, um unser Problem zu lösen. In der kapitalistischen Wirtschaft kann diese Wertgröße nur mit Hilfe des Mechanismus der Marktvorgänge ihren Weg zum Unternehmer finden und nur durch diesen Mechanismus wiederum vernichtet oder ihm entzogen werden. Es kommt da eben zum einfachen Wertproblem noch das weitere Problem hinzu, wie es kommt, daß der Unternehmergewinn auch wirklich dem Unternehmer zufällt. Und jener Mechanismus zeugt manche Erscheinungen, die in der geschlossenen Wirtschaft fehlen müssen.

Trotzdem ist nicht nur das innerste ökonomische Wesen des Unternehmergewinns in allen Organisationsformen dasselbe, sondern auch das innerste Wesen des Prozesses, der ihn eliminiert. In allen Fällen läuft die Sache hinaus auf die Beseitigung jener Hemmungen, die verhindern, daß der ganze Produktwert Arbeits- und Bodenleistungen zugerechnet wird, bzw. daß sich deren Preise dem Produktpreise gleichstellen. Die beherrschenden Prinzipien des Vorgangs sind immer, daß die ungehemmte Wirtschaft erstens Wertüberschüsse bei einzelnen Produkten nicht duldet und zweitens die Werte der Produktionsmittel denen der Produkte stets nachschiebt. Diese Prinzipien gelten unmittelbar in der geschlossenen Wirtschaft und sie werden in der kapitalistischen durch die freie Konkurrenz verwirklicht: In der kapitalistischen Wirtschaft müssen sich die Preise der Produktionsmittel so stellen, daß sie den Produktpreis erschöpfen. Soweit das nicht möglich ist, muß der Produktpreis entsprechend sinken. Wenn unter diesen Umständen der Unternehmergewinn überhaupt existent wird, so kommt das nur daher, daß der Übergang von einem Zustande, in dem es keine Wertüberschüsse gibt, zu einem neuen Zustande, in dem es wieder keine gibt, nicht ohne Hilfe des Unternehmers vor sich gehen kann und auch die in der kapitalistischen Wirtschaft außerdem noch nötige Bedingung erfüllt ist, daß der Unternehmergewinn ihm nicht sofort durch Konkurrenz entzogen werden kann.

Der Unternehmergewinn haftet an Produktionsmitteln in keinem andern Sinn als die Leistung des Dichters an dem teilweise vollendeten

Manuskript. Weder wird ihnen ein Teil des Unternehmergeinns zugerechnet noch ist ihr Besitz und ihre Beistellung Inhalt der Unternehmerfunktion. Und vor allem, wie wir sahen, ist der Unternehmergeinn nicht in der dauernden Werterhöhung zu suchen, die die ursprünglichen Produktionsmittel durch die neue Verwendung erfahren. Betrachten wir den Fall einer Sklavenwirtschaft, in der Boden und Arbeiter dem Unternehmer, der sie zum Zwecke der Durchsetzung einer neuen Kombination gekauft habe, gehören. Wenn irgendwo, so könnte man in diesem Falle sagen, daß für Boden und Arbeit ein ihren bisherigen Verwendungen entsprechender Preis gezahlt worden und der Unternehmergeinn jener Betrag sei, um den nun Boden und Arbeiter dauernd mehr produzieren. Aber das wäre aus zwei Gründen falsch: Erstens wird zunächst der Erlös der neuen Produkte eine Höhe erreichen, von der ihn die Konkurrenz wieder herabziehen muß, so daß jene Auffassung ein Element des Unternehmergeinns nicht berücksichtigen würde. Zweitens aber ist der dauernde Mehrertrag — soweit nicht Quasirente — eben ökonomisch ein Zuwachs am Arbeitslohn, der hier allerdings dem „Arbeitsbesitzer“, nicht ohneweiters auch dem Arbeiter zufällt, und an der Grundrente. Sklaven und Boden haben für ihren Eigentümer und allgemein nunmehr sicher höhern Wert, aber er ist als ihr Eigentümer und nicht als Unternehmer dauernd reicher geworden, wenn man vom einmaligen oder temporären Gewinn absieht. Auch wenn ein natürliches Produktionsmittel erst in der neuen Kombination existent wird, z. B. ein Bach als Wasserkraft, verhält sich die Sache nicht anders. Nicht die Wasserkraft wirft den Unternehmergeinn ab. Das, was sie dauernd abwirft, ist Grundrente in unserm Sinne.

Ein Teil dessen, was zunächst Unternehmergeinn ist, geht also in Rente über. Dabei ändert sich die ökonomische Natur der betreffenden Größe. Nehmen wir an, daß ein Plantagenbesitzer, der bisher Zuckerrohr gebaut hat, nunmehr zur Baumwollpflanzung übergeht, was bis vor kurzem²¹ noch sehr viel lukrativer war. Das ist eine neue Kombination, der Mann wird dadurch zum Unternehmer und macht einen Unternehmergeinn. In der Kostenliste steht die Grundrente vorerst nur mit dem dem Zuckerrohrbaue entsprechenden Betrage.

²¹ 1911 geschrieben.

Wie das tatsächlich geschah, werden wir annehmen, daß die auftretende Konkurrenz den Erlös früher oder später herabdrückt. Wenn aber doch ein Plus übrigbleibt, wie ist das zu erklären und was ist es ökonomisch? Das kann, von Friktionen abgesehen, nur daher kommen, daß der betreffende Boden entweder für die Baumwollpflanzung differenziell geeignet oder die Grundrente infolge der neuen Verwendung allgemein gestiegen ist — im Prinzip kommt es stets von beiden Momenten. Schon das qualifiziert den dauernden höhern Ertrag zur Gänze als Grundrente. Es kommt aber noch hinzu, daß die Unternehmerfunktion unsres Mannes, wenn er weiter Baumwolle baut, weggefallen und der ganze Ertrag nunmehr den ursprünglichen Produktionsmitteln zuzurechnen ist.

Ein Wort über das Verhältnis von Unternehmergewinn und Monopolverdienst. Da beim ersten Auftreten der neuen Produkte der Unternehmer keine Konkurrenten hat, so erfolgt deren Preisbildung ganz oder in gewissen Grenzen nach den Grundsätzen des Monopolverdienstes. Im Unternehmergewinn der kapitalistischen Wirtschaft liegt also ein Monopolverdienstelement. Nehmen wir nun an, daß die neue Kombination in der Errichtung einer dauernden Monopolverstellung bestehe, etwa in der Gründung eines Trusts, der gar keine konkurrierenden Outsider zu fürchten habe. Dann liegt es nahe, den Unternehmergewinn einfach als dauernden Monopolverdienst-, und den Monopolverdienst einfach als Unternehmergewinn zu betrachten. Und doch liegen zwei ganz verschiedene ökonomische Phänomene vor. Die Durchführung der monopolistischen Organisation ist eine Unternehmertat und ihr „Produkt“ kommt in einem Unternehmergewinne zum Ausdruck. In Gang gebracht erzielt die Organisation in diesem Fall immer wieder Mehrerertrag, aber nun ist er jenen natürlichen oder sozialen Momenten zuzurechnen, auf denen die Monopolverstellung beruht — ist er zum Monopolverdienst geworden: Gründergewinn und dauernder Ertrag sind denn auch praktisch geschiedene Dinge: Der Gründergewinn Wert des Monopols, der dauernde Mehrerertrag eben Ertrag des Monopolverhältnisses.

Diese Erörterungen können im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter fortgesetzt werden. Vielleicht sind sie schon zu lang. Aber wenn ich mir vorwerfe, den Leser zu sehr mit diesen Dingen ermüdet zu haben,

so kann ich mir doch nicht einmal den Vorwurf ersparen, daß nicht alle Punkte erschöpfend klargestellt und nicht alle möglichen Mißverständnisse ausgeschlossen sind. Die wesentlichen Seiten der Sache dürften beleuchtet sein. Noch einige Bemerkungen, ehe wir das Thema verlassen.

Der Unternehmergeinn ist keine Rente, etwa ein Ertrag differenzieller Vorteile in den dauerbaren Elementen eines Betriebs. Auch kein Kapitalgewinn, wie immer man das Kapital definieren mag, so daß jeder Grund wegfällt, von einer in der Wirklichkeit gar nicht vorhandenen Tendenz nach Ausgleichung der Unternehmergeinne untereinander zu sprechen: Denn nur das Zusammenwerfen von Zins und Unternehmergeinn erklärt, daß manche Autoren eine solche Tendenz behaupten²², obgleich wir an einem und demselben Orte, zu gleicher Zeit und in der gleichen Branche so außerordentlich verschiedene Gewinne beobachten können. Wir wollen nun noch feststellen, daß der Unternehmergeinn endlich auch nichts dem Lohne Gleichartiges ist. An sich könnte man das leicht glauben. Ein einfaches Residuum ist er sicher nicht, er ist der Wertausdruck dessen, was der Unternehmer, in ganz demselben Sinne, wie der Lohn der Wertausdruck dessen ist, was der Arbeiter schafft. Er ist ebensowenig ein Ausbeutungsgewinn wie dieser. Allein der Lohn bestimmt sich nach der Grenzproduktivität der Arbeit, der Unternehmergeinn ist eine eklatante Ausnahme von diesem Gesetz: Sein Problem liegt gerade darin, daß das Kosten- und das Grenzproduktivitätsgesetz ihn auszuschließen scheinen. Und was der „Grenzunternehmer“ erhält, ist ganz gleichgültig für den Erfolg aller andern. Jede Lohnerhöhung diffundiert über alle Löhne hin, wer als Unternehmer Erfolg hat, hat ihn zunächst allein. Der Lohn ist ein Preiselement, der Unternehmergeinn ist es nicht in demselben Sinne: Die Lohnzahlung ist eine der Bremsen der Produktion, der Unternehmergeinn nicht. Man könnte von ihm mit mehr Recht sagen, was die Klassiker von der Grundrente behaupteten, nämlich daß er nicht in die Preise der Produkte eintritt. Der Lohn ist ein dauernder Einkommenszweig, der

²² Während andre, wie z. B. Lexis, die Gleichheit auch der Zinsrate bestreiten. Das Problem, das Marx soviel Schwierigkeiten machte, fällt weg, wenn man unser Resultat akzeptiert.

Unternehmergewinn ist überhaupt kein Einkommenszweig, wenn man regelmäßige Wiederkehr eines Ertrags zu den Charakteristika der Einkommensqualität zählt. Er entgleitet dem Unternehmer, sowie die Unternehmerfunktion erfüllt ist. Er haftet an der Neuschaffung, an der Realisation der Entwicklungswerte, des Wertsystems der Zukunft. Er ist zugleich Kind und Opfer der Entwicklung²³.

Ohne Entwicklung kein Unternehmergewinn, ohne Unternehmergewinn keine Entwicklung. Für die kapitalistische Wirtschaft ist noch hinzuzufügen, daß es ohne Unternehmergewinn auch keine Vermögensbildung gäbe. Nicht das große soziale Phänomen, das wir vor Augen haben, wenigstens — das ist sicher eine Konsequenz der Entwicklung, und zwar des Unternehmergewinns. Wenn man von der „Kapitalisierung“ von Renten absieht — ein Prozeß, den ebenfalls erst die Entwicklung hervorbringt und dessen Wesen wir im nächsten Kapitel untersuchen werden — und von der Spartätigkeit im eigentlichen Sinne — der wir keine sehr große Rolle zuschreiben — endlich von den Geschenken, die die Entwicklung in ihren Rückwirkungen und der Zufall manchen Wirtschaftssubjekten zuwerfen und die zwar an sich temporär sind, aber zur Vermögensbildung bei Nichtkonsumtion führen können, so bleibt noch die weitaus wichtigste Quelle der Vermögensbildung übrig, aus der die meisten Vermögen entstanden sind. Die Nichtkonsumtion des Unternehmergewinns ist nicht Sparen in eigentlichem Sinne, nicht Entzug am gewohnten Befriedigungsstande. Und so können wir sagen, daß es die Tat der Unternehmer ist, die die meisten Vermögen schafft. Die Wirklichkeit scheint mir diese Ableitung der Vermögensbildung aus dem Unternehmergewinne schlagend zu bestätigen.

Obgleich ich es dem Leser in diesem Kapitel freistellte, neben Lohn und Rente auch den Kapitalzins als Produktionsauslage zu stellen, habe ich doch die Untersuchung so geführt, wie wenn dem Unternehmer der ganze Überschuß über Löhne und Renten verbliebe. Tatsächlich hat er natürlich noch Kapitalzins zu entrichten, um dessen

²³ Wie sehr das der Wirklichkeit entspricht und wie deutlich es sich unbefangenen Blicke darstellt, sieht man aus der Bemerkung A. Smiths — die jeder Praktiker gemacht haben könnte und im gewöhnlichen Leben tatsächlich macht—, daß neue Produktionszweige rentabler sind als alte.

Größe sich jener Überschuß verringern muß. Damit mir nicht etwa vorgeworfen werde, daß ich eine Summe erst als Unternehmergewinn und dann als Zins bezeichne, sei ausdrücklich bemerkt, daß sich dieser Punkt noch völlig aufklären wird.

Die Größe des Unternehmergewinns ist nicht so fest bestimmt wie die Größe der Einkommen im Kreislauf. Insbesondere kann von ihr nicht wie von den Kostenelementen in diesem ausgesagt werden, daß sie gerade ausreiche, um gerade die — ja nur durch die Bestimmungsgründe des Gleichgewichtssystems fixierte — jeweils zu erklärende „Menge an angebotenen Unternehmerleistungen“ hervorzurufen. Eine solche theoretisch zu bestimmende Menge gibt es nicht. Und sowohl die in einem gegebenen Zeitpunkte tatsächlich erzielte Gesamtsumme an Unternehmergewinn als auch der von einem einzelnen Unternehmer erzielte Gewinn kann sehr viel größer sein als nötig gewesen wäre, um die tatsächlich wirksam gewordenen Unternehmerleistungen hervorzurufen. Freilich wird jene Gesamtsumme vielfach überschätzt²⁴. Freilich ist zu berücksichtigen, daß auch der augenfällig disproportionale Einzelerfolg seine Funktion hat, weil die Möglichkeit ihn zu erhaschen als stärkerer Reiz wirkt als seiner Größe multipliziert mit dem Wahrscheinlichkeitskoeffizienten entsprechen würde, weil also sozusagen solche Aussichten zur „Entlohnung“ auch jener Unternehmer gehören, für die sie sich nicht realisieren. Trotzdem ist es ganz klar, daß, insbesondere wenn die Gewöhnung nicht wäre und die Vorstellung von der Angemessenheit derartiger Chancen, in sehr vielen Fällen geringere Beträge und namentlich geringere Gesamtbeträge dasselbe Resultat haben würden, wie es auch klar ist, daß der Zusammenhang zwischen Qualität der Leistung und privatem Erfolg hier viel schwächer ist als z. B. auf dem Gebiet des Arbeitsmarktes der freien Berufe. Das ist nicht nur steuertheoretisch wichtig — wengleich die Bedeutung dieses Momentes praktisch sehr durch die Rücksicht auf die „Kapitalbildung“ im Sinn von Anreicherung des Vorrats an produzierten Produktionsmitteln eingeschränkt wird — sondern das erklärt auch, warum dem Unternehmer sein Gewinn verhältnismäßig so leicht zu entwenden ist und der „angestellte“ Unternehmer, z. B. der industrielle „Direktor“, der häufig die Unter-

²⁴ Vgl. darüber Stamp: *Wealth and taxable capacity* 1922 p. 103f.

nehmerrolle spielt, im Regelfall ohneweiters mit viel weniger als dem vollen Betrag des Unternehmergewinns abgefunden werden kann. Je mehr sich das Leben rationalisiert, nivelliert, demokratisiert und je flüchtiger die Beziehungen des einzelnen zu konkreten Personen — insbesondere des Familienkreises — und konkreten Sachen — einerseits einer bestimmten Fabrik, andererseits einem bestimmten Familienhaus — werden, um so mehr verlieren manche der im zweiten Kapitel aufgezählten Motive ihren Sinn und der Griff des Unternehmers nach seinem Gewinn an Kraft²⁶. Welchem Prozeß die fortschreitende Automatisierung der Entwicklung parallel geht, die, aus teilweise gleichen Wurzeln kommend, die Bedeutung der Unternehmerfunktion zu schwächen tendiert.

Nicht nur in jener Epoche jedoch, die die Anfänge dieses sozialen Prozesses noch nicht kannte, sondern auch heute noch ist die Unternehmerfunktion nicht nur das Vehikel fortwährender Umorganisation der Wirtschaft, sondern auch das Vehikel fortwährender Veränderung der Elemente, aus denen die obere Schichten der Gesellschaft bestehen. Der erfolgreiche Unternehmer steigt sozial, mit ihm die Seinen, denen die Resultate seines Erfolgs eine von persönlichem Tun nicht unmittelbar abhängige Basis geben. Dieses Steigen stellt den wichtigsten Auftrieb in der kapitalistischen Welt dar. Weil es im Weg des Niederkonkurrierens alter Betriebe vor sich geht und damit auch der mit diesen verknüpften Existenzen, so entspricht ihm immer ein Prozeß des Sinkens, der Deklassierung, der Eliminierung. Dieses Schicksal steht auch dem Unternehmer bevor, dessen Kraft erlahmt ist, oder doch seinen Erben, die mit der Beute nicht auch die Klaue geerbt haben. Nicht nur deshalb also, weil jeder individuelle Unternehmergewinn versiegt und der Mechanismus der Konkurrenzwirtschaft keine dauernden Mehrwerte duldet, vielmehr durch eben jenen stimulus des Gewinnstrebens vernichtet, der seine treibende Kraft ist; sondern schon deshalb, weil im Normalfall die Dinge so vor sich gehen, daß sich der Erfolg des Unternehmers im Besitz eines Betriebs konkretisiert und dieser Betrieb von den Erben kreislaufmäßig weitergeführt zu werden pflegt, bis ihn neue Unternehmer

²⁵ Vgl. darüber meine Abhandlung: „Sozialistische Möglichkeiten von heute“, im Archiv für Sozialwissenschaft 1921.

verdrängen. Ein amerikanisches Sprichwort sagt: Three generations from overall to overall — drei Generationen vom Arbeitskittel bis wiederum zum Arbeitskittel. Und so dürfte es sein²⁶. Ausnahmen sind selten und mehr als kompensiert durch Fälle, in denen es noch schneller abwärts geht. Weil es immer Unternehmer und Angehörige und Erben von Unternehmern gibt, übersieht die öffentliche Meinung und auch die Phraseologie des sozialen Kampfes gerne diesen Sachverhalt. Sie macht aus „den Reichen“ eine dem Lebenskampf entrückte Klasse von Erben. Allein die Oberschichten der Gesellschaft gleichen Gasthöfen, die zwar immer voll von Leuten sind, aber von immer andern — von Leuten, die sich in viel höherm Maß aus den Tiefen rekrutieren als viele unter uns wahrhaben wollen. Womit sich ein weiter Neubruch von Problemen eröffnet, dessen Früchte uns erst die wahre Natur der kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft und des Aufbaus ihrer Gesellschaft erkennen lassen werden.

²⁶ Wir haben erst wenige Untersuchungen über diese gleichwohl fundamentale Erscheinung. Vgl. aber z. B. Chapman und Marquis: The recruiting of the employing classes from the ranks of the wage earners. Journal of the R. Statistical Society 1912.

Fünftes Kapitel.

Der Kapitalzins.

Vorbemerkung. Nach reiflicher Erwägung trage ich die Zins-
theorie, die ich in der ersten Auflage dieses Baches zum erstenmal
veröffentlichte, von ganz unwesentlichen stilistischen Kürzungen ab-
gesehen, unverändert zum zweitenmal vor. Auf alle Einwendungen,
die zu meiner Kenntnis gelangten, habe ich nur mit dem Hinweis auf
den ursprünglichen Text zu antworten. Sie haben mich lediglich
veranlaßt, ihn nicht noch mehr zu kürzen. Gern hätte ich das sonst
getan. Aber da gerade die Dinge, die mir selbst als weitschweifig und
übergründlich erscheinen und die Einfachheit und Schlagkraft des
Gedankengangs beeinträchtigen, die wichtigsten Einwendungen
richtig antizipierten, so haben sie dadurch ein Lebensrecht erhalten,
das sie ursprünglich vielleicht nicht hatten.

Insbesondere hat die Darstellung von damals es schon so deutlich
gemacht, daß ich den Zins als normales Element der modernen Wirt-
schaft nicht leugne — was ja doch absurd wäre —, sondern er-
kläre, daß ich die Behauptung, ich hätte das erstre getan, kaum
verstehen kann: Der Zins ist ein Agio gegenwärtiger Kaufkraft über
künftige. Dieses Agio hat viele Gründe. Manche davon bieten weiter
kein Problem. Das sind die Fälle des Konsumtivzinses. Daß jemand
in plötzlicher Notlage — wenn z. B. ein Brand seinen Betrieb zer-
stört hat — oder in Erwartung künftigen Einkommenszuwachses —
wenn ein Student erfährt, daß seine Tante gefährlich krank ist und
ihn zum Erben eingesetzt hat — hundert gegenwärtige Mark höher
schätzt als hundert künftige, bedarf keiner Erklärung und erklärt
selbst, daß in solchen Fällen Zins auftreten kann. Dazu gehören alle
Kategorien staatlichen Kreditbedarfs. Solche Fälle von Zins hat es
immer gegeben, würde es natürlich auch im bloßen entwicklungs-
losen Kreislauf geben können. Aber sie sind nicht das große soziale

Phänomen, das der Erklärung bedarf. Das liegt im Produktivzins. Auch dieses findet sich in der kapitalistischen Wirtschaftsform allgemein und nicht bloß dort, wo es entspringt, in der neuen Unternehmung. Ich weise lediglich nach, daß der Produktivzins seine Quelle im Unternehmergeinn hat, daß er seinem Wesen nach eine Abspaltung von diesem ist und daß und wie er und das, was ich die „Zinsbetrachtung“ der Erträge nenne, sich von der Durchsetzung neuer Kombinationen aus über die ganze Volkswirtschaft verbreitet und auch in die Welt der alten Betriebe eindringt, in deren Leben, wenn es keine Entwicklung gäbe, er kein notwendiges Element wäre. Nur das — was allerdings fundamental ist für unsere Einsicht in den Lebensprozeß und die ökonomische Struktur des Kapitalismus — will ich mit der Behauptung sagen: „Die ‚statische‘ Wirtschaft kennt keinen Produktivzins.“ Und ist das nicht in letztem Grund fast selbstverständlich? Daß wie die Geschäftslage über die Bewegung des Zinsfußes entscheidet — und „Geschäftslage“ heißt normalerweise, will sagen: abgesehen von Einwirkungen außerwirtschaftlicher Momente, doch nichts andres als momentanes Tempo der Entwicklung —, so der Geldbedarf des Neuen den tatsächlichen Hauptfaktor in der industriellen Nachfrage auf dem Geldmarkt ausmacht, kann niemand leugnen. Ist es von da ein gar so großer Schritt bis zur Erkenntnis, daß dieser tatsächliche Hauptfaktor der theoretische Grundfaktor ist, der erst die andern Nachfrager ins Spiel bringt, während diese andern sonst — also die alten in erprobtem immer wiederholtem Rundgang befindlichen Betriebe — nicht wesensnotwendigerweise an den Geldmarkt herantreten müßten, weil sie ihr laufender Produktionsertrag im normalen Fall gerade ausreichend finanziert? Daraus aber folgt alles andre — vor allem, daß der Zins am Geld hängt und nicht an Gütern.

Mir liegt an der Wahrheit und nicht an der Originalität meiner Lehre. Gern basiere ich sie insbesondere so sehr auf die v. Böhm-Bawerks, als es geht — so entschieden dieser auch jede Gemeinschaft abgelehnt hat. In der Tat, von den berühmten drei Gründen, auf denen bei ihm das Wertagio gegenwärtiger Kaufkraft — zunächst müßte es sich auch von seinem Standpunkt um Kaufkraft handeln, wiewgleich er sofort zum Agio von gegenwärtigen Gütern über-

Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 4. Aufl. 16

geht, nur dem hergebrachten Vorurteil folgend, wie ich meine — beruht, lehne ich nur einen ab: das psychische Geringersehen künftiger Genüsse als selbständiges Phänomen. Das Moment des wechselnden Verhältnisses von Bedarf und Deckung hingegen könnte ich als Formel für meine Theorie ansprechen. Und die „Produktionsumwege“? Hielte v. Böhm-Bawerk fest an seiner Wendung: Einschlagen von Produktionsumwegen und würde er dem Fingerzeig, der darin liegt, folgen, so wäre das eine Unternehmertat wie eine andre — einer von mehreren Unterfällen meines Begriffs der Durchsetzung neuer Kombinationen. Das tat er nicht. Und ich glaube, daß man mit Hilfe seiner eigenen Analyse zeigen kann, daß an dem immer wiederholten Abrollen von schon durchgesetzten und eingelebten Produktionsumwegen kein Reineinkommen klebt. Der Moment, in dem unser Erklärungsversuch wesentlich andre Bahnen einschlägt, bleibt nicht aus. Allein die werttheoretischen Anforderungen v. Böhm-Bawerks erfüllt er bis zum Ende und bis zum Ende ist er keiner der bisher geäußerten Einwendungen v. Böhm-Rawerks ausgesetzt¹.

I. Der Kapitalzins ist, so lehrt uns die Erfahrung, ein dauerndes Reineinkommen, das einer bestimmten Kategorie von Wirtschaftssubjekten zufließt. Woher und warum? Darin liegt erstens die Frage nach der Quelle dieses Güterstroms: Damit er fließen kann, muß vor allem eine disponible Wertmenge, aus der er kommen mag, überhaupt vorhanden sein². Darin liegt zweitens die Frage, aus welchem Grunde, wofür diese Wertmenge zur Reute gerade dieser Wirtschafts-

¹ Das mußte so sehr hervorgehoben werden, weil außerhalb eines engern Fachkreises auch die kritische Leistung v. Böhm-Bawerks der Ökonomie noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist. Nun setze ich sie aber voraus. Das Folgende bezieht sich überall auf sie, und wer noch immer an der Selbstverständlichkeit des Zinses festhält und das entscheidende Problem noch immer nicht sieht, muß das Folgende unnötig gewunden, manches davon auch unverständlich, ja falsch finden. Im Werke v. Böhm-Bawerks allein findet der Leser alles Nötige und auch fast alle Literatur. Auch deren allgemeine Kenntnis ist nötig. Endlich will ich auch das nicht wiederholen, was ich selbst schon gesagt habe: vgl. „Wesen“ III. Buch.

² Vgl. v. Böhm-Bawerk z. B. über Say, I. Bd. p. Dabei ist die Ausdrucksweise v. Böhm-Bawerks aber schon dadurch beeinflusst, daß eine bestimmte Zins-
theorie vor seinen Augen steht.

Subjekte wird: Die Frage nach der Ursache dieser Strömung in der Güterwelt. Darin liegt endlich die weitaus schwierigste Frage, die man als Kernproblem des Kapitalzinses bezeichnen könnte: Wie kommt es, daß dieser Güterstrom dauernd fließt, daß der Zins ein Reineinkommen ist, das man verzehren kann, ohne seine wirtschaftliche Lage zu verschlechtern?

Die Tatsache des Zinses wird zum Problem durch die Erkenntnis, daß im normalen Kreislauf der Wirtschaft der gesamte Produktwert den ursprünglichen Produktionsfaktoren, also Arbeits- und Bodenleistungen zugerechnet werden muß, daß daher der gesamte Produktionserlös sich auf Arbeiter und Grundeigentümer verteilt und es keine andern dauernden Reineinkommen geben kann als Lohn und Rente. Die Konkurrenz einerseits und die Zurechnung andererseits müssen jeden Überschuß des Erlöses über die Auslagen, des Produktwerts über den Wert der darin steckenden Arbeits- und Bodenleistungen vernichten. Der Wert der ursprünglichen Produktionsmittel müßte sich mit der Treue eines Schattens an den Wert der Produkte heften und könnte nicht die kleinste dauernde Kluft zwischen beiden entstehen lassen³. Aber der Zins ist eine Tatsache. Was nun?

Dieses Dilemma ist böse, viel böser als das analoge, das beim Unternehmensgewinn verhältnismäßig leicht zu überwinden war, weil es sich da nur um temporäre, nicht dauernde Güterströme handelte und wir daher nicht so scharf mit den fundamentalen und unzweifelhaften Tatsachen von Konkurrenz und Zurechnung in Konflikt gerieten, vielmehr ruhig die Konsequenz ziehen konnten, daß Arbeits- und Bodenleistungen die einzigen Einkommensquellen seien, deren Reinertrag durch jene Tatsachen nicht auf Null herabgedrückt wird. Man kann sich diesem Dilemma gegenüber auf zwei verschiedene Arten verhalten.

Entweder man akzeptiert es. Dann muß man, so scheint es, den Zins als eine Art von Lohn oder Grundrente erklären und, da das letztere doch wohl nicht angeht, eben als Lohn: Als Raub am Lohne — Ausbeutungstheorie —, als Lohn einer vom Kapitalisten geleisteten

³ Vgl. v. Böhm-Bawerk, I. Bd. p. 230.

Arbeit — Arbeitstheorie im wörtlichen Sinne — oder als Lohn der in den Produktionswerkzeugen und Rohstoffen steckenden Arbeit — die Auffassung z. B. von James Mill und Mc Culloch —. Alle drei Versuche wurden gemacht. Ich habe der Kritik v. Böhm-Bawerks nur hinzuzufügen, daß den ersten beiden Varianten auch unsre Analyse des Unternehmers, namentlich seine Isolierung von den Produktionsmitteln, einen Teil ihres Bodens entzieht.

Oder man lehnt das Resultat der Theorie ab, das zum Dilemma führt. Da kann man nun wiederum erstens die Kostenliste verlängern, d. h. behaupten, daß mit Lohn und Rente alle nötigen Produktionsmittel noch nicht bezahlt seien, oder zweitens im Mechanismus der Zurechnung und der Konkurrenz nach einer verborgenen Bremse suchen, die die Werte von Arbeits- und Bodenleistungen dauernd hindert, die Höhe des Produktwerts zu erklimmen, so daß ein dauernder Wertüberschuß übrig bleibt⁴. Ich wende mich der kursorischen Diskussion beider Möglichkeiten zu.

Die Kostenliste verlängern heißt in diesem Sinne nicht etwa bloß konstatieren, daß auch der Zins einen regelmäßigen Ausgang in der Bilanz eines Betriebs darstellt. Das wäre nur eine Selbstverständlichkeit ohne Erklärungskraft. Es handelt sich hier um mehr, nämlich um die Auffassung des Zinses als ein Kostenelement im engern und eigentlichen Sinne, der im ersten Kapitel präzisiert wurde. Das ist gleichbedeutend mit der Konstituierung eines dritten ursprünglichen Produktionsfaktors, der Zins tragen würde, wie die Arbeitsleistung Lohn. Wenn das in befriedigender Weise gelänge, so wären damit unsre drei Fragen, die Fragen der Quelle, des Grundes und des Nichtverschwindens des Zinses offenbar mit einem Schlage beantwortet, und das Dilemma des Zinses wäre durchbrochen. Ein solcher dritter Produktionsfaktor wäre die Abstinenz. Wenn darin eine selbständige Leistung besondrer Art läge, so wären alle unsre Wünsche in einwandfreier Weise erfüllt und sowohl Bestand und Quelle eines dauernden Reineinkommens wie seine Zuweisung an bestimmte Wirtschaftssubjekte zweifellos erklärt. Nur wäre noch nachzuweisen, daß wirklich gerade der Zins auf gerade diesem Moment beruht. Aber

⁴ Vgl. die Schlußbetrachtungen des I. Bandes v. Böhm-Bawerks p. 600f,

leider versagt dieses Moment, oder — besser gesagt — es ist ein solches selbständiges Moment nicht vorhanden, wie bereits im Anschluß an v. Böhm-Bawerk gezeigt wurde und hier nicht weiter zu erörtern ist.

Auch die produzierten Produktionsmittel wurden als ein dritter Produktionsfaktor konstituiert. Mit ihnen steht es umgekehrt. Ihr produktiver Effekt kann keinem Zweifel unterliegen. Er ist so klar, daß der forschende Blick sehr bald auf ihn fiel und daß der fundamentale Satz der Wertgleichheit von Produkt und Arbeits- und Bodenleistungen noch heute zunächst Befremden erregt. So klar, daß es auch heute noch, wie die Erfahrung lehrt, überaus schwer ist, selbst Fachleute von diesem Holzweg abzubringen. Aber dafür erklärt er wiederum ein dauerndes Reineinkommen nicht. Gewiß haben die produzierten Produktionsmittel die Fähigkeit, zur Güterproduktion zu dienen. Man kann sogar mit ihnen mehr Güter erzeugen, als ohne sie. Und diese Güter haben auch höhern Wert als jene, die man ohne die produzierten Produktionsmittel erzeugen könnte⁵. Aber dieser höhere Wert muß auch höhern Wert der Produktionswerkzeuge und dieser wiederum höhern Wert der verwendeten Arbeits- und Bodenleistungen zur Folge haben. Kein Wertelement kann sich dauernd in diesen Zwischengliedern der Produktion halten. Denn keine Diskrepanz — einerseits — kann dauernd zwischen dem Werte des ihnen zuzurechnenden Produkts und ihrem Eigenwerte bestehen. Eine Maschine mag noch soviel Produkte erzeugen helfen, stets muß die Konkurrenz Wert und Preis ihrer Produkte solange drücken, bis Wertgleichheit hergestellt ist. Sie mag — andererseits — noch soviel mehr leisten, als Handarbeit vermöchte, — einmal eingeführt, erspart sie Arbeit nicht immer von Neuem, so daß sie nicht immer von Neuem einen Gewinn abwirft: Der ihr zu verdankende Mehrerlös, der so sehr in die Augen fällt, die ganze Summe, die der „Verwender“ für sie zu zahlen bereit ist, muß an Arbeiter und Grundeigentümer herausgegeben werden. Überhaupt produziert sie den Wert nicht, den sie dem Produkte hinzufügt, wie man oft naiver-

⁶ Vgl. v. Böhm-Bawerk, Bd. I p. 132, über den Begriff der physischen und der Wertproduktivität der produzierten Produktionsmittel.

weise⁶ angenommen hat, sondern sie ist nur, wie im vorhergehenden Kapitel ausgeführt, sein momentaner Träger: Wie der Rock, in dem eine Banknote steckt, zwar so lange das der Fall ist, einen entsprechend höhern Wert für seinen Besitzer hat, diesen höhern Wert aber nur von außen übernahm und nicht produzierte, so hat zwar die Maschine einen ihrem Produkt entsprechenden Wert, hat ihn aber nur von den vor ihrer Erzeugung vorhandenen Arbeits- und Bodenleistungen übernommen⁷, denen er schon zur Gänze zugerechnet worden war. Ein Güterstrom fließt der Maschine wohl zu, aber er fließt auch durch sie durch. Er staut sich an ihr nicht zum Konsumtionsfond. Ihrem Besitzer fällt nicht dauernd mehr zu als er weiterzugeben hat, weder in der Wertrechnung noch in der Preisrechnung. Sie ist selbst ein Produkt und leitet daher ihren Wert geradeso wie ein Genußgut weiter, nach Reservoirs, aus denen kein Zins mehr fließen kann.

Auf Grund der Ausführungen im ersten und vierten Kapitel und des Hinweises auf v. Böhm-Bawerk, können wir also feststellen, daß sich da kein Ausweg aus dem Dilemma eröffnet und daß hier überhaupt keine Wertquelle für den Zins vorhanden ist. Eine Schwierigkeit ergibt sich höchstens bei jenen Gütern, die sich gleichsam „von selbst“ vermehren: Ein Saatkorn oder Zuchttiere — sichern sie nicht ihrem Besitzer für die Zukunft mehr Körner und mehr Tiere und müssen mehr Körner und mehr Tiere nicht auch mehr wert sein als ein Saatkorn und die Zuchttiere? Jeder, dem diese Gedanken vertraut sind, weiß, wie fest bei den meisten Leuten die Überzeugung sitzt, daß darin der Nachweis der Existenz eines Wertgewinns liege. Aber Saatkorn und Zuchttiere vermehren sich nicht „von selbst“, von ihrem „Ertrage“ sind vielmehr bekannte Ausgabeposten abzuziehen. Entscheidend jedoch ist, daß auch der Rest, der nach dieser Subtraktion noch übrig bleibt, keinen Wertgewinn darstellt — denn

⁶ Vgl. die Bemerkungen v. Böhm-Bawerks z. B. über Say und Roesler.

⁷ Der Maschine wird der Wert ihrer Produkte, den zur Erzeugung der Maschine nötigen Arbeits- und Bodenleistungen der Wert der Maschine zugerechnet. Folglich haben schon die Leistungen den Wert des Endprodukts, und wenn sie zur Maschine werden, so tritt diese einfach an ihre Stelle. In diesem Sinne sagen wir, daß die Maschine den Wert der produktiven Leistungen übernimmt. Hoffentlich mißversteht man mich nicht, als ob ich ihren Wert aus ihren Kostengütern ableitete.

die Ernte und die Herde sind ja abhängig von Saatkorn und Zuchtieren, und die letztern müssen also nach den Werten der erstem angeschlagen werden. Würden Saatkorn und Zuchttiere verkauft, so würde in ihrem Preise — Unersetzlichkeit vorausgesetzt — der Wert von Ernte und Herde abzüglich der noch aufzuwendenden Kosten und unter Berücksichtigung des Risikos voll zum Ausdruck kommen. Ihr Preis wäre gleich dem Preise der ihnen zuzurechnenden Produkte. Und solange würden Körner und Tiere zur Reproduktion verwendet werden, bis durch diese Verwendung kein Gewinn mehr zu erzielen wäre und ihr Preis nur noch die aufzuwendenden Lohn- und Rentenkosten decken würde. Der Grenznutzen „ihres“ Produktes, d. h. des ihnen zuzurechnenden Produktanteils würde daher nach der Größe Null tendieren.

2. Gleich hier möchte ich eins bemerken. Es ist nicht richtig oder doch nicht zweckmäßig, es heißt sich bereits nach einer bestimmten Richtung engagieren, wenn man die Sachlage, so wie sie sich in diesem Stadium unsres Gedankengangs darstellt, mit den Worten charakterisiert: „Wir können die Kluft zwischen Produktwert und Produktionsmittelwert so nicht erklären. Tatsächlich besteht sie aber. Und wir müssen versuchen, sie anders zu erklären.“ Ganz im Gegenteil stelle ich die Existenz einer solchen prinzipiellen dauernden Kluft in Abrede. Ihr Bestehen ist nur eine unanalyisierte Tatsache, von der viel eher zu vermuten ist, — wie, so meine ich, auch ein Blick in die Praxis lehrt — daß sie eine Konsequenz des bestehenden, aber ganz anders zu erklärenden Kapitalzinses ist, als eine primäre Tatsache, die ihn als unabhängiges Erklärungsmoment trägt. Die Wirtschaftssubjekte schätzen — vielleicht — die Produktionsmittel geringer als die Produkte, weil sie auf dem Wege von jenen zu diesen Zins zahlen müssen, sie zahlen aber nicht notwendigerweise Zins, weil sie jene aus andern Gründen geringer schätzen als diese. Das ist sehr wichtig und soll noch öfters betont werden. Hier will ich nur darauf aufmerksam machen, daß die Schwierigkeit, mit der meine ganze Darstellung zu kämpfen hat, beim Zins besonders scharf hervortritt, die Schwierigkeit nämlich, daß wir uns daran gewöhnt haben, außerhalb gewisser Grundlagen eine Reihe von unanalyisierten Tatsachen

einfach hinzunehmen und nicht tiefer in das innere der Dinge zu bohren, vieles als Element zu betrachten, was eine komplizierte Verbindung ist. Hat man diese Gewöhnung einmal akquiriert, so folgt man weiterer Analyse nur mit Widerstreben, ist man stets geneigt, auf solche Tatsachen wie auf lebendige Einwände hinzuweisen. Die Abstinenz ist eine solche. Die Behauptung, daß der Kapitalwert einfach kapitalisierter Ertragswert ist, auch. Und weil man dabei ja stets auf dem Boden der Erfahrung steht, so widerspricht dieselbe nicht laut und deutlich genug. — Zunächst aber müssen wir jene Auffassung von der „Kluft“ noch beibehalten.

Nun ist noch ein Wort zur Präzisierung des Einrechnungsvorgangs nötig. Wir sprachen bisher immer vom Zurechnungsprozesse und führten ihn von seinem Ankergrunde im Produktwerte zurück bis auf Arbeits- und Bodenleistungen. Man könnte nun meinen, daß die Zurechnung noch einen weitem Schritt tun könne, daß sie den Wertstrom noch auf ein weiteres Glied zurückleiten könne, nämlich auf die Arbeitskraft und auf den Grund und Boden selbst. Da in der Verkehrswirtschaft keine Ursache vorliegt, sich eines Wertes der Arbeitskraft als solcher bewußt zu werden und da auch, wenn das anders wäre, dafür dasselbe gelten würde, wie für den Boden, so wollen wir uns auf diesen allein beschränken und bezüglich der Arbeitskraft nur nochmals hervorheben, daß sie zwar dann ein besonderes Problem darbieten würde, wenn wir sie als ein Produkt der Unterhaltsmittel des Arbeiters und seiner Familie auffaßten, daß wir das aber nicht tun — eine ungelöste Schwierigkeit von ernster Bedeutung lassen wir damit nicht im Rücken. Also die Bodenleistungen könnte man zunächst als Produkt des Bodens und diesen selbst als das wahre ursprüngliche Produktionsmittel auffassen, dem die Zurechnung den Wert seines Produkts zuschwemmen müßte. Das wäre einfach logisch falsch⁸. Denn der Boden ist kein etwa hinter den Bodenleistungen stehendes selbständiges Gut, sondern lediglich ein Bündel von Bodenleistungen. Deshalb spricht man da besser über-

⁸ Vgl. v. Böhm-Bawerk: „Rechte und Verhältnisse vom Standpunkte der volkswirtschaftlichen Güterlehre“. Und seine Bemerkungen über die Nutzungstheorien des Zinses, die ebenfalls auf unsern Fall anwendbar sind. Zugleich bemerke ich, daß ich den Grundgedanken der Nutzungstheorie des Zinses aus meiner Betrachtung ausschließe, weil ich v. Böhm-Bawerks Ausführungen nichts hinzuzufügen habe.

haupt nicht von Zurechnung. Denn bei dieser handelt es sich um Wertübertragung auf Güter immer höherer Ordnungen. Sie bewirkt, daß nirgends auf dem Wege ein Stück Wert hängen bleibt. Bei der Wertbildung des Bodens handelt es sich aber um etwas anderes, nämlich um die Ableitung seines Werts aus den gegebenen, von der Zurechnung bestimmten Werten der Elemente, aus denen er ökonomisch „besteht“. Da spräche man besser von Einrechnung.

Bei jedem Gute nun, mag es ein Genuß- oder ein Produktivgut sein, sind beide Vorgänge zu unterscheiden. Stets haben nur seine Leistungen bestimmte, direkt durch die Bedürfnisskala oder indirekt durch die Zurechnung gegebene⁹ Werte, aus denen sein Wert als Ganzes erst abzuleiten ist. Aber während der letztere Vorgang bei den produzierten Gütern außerordentlich einfach ist und durch die Notwendigkeit ihrer Reproduktion, die früher oder später eintritt, in feste und bekannte Regeln gezwungen wird, so ist er beim Boden kompliziert durch die Tatsache, daß in ihm eine unbegrenzte Anzahl von Leistungen stecken, die sich von selbst und im Prinzip ohne Kosten reproduzieren¹⁰. Da erhebt sich denn die Frage, wegen der wir in diese Erörterung eingetreten sind: Muß der Bodenwert nicht unendlich groß sein und so die Grundrente als Reinertrag durch Einrechnung verschwinden? Diese Frage beantworte ich in anderer Weise als v. Böhm-Bawerk¹¹.

Erstens: Auch wenn der Bodenwert unendlich groß wäre, so würde ich die Grundrente noch immer als Reineinkommen bezeichnen. Denn die Quelle des Ertrags könnte dann durch dessen Konsumtion nicht ausgeschöpft werden und ein steter Güterstrom nach dem Grundbesitzer hin wäre auch dann erklärt. Die bloße Summierung von

⁹ Diese Ausdrucksweise paßt strenggenommen nur auf den Fall geschlossener Wirtschaft. In der Verkehrswirtschaft wird der Wert der Produktionsmittel nirgends als indirekter Gebrauchswert gefühlt. Trotzdem gibt ihre Auffassung als potentielle Produkte auch hier die ratio ihrer Wertbildung. Und eine korrektere Ausdrucksweise führt nur zu demselben Resultat.

¹⁰ Vom Falle der Vermehrung einer Rinderherde unterscheidet sich der Fall der Selbstreproduktion der Bodenleistungen dadurch, daß man die erstere sich so vermehren lassen kann, daß der Wert eines Rindes schließlich auf seine Arbeits- und Bodenkosten sinkt. Die Bodenleistungen reproduzieren sich von selbst nur in stets gleicher Menge in jeder Wirtschaftsperiode. Sie sind zwar nicht unvermeidbar, aber ihre Vermehrung verursacht Kosten.

¹¹ Vgl. Kapital und Kapitalzins II. Bd.

Reinerträgen kann nie deren Charakter als Reinerträge aufheben. Nur eine Zurechnung, nicht auch schon eine Einrechnung vernichtet einen Reinertrag. Zweitens: Natürlich ist der Preis eines Stückes Land aber niemals unendlich groß. Dennoch kann man meiner Gesamtauffassung nicht etwa vorwerfen, daß sie zu diesem unendlichen Werte, also zu einem absurden Resultate führe. Nicht sie ist falsch, sondern der Grundgedanke der herrschenden Kapitalisierungstheorie, daß sich der Wert eines Einkommensträgers durch Summierung von — nur eben zu diskontierenden — Erträgen bilde. Vielmehr ist diese Wertbildung ein besonderes, ziemlich kompliziertes Problem, das in diesem Kapitel noch gelöst werden soll. Es ist entscheidend, daß man bei ihr, wie bei jeder Wertung, auf den konkreten Zweck blickt, den das Wirtschaftssubjekt dabei im Auge hat. Eine starre Additionsregel gibt es da nicht, wie denn überhaupt Wertgrößen meist nicht ohneweiters addierbar sind, so gerne das der Laie glaubt. Im Kreislauf der Wirtschaft liegt innerhalb dessen normaler Abwicklung überhaupt kein Grund vor, sich des Bodenwerts als solchen bewußt zu werden, wie schon angedeutet wurde. Bei einer Maschine ist das anders: Ein jedes Produkt muß einen bestimmten Gesamtwert haben, da man einen solchen zur Entscheidung über seine Erzeugung braucht. Und da paßt auch, wie man leicht sieht, die Additionsregel. Die Konkurrenz setzt sie durch. Wäre die Maschine für weniger zu haben als sie einträgt, so gäbe es einen Gewinn, der die Nachfrage nach Maschinen und ihren Preis steigern, würde sie mehr kosten als ihre Verwendung einträgt, so gäbe es einen Verlust, der die Nachfrage und den Preis drücken müßte. Der Boden dagegen wird im normalen Kreislauf des Wirtschaftsprozesses nicht veräußert, sondern nur seine Leistungen. Nur deren Werte und nicht die Bodenwerte als solche sind daher Elemente der Wirtschaftspläne. Und die Vorgänge des normalen Kreislaufs können uns nichts über die Wertbildung des Bodens lehren. Nur die Entwicklung schafft den Bodenwert, sie „kapitalisiert“ die Rente, „mobilisiert“ den Boden. In einer Volkswirtschaft ohne Entwicklung würde der Bodenwert als allgemein volkswirtschaftliche Erscheinung gar nicht existieren. Ein Blick in die Wirklichkeit bestätigt das. Denn die einzige Gelegenheit, bei der es einen Sinn hat, sich des Bodenwerts bewußt zu werden, bietet die Ver-

äußerung des Bodens. Und diese kommt auf Wirtschaftsstufen, in denen sich der Wirtschaftsprozeß der Wirklichkeit am meisten dem Schema des Kreislaufs nähert, tatsächlich kaum vor. Der Marktverkehr in Grund und Boden ist eine Entwicklungserscheinung und kann nur aus den Vorgängen der Entwicklung verstanden werden, in denen allein wir einen Schlüssel zu diesem Problem finden können. Vorläufig wissen wir noch nichts darüber. Soweit können wir also sagen, daß unsre Auffassung nicht zum Werte unendlich, sondern überhaupt zu keinem Werte führt, daß die Werte der Bodenleistungen zu keinem andern Werte in Verhältnis zu setzen und daß sie daher Reinerträge sind.

Wollte man entgegenen, daß dennoch Anlässe zu Veräußerungen vorkommen müssen, so ist zu sagen, daß diese Anlässe notwendig vereinzelt und dabei persönliche Verhältnisse entscheidend sein müssen, wie Notlage, Verschwendungssucht, außerwirtschaftliche Ziele und dergleichen mehr. Etwas andres läßt sich in diesem Momente nicht feststellen. Gewiß versagt die Additionsregel, denn das, was sie bei Produkten durchsetzt, fällt hier weg. Aber das ist durchaus nicht verwunderlich. Der Fall hat keine anderen Schwierigkeiten, als der des Spieleinsatzes, über den sich der alte Chevalier de Méré den Kopf zerbrach. Und er ist ähnlich zu behandeln.

Überall dort, wo die Additionsregel einen unendlichen Wert ergibt, sprechen wir also geradeso von einem Reineinkommen, wie beim Arbeitslohn. Denn auf einen dauernden Güterstrom nach einem Wirtschaftssubjekte hin und darauf, daß sein Inhalt dem Wirtschaftssubjekte bleibt, nicht aber von ihm weitergegeben werden muß, kommt es uns hier allein an. Und die Einrechnung, die das Resultat unendlich gibt, weit entfernt, die Möglichkeit eines solchen Güterstroms auszuschließen, ist gerade ein Symptom für seine Existenz. Das ist auch weiterhin für uns wichtig, in der Tat ein wesentliches Element zum Verständnisse der vorzutragenden Zinstheorie. Damit haben wir ein Hindernis von unserm Weg geschafft. Die positive Lösung der Schwierigkeit wird sich später ergeben.

3. Es gibt, wie gesagt, noch eine zweite Methode, sich aus dem Zinsdilemma zu ziehen. Auf die Frage, wie ein dauerndes Plus über

die Werte von Arbeits- und Bodenleistungen möglich sei, kann man auch mit dem Hinweis auf eine Bremse an diesen letzteren Werten antworten. Gäbe es eine solche, so wäre damit die Möglichkeit einer dauernden Wertdifferenz zweifellos erwiesen und dem Umstände, der sie herbeiführt, müßte man — zum mindesten „privatwirtschaftliche“ — Wertproduktivität im vollsten Sinne zuschreiben. Er — oder ein Gut, in dem er sich verkörpert — würde Reineinkommen tragen. Es läge in jedem Wirtschaftsprozeß ein besondrer und selbständiger Wertgewinn vor. Der Zins wäre dann kein Kostenelement im eigentlichen Sinne, er verdankte seine Existenz einer Diskrepanz zwischen Kosten- und Produktwert oder -preis, er wäre ein eigentlicher Überschuß über die Kosten.

In einer Verkehrswirtschaft liegt ein solcher Fall dann vor, wenn ein Monopol an einem produzierten Gute — Monopole an ursprünglichen Produktionsfaktoren interessieren uns hier nicht, weil es bei diesen von vornherein klar ist, daß man das Zinsphänomen nicht auf sie basieren kann — besteht. Das Monopolverhältnis wirkt tatsächlich als Bremse und wirft dem Monopolisten ein dauerndes Reineinkommen ab. Als Reineinkommen betrachten wir den Monopolgewinn mit demselben Rechte und aus denselben Gründen wie die Rente. Auch hier würde die Additionsregel das Resultat unendlich ergeben. Und auch hier würde das dem Gewinne nicht den Charakter eines Reineinkommens nehmen. Warum aber der Wert des Monopols — etwa eines ewigen Patents — nicht unendlich ist, interessiert uns hier nicht und wird sich später ergeben. Auch hier endlich ist die Wertbildung des Monopols ein besonderes Problem, vor dessen Lösung wir daran festhalten, daß im normalen Kreislauf zu einer solchen Wertbildung kein Anlaß vorliegt, daher der Gewinn zu keiner andern Größe in Verhältnis zu setzen ist. Jedenfalls — wie immer alles das sein mag — kann der Monopolist gar nie sagen: „Ich mache keinen Gewinn, weil ich meinem Monopol einen überaus großen Wert zuschreibe.“ Denn wie immer er sein Monopol schätzen mag, dem Ertrag gegenüber, dem es diesen Wert direkt verdankt, kann er es nicht so anschlagen, daß der Charakter des Ertrags als Reineinkommen verschwindet. Das ist genügend sicher.

Bei der Diskussion der Zinstheorie Lauderdales bespricht v. Böhm-Bawerk auch den Fall, daß eine arbeitersparende und daher gewinnbringende Maschine monopolisiert sei. Mit Recht hebt er hervor, daß diese Maschine dann so teuer sein wird, daß mit ihrer Verwendung kein Gewinn oder nur jener minimale, der gerade noch zu ihrem Ankaufe reizen soll, verbunden sein kann. Das steht fest. Doch ist mit ihrer Erzeugung zweifellos ein Gewinn verbunden, der dauernd ist, wenn es das Patent ist. Man könnte dann sagen, daß das Monopolverhältnis für den Monopolisten etwas einem Produktionsfaktor durchaus Analoges ist. Den „Leistungen“ dieses Quasiproduktionsfaktors wird zugerechnet wie den Leistungen der andern eben auch. Nicht die Maschine als solche ist eine Quelle von Mehrwert, auch nicht ihre Produktionsmittel, sondern das Monopol ermöglicht es, mit ihr, beziehungsweise mit ihren Produktionsmitteln einen Mehrwert zu erzielen. Selbstverständlich ändert sich nichts, wenn wir Erzeuger und Verwender in eine Person zusammenfallen lassen.

Da haben wir also ein Reineinkommen *sui generis*. Wäre es dasselbe, was man als Zins bezeichnet, so wäre alles in Ordnung. Unsere drei Fragen wären befriedigend beantwortet. Man hätte eine Quelle, deren Dasein die Theorie des Monopols erklärt, man hätte auch die Ursache, aus der sich die Zuweisung an den Monopolisten ergibt, und endlich auch die Erklärung dafür, daß weder Zurechnung noch Konkurrenz den Ertrag vernichtet. Allein solche Monopolverhältnisse bestehen nicht regelmäßig und zahlreich genug und vor allem gibt es Zins auch ohne sie¹².

Ein anderer Fall, bei dem von einem dauernden und regelmäßigen Zurückbleiben des Werts der Arbeits- und Bodenleistungen hinter dem Werte des Produkts gesprochen werden könnte, läge vor, wenn Zukunftsgüter systematisch und prinzipiell geringer geschätzt würden als Gegenwartsgüter. Der Leser weiß bereits, daß das hier nicht akzeptiert wird, aber es ist nötig, diesen Fall nochmals zu erwähnen. Während in allen bisher behandelten Fällen sich eine dauernde Ein-

¹² Doch wurde mit dem Aufwände großer Gründlichkeit ein Versuch nach dieser Richtung unternommen: vgl. Otto Conrad, Lohn und Rente, 1910. Alle andern Anklänge an eine derartige Zinserklärung sind nicht vom Range einer ausgearbeiteten Theorie.

kommensquelle einfach aus einer dauernden und — wenigstens „privatwirtschaftlich“ — produktiven Leistung ergibt, würde es sich hier um etwas anderes, nämlich sozusagen um eine Eigenbewegung der Werte handeln. Während bisher die Erklärung aus der Wert- und Preisbildung irgendwelcher produktiver Leistungen *sui generis* floß, so würde sie hier aus der Wert- und Preisbildung einerseits von Arbeits- und Bodenleistungen und andererseits von Genußgütern fließen. Hier würde es einen Überschuß des Produktwerts über den Wert der Produktionsmittel in einem engern und eigentlichem Sinne geben als selbst im Falle des Monopols. Und „Kostenüberschuß“ würde hier *ipso facto* Reinertrag und Überschuß über den „Kapitalwert“ der produzierten Produktionsmittel bedeuten. Schon *ipso facto* wäre Nichtverschwinden und Nichteinrechnung des Überschusses nachgewiesen. Denn der volle Wert eines künftigen Produkts kann dann nicht zu- und eingerechnet werden, wenn er im Momente, in dem die Zurechnung und die Wertbildung der Produktionsmittel vorzunehmen ist, überhaupt nicht in seiner ganzen Höhe, sondern geringer erscheint. Die Möglichkeit eines dauernden Güterstroms wäre damit zweifellos erwiesen, mag derselbe nun das Zinseinkommen der Wirklichkeit sein oder nicht. Unsere erste Frage wäre beantwortet: Eine Wertquelle, aus der Zins fließen kann, wäre vorhanden. Die zweite Frage, warum nämlich der Güterstrom gerade jenen Wirtschaftssubjekten zufließt, die wir in seinem Genusse fänden, wäre offenbar nicht schwer zu beantworten. Und die dritte nach dem Nichtentgleiten, dem Nichtverschwinden des Ertrags, die weitaus dornigste Stelle des Zinsproblems, fiel einfach weg. Da der Wertüberschuß durch eine bereits erklärte Nichtzurechnung entstände, so hätte es keinen Sinn mehr zu fragen, warum er nicht dennoch zugerechnet werde.

Wenn also der bloße Zeitablauf eine primäre Wirkung auf die Wertschätzungen hätte und das, was uns die Wirklichkeit als seinen Einfluß zeigt, nicht bloß eine unanalytierte Tatsache wäre, die wesentlich auf der anderweitig zu erklärenden Tatsache des Zinses beruht, so wäre dieser Gedankengang an sich ganz befriedigend, wenngleich er uns meines Erachtens in manchen Konflikt mit dem wirklichen Verlauf des Wirtschaftsprozesses bringt — rein logisch wäre er ein-

wandfrei. Nun hat aber der Zeitablauf diese selbständig-primäre Wirkung nicht. Und auch die Tatsache des Wertwachstums mancher Güter im Laufe der Zeit beweist nichts. Da diese Tatsache besonders augenfällig ist und in der Literatur eine gewisse Rolle spielt, so seien ihr kurz einige Worte gewidmet.

Zwei Arten solchen Wertwachstums gibt es. Erstens kommt es vor, daß die Leistungen — die tatsächlichen oder die möglichen — eines Gutes sich im Laufe der Zeit von selbst verändern und auch, daß sie sich zu wertvollen Gütern verändern. Ein Jungwald und ein Weinlager sind oftgenannte Beispiele. Was liegt da vor? Nun Wald und Wein werden durch Zeit erfordernde, natürliche Prozesse sicher zu wertvollen Gütern. Allein nur physisch wachsen sie dem höhern Wert zu, wirtschaftlich ist dieser höhere Wert schon in den Bäumchen des Jungwaldes und im eben gekellerten Weine vorhanden, da er ja von ihnen abhängig ist. Diese Bäumchen und dieser Wein müssen also soweit — vom Standpunkte der Tatsachen, die wir bisher kennen gelernt haben — schon genau soviel wert sein, als der schlagbare Wald und der abgelegene Wein einmal wert sein werden. Soweit man Holz und Wein auch schon zum Konsum verkaufen könnte, ehe sie ihre Maximalreife erreicht haben, werden sich ihre Besitzer fragen, welche von beiden Möglichkeiten: längeres Ausreifenlassen oder Absatz und Neuproduktion — einen großen Erlös pro Wirtschaftsperiode gibt. Die Möglichkeit, die das tut, werden sie verwirklichen und mit Hinblick auf sie werden sie Bäumchen und Wein gleich von allem Anfang werten und ebenso auch die nötigen Arbeits- und Bodenleistungen. In der Wirklichkeit ist das nicht so. Da nehmen Wald und Wein stetig an Wert zu, *pari passu* wie sie ihrer Bestimmung entgegenreifen. Das kommt jedoch wesentlich vom sachlichen und persönlichen — namentlich Erlebens- — Risiko und von der Tatsache schon bestellenden Zinses, die unter gewissen Einschränkungen die Zeit zu einem Kostenelement macht, wie wir bald sehen werden. Gäbe es diese Momente nicht, so gäbe es kein solches Wertwachstum. Wenn man sich entschließt, Wald und Wein länger reifen zu lassen, als man ursprünglich wollte, so kann das nur daher kommen, daß man entdeckt hat, daß das vorteilhafter ist. Dann liegt eine neue Verwendungsart des Waldes und des Weines

vor, die im Momente des Entschlusses offenbar eine Werterhöhung zur Folge haben muß. Aber ein eigentliches stetiges Wertwachstum mit der Zeit gibt es überhaupt nicht als primäre und selbständige Erscheinung.

Zweitens kommt es oft vor, daß die Nutzleistungen eines Gutes zwar physisch ganz dieselben bleiben, aber dennoch im Laufe der Zeit an Wert zunehmen. Das kann nur auf neu hinzutretender Nachfrage beruhen und ist eine Erscheinung der Entwicklung. Man sieht leicht, wie dieser Fall aufzufassen ist. Wird die Steigerung der Nachfrage nicht vorausgesehen, so gibt es, wie wir gleich nochmals erwähnen werden, Gewinne, die aber kein stetes Wertwachstum konstituieren. Wird sie dagegen vorausgesehen, so ist sie von allem Anfang an dem betreffenden Gute zuzurechnen, so daß es ein Wertwachstum wieder nicht gibt. Wenn es in der Wirklichkeit dennoch so aussieht, so werden wir das in derselben Weise erklären, wie bei der Zunahme an physischen Eigenschaften.

4. Damit haben wir denn die wichtigsten Möglichkeiten erschöpft, die uns aus dem Zinsdilemma hätten herausführen können, und zwar mit negativem Erfolge. So wenden wir uns nunmehr wiederum jenen Wertagien zu, von denen schon wiederholt gesprochen wurde und die wir mit gutem Gewissen als reine Mehrwerte betrachten können. Ein Wertagio ist, ganz allgemein, ein Überschuß eines Produktwerts über den Wert der in ihm steckenden Mengen von Kostengütern. Es verdankt sein Dasein irgendeinem besondern Umstände, der den Produktwert hebt. Zugleich ist ein Wertagio ein Überschuß über den Gleichgewichtswert eines Gutes, der seine Stellung im Kreislauf der Wirtschaft charakterisiert. Der Charakter eines solchen Wertagios als Reinertrag und als Quelle eines Güterzuflusses ist damit ebenso schon ipso facto gegeben, wie etwa bei systematischer Geringerschätzung von Zukunftsgütern.

Umstände, die den Wert eines Produkts über den seiner Produktionsmittel erheben, so daß mit Hilfe der letztern ein Gewinn gemacht werden kann, kommen auch in einer entwicklungslosen Wirtschaft vor. Auch in einer solchen wird es Wertagien und ebenso Wertdisagien geben. Irrtümer und Glücksfälle, unbeabsichtigte und

unerwartete Abweichungen der Ergebnisse der Wirtschaft vom Wirtschaftsplan, Notlagen und zufällige Überfülle — diese und viele andre Umstände können sie herbeiführen. Sie sind Differenzen der tatsächlichen Werte gegenüber den normalen Werten und zugleich gegenüber den diesen gleichen Werten der verwendeten Produktionsmittel. Ungleich häufiger und wichtiger sind aber jene Wertagien, die der Entwicklung ihr Entstehen verdanken. Ihnen wenden wir uns jetzt zu, so den Bezirk der Kreislaufvorgänge verlassend. Wir haben sie bereits in zwei Hauptgruppen geteilt. Die eine umfaßt jene Wertagien, welche die Entwicklung begriffsnotwendig mit sich bringt, in deren Schaffung die Entwicklung in gewissem Sinne besteht und die ihre Erklärung in der Wahl neuer, vorteilhafterer Verwendungen von Gütern finden, deren Werte bisher nach andern weniger vorteilhaften Verwendungen bestimmt wurden. Die zweite Gruppe umfaßt jene Wertagien und -disagien, die auf Rückwirkungen der Entwicklung beruhen, also auf von der Entwicklung herbeigeführten Steigerungen, beziehungsweise Verminderungen, der bisher beobachteten und weiter erwarteten Nachfrage nach bestimmten Gütern.

Nochmals: Alle diese Wertagien sind — wie auch v. Böhm-Bawerk anerkennen würde — wahre und wirkliche Überschüsse in jedem denkbaren Sinn und haben weder von der Scylla der Einrechnung noch von der Charybdis der Kostenliste etwas zu fürchten. Alle Güterströme, die den Wirtschaftssubjekten aus andern Titeln als Lohn, Grundrente und Monopolgewinn zufließen, müssen direkt oder indirekt aus ihnen entspringen. Erinnern wir uns jedoch des bereits abgeleiteten Satzes, daß dauernde Wertüberschüsse über die Kostenwerte durch die Konkurrenz einerseits und durch die allgemeinen Gesetze des Wertungsvorganges andererseits unmöglich gemacht werden. In der Tat, wenn wir uns fragen, unter welchen Bedingungen solche Wertüberschüsse entstehen können, so sehen wir vor allem, daß sie weder an den Gütern im allgemeinen, noch an bestimmten Kategorien derselben oder an bestimmten Eigenschaften oder an bestimmten Funktionen im Produktionsprozesse haften, sondern lediglich an individuell bestimmten Gütermengen. Bedarf z. B. eine Unternehmung plötzlich und unerwartet Maschinen bestimmter Art, so wird deren Wert für dieselbe steigen und derjenige, der solche Maschinen besitzt, Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 4. Aufl. 17

wird sich dieses Wertagio ganz oder zum Teil sichern können. Wurde aber diese neue Nachfrage vorhergesehen, so ist anzunehmen, daß schon mehr solcher Maschinen produziert worden sind und nun von konkurrierenden Erzeugern angeboten werden. Dann wird entweder überhaupt kein besonderer Gewinn realisiert oder er wird, wenn die Produktion nicht entsprechend ausgedehnt werden konnte, jenen natürlichen und ursprünglichen Produktionsfaktoren zugerechnet — und deren Besitzern nach bekannten Regeln überantwortet — werden. Auch wenn die Nachfrage nicht vorausgesehen wurde, jedoch andauert, so daß sich die Volkswirtschaft auf sie einrichten kann, und endlich, wenn sie nicht vorausgesehen wurde, aber Zeit genug vorhanden ist, um die betreffenden Produktionsprozesse durchzuführen, wird sich kein Wertagio an der Maschine erhalten, beziehungsweise gar keines entstehen. Es kann also zwar, wenn die angedeuteten Bedingungen erfüllt sind, an individuellen Produktmengen ein Wertagio auftreten. Dasselbe kann aber nicht nach deren Verbrauch an den an die Stelle der verbrauchten tretenden Produktmengen weiterbestehen. Denn entweder fallen die Ursachen fort, die die Werterhöhung bewirkten — es ist z. B. die neue Nachfrage schlechthin befriedigt — oder es wird die gesteigerte Produktion sie eliminieren¹³. Nur an „Nichtprodukten“, nur an Arbeit und Boden im weitesten Sinne kann eine Werterhöhung bestehen bleiben und zu einer dauernden Erhöhung von Lohn und Rente führen, natürlich nicht so, daß sich nur die Löhne und Renten derjenigen Arbeiter und Grundstücke steigerten, die in der betreffenden Branche verwendet werden, sondern so, daß sich Lohn und Rente aller Arbeiter und Grundstücke derselben Art und Eignung in der Volkswirtschaft etwas erhöhten. Nur dort also, wo die Prozesse der Wertzurechnung und Nivellierung nicht weitergreifen können, bei den ursprünglichen Produktionsfaktoren, und in dem Falle von Veränderungen im Wirtschaftsprozeß, denen sich dieser nicht sofort akkomodieren kann, gibt es Wertagien an Gütern. Und nur bei den erstem können sie dauernd sein — wobei sie aber in die Kategorien von Lohn und Rente fallen —, im letztern dagegen müssen sie notwendig temporär sein

¹³ Vgl. die Ausführungen des IV. Kapitels.

und im allgemeinen längstens mit den individuellen Gütermengen verschwinden, an denen sie haften. Damit entgleiten sie selbstverständlich auch den betreffenden Wirtschaftssubjekten, so daß niemand ein dauerndes Einkommen dadurch erzielen kann, daß er produzierte Güter besitzt, an denen sich ein Wertagio zeigt. Vielmehr fallen die Agien bald dieser und bald jener Wirtschaft zu, keiner aber dauernd. Um ein altes Beispiel¹⁴ anzuführen: Wer einem Kolonisten in der Wildnis eine Mundharmonika verkauft, wird wohl einen Gewinn dabei machen. Aber das ist ein einmaliger Zufallsgewinn, außer wenn der Verkäufer ein Händler ist. Ist er das und besteht Konkurrenz unter solchen Händlern, dann wird jener Gewinn meist auf die Höhe des Lohnes des Händlers fallen, als Gewinn also auf Null. Besteht keine Konkurrenz, so liegt eben Monopolgewinn vor.

5. Nun können wir schon fünf Leitsätze unsrer Zinstheorie aussprechen, die sich fast von selbst der ersten elementaren Erkenntnis, daß der Zins eine Werterscheinung und ein Preiselement sei — diese Erkenntnis haben wir mit jeder wissenschaftlich begründeten Zinstheorie gemein —, anschließen und die dann noch durch einen sechsten Leitsatz zu ergänzen sein werden. Wir sind bereits in der Lage, sie auf Grund des Gesagten als Resultate zu formulieren, wenngleich sie erst später ihre volle Sicherheit gewinnen werden.

Erstens: Der Zins fließt wesentlich aus den eben behandelten Wertagien. Er kann aus nichts anderm fließen, da es andre Wertüberschüsse im normalen Verlaufe des Wirtschaftslebens nicht gibt. Natürlich gilt das nur für den Produktivzins in dem engsten Sinne, in dem der „konsumtive Produktivzins“¹⁵ nicht zu ihm gehört. Denn soweit der Zins gleichsam nur ein Schmarotzer im Körper des Lohn- und Grundrenteneinkommens ist, hat er mit jenen Wertagien direkt offenbar nichts zu tun. Aber der große, regelmäßig fließende Güterstrom, von dem die Kapitalistenklasse lebt und der ihr aus der schaffenden Werkstatt des Produktionsprozesses in jeder Wirtschaftsperiode zustrebt, — der kann nur aus unsern Wertagien kom-

¹⁴ de Quincey, *Logic of Political Economy*.

¹⁵ Vgl. „Wesen“ III. Buch III. Kap.. auch das III. Kapitel — I. Abschl. dieser Arbeit.

men. Diese Punkte werden übrigens später noch näher beleuchtet werden. Auch gibt es noch einen Wertüberschuß, der kein solches Agio ist, nämlich den Monopolgewinn. Unsre These setzt daher voraus, daß der Zins nicht seine typische Quelle in einem Monopolgewinne hat. Das dürfte aber, wie gesagt, ausreichend sichergestellt sein. Ohne Entwicklung also gäbe es unter den erwähnten Einschränkungen keinen Zins. Er ist ein Teil von jenen großen Wellen im Meere der wirtschaftlichen Werte, die die Entwicklung auftürmt. Diese These beruht zunächst auf dem negativen Nachweis, daß die Wertbildung im Kreislauf der Volkswirtschaft das Zinsphänomen ausschließt — dieser Nachweis wiederum erstens auf der Erkenntnis dieses Wertbildungsprozesses direkt und zweitens auf der Erkenntnis von der Unhaltbarkeit der verschiedenen Versuche, die entscheidende Wertdifferenz zwischen Produkt und Produktionsmittel in der entwicklungslosen Wirtschaft festzustellen. Jetzt kommt noch der positive Nachweis hinzu, daß es in der Entwicklung zu einer solchen Wertspannung kommt. Außerdem wird im Verlaufe der folgenden Erörterung unsre These noch viel von ihrer Befremdlichkeit verlieren. Gleich hier aber sei hervorgehoben, daß sie einer unvoreingenommenen Betrachtung der Wirklichkeit lange nicht so ferne liegt, als es scheinen könnte, denn sicher ist die industrielle Entwicklung zum mindesten die Hauptquelle des Zinseinkommens¹⁶.

Zweitens. Die Wertagen der Entwicklung zerfallen, wie wir sahen, in zwei Gruppen — in die Unternehmergewinne und in jene, die „Rückwirkungen der Entwicklung“ darstellen. Wir sehen nun schon hier, daß der Zins sich nicht an die letztern anschließen kann. Wir können das so leicht konstatieren, weil das Zustandekommen der Wertagen dieser Kategorie ganz durchsichtig ist, so daß wir sofort sehen, was es da gibt und nicht gibt. Betrachten wir das Beispiel vom Krämer, der infolge der Gründung von Fabriken in seinem Dorfe eine Zeitlang überdurchschnittliche Einnahmen erzielt. Er macht also einen bestimmten Gewinn. Dieser Gewinn kann nicht selbst

¹⁶ Nur die Regelmäßigkeit des Zinses stützt das Vorurteil, daß er „statisch“ zu erklären sein müsse.

Zins sein, denn er ist nicht dauernd und wird von eintretender Konkurrenz bald vernichtet. Es fließt aber — unter der Voraussetzung, daß der Krämer nichts anderes zu seiner Erlangung gemacht hat, als einfach in seinem Laden zu stehen und seinen Kunden höhere Preise zu machen — auch kein Zins aus ihm, denn es geschieht überhaupt nichts weiter mit ihm: Der Krämer steckt ihn ein und verwendet ihn nach Belieben. Der ganze Prozeß läßt keinen Raum für das Zinsphänomen. Deshalb also muß der Zins aus dem Unternehmergewinn fließen. Das ist ein indirekter Schluß, dem ich natürlich nur sekundäre Bedeutung, hinter den Tatsachen, die die These sonst noch stützen, beimesse, und der durch die Erfahrung und namentlich durch weiter folgende Erörterungen bestätigt wird. Die Entwicklung schwemmt also — irgendwie — dem Kapitalisten einen Teil des Unternehmergewinnes zu. Der Zins wirkt wie eine Steuer auf den Unternehmergewinn.

Drittens sehen wir aber sofort, daß weder der ganze Unternehmergewinn noch auch ein Teil desselben direkt und unmittelbar Zins sein kann, weil er eben nur temporär ist. Und analog sehen wir sofort: Der Zins haftet nicht an konkreten Gütern. Alle Wertüberschüsse an konkreten Gütern müssen ihrer Natur nach temporär sein, und wenn auch in der entwicklungsvollen Volkswirtschaft fortwährend solche Überschüsse auftauchen — so sehr, daß es einer tiefen Analyse bedarf, um die Kurzlebigkeit jedes einzelnen von ihnen zu erkennen —, so können sie doch nicht unmittelbar ein dauerndes Einkommen bilden. Da der Zins ein solches ist, so kann er nicht einfach als ein Wertagio an konkreten Gütern verstanden werden. Er fließt aus einer bestimmten Klasse von Wertagien, aber kein Wertagio ist einfach und ohne weiteres „Zins“.

Diese drei Sätze, daß der Zins als großes soziales Phänomen ein Produkt der Entwicklung sei¹⁷, daß er aus dem Unternehmergewinne fließe, und daß er nicht an konkreten Gütern hafte, sind die Basis unsrer Zinstheorie. Die Erkenntnis, die sie zum Ausdruck bringen, macht allen den immer wiederholten Versuchen, ein dem Zins ent-

¹⁷ Vgl. „Wesen“ III.

sprechendes dauerndes Wertelement an konkreten Gütern zu finden¹⁹, ein Ende und drängt damit die Arbeit am Zinsproblem auf ein ganz kleines Feld zusammen.

6. Es ist nun an der Zeit, die entscheidende Frage fester in unsern Griff zu bekommen. Die Kernfrage, deren Lösung das Zinsproblem in seinem weitaus wichtigsten Punkte erledigt, lautet nunmehr: Wie löst sich aus den zwar stets vorhandenen, aber individuell stets temporären, aus den zwar fortwährend auftauchenden, aber individuell fortwährend versinkenden, den flüchtigen, immer wechselnden Unternehmergewinnen das endlos dauernde Zinseinkommen immer desselben Kapitals heraus? Diese Fragestellung verkörpert die bisher erreichten Resultate und ist unabhängig von der Richtung unsres weitem Weges. Gelingt es ihr Genüge zu tun, dann ist das Zinsproblem in einer Weise gelöst, die allen den Anforderungen genügt, welche v. Böhm-Bawerks Analyse als unerläßlich nachgewiesen hat und — was immer sonst ihre Mängel sein mögen — den Einwendungen nicht ausgesetzt ist, denen die bisherigen Theorien begegnen.

Unsern weitem Weg betreten wir mit einer vierten These, die von den üblichen Theorien mit Ausnahme der Ausbeutungstheorie sehr absticht und das Gewicht berechtigtster Autorität gegen sich hat: In einem kommunistisch organisierten oder überhaupt verkehrslosen Gemeinwesen gäbe es keinen Zins als selbständige Werterscheinung. Selbstverständlich würde kein Zins gezahlt. Selbstverständlich würde es jene Werterscheinungen geben, aus denen der Zins auch in der Verkehrswirtschaft fließt. Aber als besonderes Wertphänomen, als eine ökonomische Quantität, selbst als

¹⁸ Daraus fließen unmittelbar zwei praktische Resultate. Erstens ist der sog. primitive Handelszins nicht „Zins“. Soweit er nicht Monopolverdienst oder Lohn ist, muß er Unternehmergewinn — damit auch bloß temporär — sein. Zweitens ist auch der Mietzins kein Zins. Miete ist partieller Kauf und kann kein Element von Zins im Kreislauf der Wirtschaft enthalten. Das Reineinkommen aus einem Haus könnte soweit nur Grundrente — und Lohn für „Verwaltung“ — sein. Wie ein Element von Zins in der Entwicklung in den Mietpreis eindringen kann, wird sich aus unsern Ausführungen von selbst ergeben. Vor allem kommt da der Umstand in Betracht, daß schon bestehender Kapitalzins die Zeit zu einem Kostenelement macht.

Begriff würde er dort fehlen, ist er von der verkehrswirtschaftlichen Organisation abhängig. Präzisieren wir noch genauer: Lohn und Grundrente würden in einer rein kommunistischen Organisation auch nicht gezahlt. Aber Arbeits- und Bodenleistungen wären auch dort vorhanden, würden gewertet werden, und ihre Werte wären ein wesentliches Element des Wirtschaftsplans. Nichts davon gilt für den Zins. Das Agens, wofür Zins gezahlt wird, würde in der kommunistischen Wirtschaft einfach fehlen. Es könnte daher auch nicht Objekt einer Wertung sein. Und folglich könnte es einen dauernden Reinertrag, der dem Zinseinkommen entspräche, nicht geben. Der Zins ist also wohl eine ökonomische Kategorie — nicht direkt durch außerökonomische Mächte geschaffen —, aber eine solche, die nur in der Verkehrswirtschaft vorkommt.

Warum nun gibt es dort keinen Zins, wohl aber in der Verkehrswirtschaft? Diese Frage führt uns zu unserer fünften These. Sie öffnet uns einen ersten, vorläufigen Ausblick auf die Natur jenes merkwürdigen Saugapparates, der aus den Unternehmergeinnen einen dauernden Güterstrom zieht: Der Kapitalist hat doch sicher etwas mit der Produktion zu tun. Technisch aber ist die Produktion ebenso sicher immer derselbe Vorgang, unter welcher Organisation immer sie vor sich gehen mag. Technisch erfordert sie immer Güter und nichts als Güter. Da kann also kein wesentlicher Unterschied liegen. Aber anderswo liegt ein solcher. Die Stellung des Unternehmers in der Verkehrswirtschaft zu seinen Produktivgütern ist, wie früher auseinandergesetzt, eine wesentlich andere als die des Zentralorgans einer verkehrslosen Gemeinschaft. Das letztere verfügt schon über sie, der erstere muß sie sich erst verschaffen.

Daß hier in der Tat der springende Punkt liegt, sieht man daraus, daß auch in der Verkehrswirtschaft, wenn die Unternehmer über die Güter, die sie brauchen, schon verfügen, die Produktion zinslos vor sich gehen würde. Dieser Satz ist leicht zu beweisen. Im normalen Kreislauf des Wirtschaftsprozesses kann kein Wirtschaftssubjekt andere Reinerträge realisieren als Lohn, Grundrente und Monopolgewinn. Da ist es ganz gleichgültig, ob es über seine Produktionsmittel ein- für allemal verfügt oder ob es sie sich erst verschaffen muß. Denn auch im letztern Falle bieten sie sich

ihm gleichsam von selbst und stets zu solchen Preisen an, daß es dabei ebensogut fährt wie im ersten. Das wurde im ersten Kapitel auseinandergesetzt. Anders wenn es sich um neue Unternehmungen handelt. Wenn der Unternehmer da bereits über die Produktionsmittel verfügt, deren er bedarf, so macht er einfach seinen Gewinn und es geschieht nichts weiter. Derselbe bleibt ihm nicht nur überhaupt, sondern er bleibt ihm auch als homogene Größe, aus der sich kein Teil selbständig heraushebt. Seine Güter werden das Substrat, die „Träger“ von Überschüssen, aber nur von temporären, ein besonderes dauerndes Einkommen bildet sich nicht. An den Leistungen dauernder Produktionsmittel würde einfach ein- für allemal eine Werterhöhung stattfinden, die, wie wir sahen, in die Kategorien von Lohn oder Rente fällt. Ich verweise hier auf die Darlegungen des vorhergehenden Kapitels, aus denen sich das ohneweiters ergibt. Das naheliegende Bedenken, daß sich der Unternehmer ja auch dann Zins berechne, wenn er die nötigen Produktionsmittel „schon selbst hat“, wird sich später von selbst auflösen und zwar durch die Erkenntnis, daß es sich hier um eine Folgeerscheinung schon bestehenden Zinses handle. Hier wollen wir — gleichsam *lite pendente* — das Resultat hinnehmen, das sich aus der vorgeführten Erwägung ergibt, nämlich daß in einer Verkehrswirtschaft, in der die Unternehmer stets über die nötigen Güter verfügen, etwa von einer magischen Macht mit allen Arbeits- und Bodenleistungen, die sie brauchen, ausgestattet würden, sich kein Zins zeigen würde.

Nur wo das nicht der Fall ist, zeigt sich der Zins. Wie nicht alle Wertagien Unternehmergeinn sind, so löst sich nicht aus allen Unternehmergeinnen ein Zinseinkommen ab. Nur dort geschieht das, wo die für die Durchführung der Pläne des Unternehmers nötigen Produktionsmittel sich im Eigentume anderer Wirtschaftssubjekte befinden, die keinen Teil an seinen Plänen haben — letzteres deshalb, weil sonst die Sache dieselbe wäre, wie wenn er die Güter selbst besäße: Es läge eine Art Gesamtunternehmerschaft vor. — Das gibt uns einen wichtigen Fingerzeig. Welchen Unterschied macht denn jenes Moment? Lediglich den, daß das Zentralorgan der kommunistischen Wirtschaft und der Unternehmer, der die nötigen Güter „schon hat“, eben einfach

an die Produktion gehen können, während der Unternehmer, der nicht in dieser glücklichen Lage ist, erst noch eines besondern Mittels bedarf, um diese Güter seiner Herrschaft zu unterwerfen. Im Kreislaufprozeß überschattet man nichts Wesentliches, wenn man annimmt, daß dieses Mittel im Besitze der Produkte der abgelaufenen Produktionsperiode besteht, bei neuen Produktionen aber hat der Unternehmer im Prinzip keine solchen Produkte. Für ihn wird das Privateigentum an den Produktionsmitteln zum Hindernisse. Zu seiner Überwindung hilft ihm offenbar der Kapitalist. Und so können wir denn sagen, daß der Zins an einem Agens haftet, dessen Funktion die Beseitigung der der Entwicklung aus der Institution des Privateigentums erwachsenden Hindernisse ist, daß er in letzter Linie eine Konsequenz einer im Wesen der privatwirtschaftlichen Organisation liegenden Eigentümlichkeit ist, gleichsam bei der Reibung der Pläne des Unternehmers an der rauhen Fläche der bestehenden Eigentumsverhältnisse, über die sie hinwegmüssen, abgescheuert wird. So nähern wir uns auf anderm Wege einem Schlüsse, der im Vorhergehenden bereits zutage trat. Die Einwendung, daß der Zins, der sich nach unsrer Auffassung nicht nur bloß in der Verkehrswirtschaft, sondern sogar nur in der kapitalistischen Verkehrswirtschaft zeigt, doch tatsächlich auch außerhalb der letztern vorkomme, wird uns noch später beschäftigen.

7. Nur ein Schritt trennt uns noch von der definitiven Fragestellung. Ehe ich ihn tue, möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers darauf lenken, daß es sich nach unsrer Fassung beim Zinsproblem um etwas andres handelt, als nach der üblichen Fassung. Man muß sich ganz klar darüber sein, daß wir, wenn wir vom Zinsproblem sprechen, an eine etwas andre Erscheinung denken, als die meisten Theoretiker. Obgleich das eigentlich in die Augen springt, wird es doch nicht überflüssig sein, diesen Punkt noch schärfer zu beleuchten.

Ich knüpfe zu diesem Zweck an die allgemein übliche Unterscheidung zwischen Darlehnszins und ursprünglichem Kapitalzins an. Sie reicht bis an den Anfang tiefergehender Untersuchungen über die Natur des Zinseinkommens zurück und ist, seit sie mit prinzipieller Betonung aufgestellt worden war, einer der Grundsteine der Zins-

theorie geworden und geblieben. Und das in der folgenden Weise, Die Gedankenarbeit am Zinsproblem setzte ganz naturgemäß beim konsumtiven Darlehnszins ein. Es ist zunächst naturgemäß, daß sie beim Darlehnszins einsetzte, weil sich dieser vor allem als ein selbständiger, mit vielen auffälligen Merkmalen ausgezeichneter Einkommenszweig darstellt. Stets ist es leichter, einen auch äußerlich gesonderten Einkommenszweig begrifflich zu erfassen, als einen, den man aus einem Gemenge von Einkommenselementen erst heraus-schälen muß — deshalb wurde ja auch die Grundrente zuerst in England klar erkannt, wo sie nicht bloß rein ökonomisch vorhanden war, sondern in aller Regel auch gesondert gezahlt wurde. Beim konsumtiven Darlehnszins aber setzte man deshalb ein, weil er im Altertum und im Mittelalter die wichtigste, bekannteste Form war. Der Zins des Produktivdarlehens fehlte zwar nicht. Aber er wirkte im klassischen Altertum in einer Welt, die nicht philosophierte, während die Welt, die philosophierte, die wirtschaftlichen Dinge nur flüchtig beobachtete und nur dem Zins Aufmerksamkeit schenkte, der in ihren Kreisen zu beobachten war. Und auch später waren die Elemente kapitalistischer Wirtschaft, die es gab, nur einem Kreise geläufig, der eine Welt für sich war und nicht grübelte und nicht schrieb. Der Kirchenlehrer, der Kanonist oder der von Kirche und Aristoteles abhängige Philosoph — sie alle hatten nur für den Konsumtidarlehnszins Verständnis, der sich — und zwar in sehr unangenehmer Weise — innerhalb ihres Gesichtskreises bemerkbar machte. Aus ihrem Gefühle der Verachtung gegen die Bewucherung des Notleidenden und die Ausnützung des Leichtsinrigen oder Lasterhaften, aus ihrer Reaktion gegen den Druck, den der Wucherer ausübte, stieg ihre Feindseligkeit gegen das Zinsnehmen empor, und daraus erklären sich auch die verschiedenen Zinsverbote.

Aus der Beobachtung des Geschäftslebens erwuchs mit der Erstar-kung der kapitalistischen Wirtschaft eine gegenteilige Auffassung. Es wäre eine Übertreibung, zu sagen, daß der Zins des Produktivdarlehens geradezu eine Entdeckung der Spätem war. Aber in der Wirkung kam das Hervorheben desselben einer Entdeckung außer-ordentlich nahe. Es wurde durch sie sofort klar, daß die alte Auf-fassung einen und zwar den nunmehr weitaus wichtigsten Teil des

Phänomens einfach ignoriere, und zugleich auch, daß der Schuldner keineswegs immer durch das Darlehnsnehmen ärmer werde. Das brach dem innersten Grunde der Zinsfeindlichkeit die Spitze ab und führte wissenschaftlich um einen Schritt weiter. Die ganze englische Zinsliteratur bis zur Zeit Adam Smiths ist erfüllt von dem Gedanken, daß das Darlehen einen Geschäftsgewinn ermögliche. An die Stelle des schwachen tritt im Geiste des Zinstheoretikers der starke Schuldner, an die Stelle des kläglichen Haufens von notleidenden Armen und leichtsinnigen Grundbesitzern tritt eine Gestalt von anderm Blute, der Unternehmer. Nicht ganz klar und scharf definiert freilich, aber doch hinlänglich deutlich. Und das ist der Punkt, an dem die hier vorgetragene Theorie einsetzt und fortzufahren sucht.

Aber auch der Produktivzins ist für diese Gruppe von Theoretikern immer noch Darlehnszins. Als seine Quelle ist wohl der Unternehmergewinn erkannt. Daraus folgt jedoch ebensowenig, daß der Unternehmergewinn einfach Zins sei, wie aus der Tatsache, daß die Quelle des Lohnes der gesamte Produktionserlös ist, folgt, daß der gesamte Produktionserlös Lohn sei. Wenn man bei der Kürze und Oberflächlichkeit der Ausführungen jener Schriftsteller über den Zins überhaupt etwas Bestimmtes darüber sagen darf, so haben sie auch durchaus nicht Zins und Profit konfundiert oder als wesensgleich angesehen. Sie haben vielmehr, wie man z. B. aus Hume sieht, den Zusammenhang beider in höherem Maße als Problem empfunden, als es der Fall gewesen wäre, wenn sie im Unternehmergewinn nichts anderes gesehen hätten als Zins vom eigenen Kapitale. Locke und Steuart weisen Anläufe in einer ähnlichen Richtung auf. Sie erklären beide den Unternehmergewinn in einer Weise, die auf den Darlehnszins als solchen zwar gar nicht, wohl aber auf einen andersartigen Gewinn, der die Quelle des Darlehnszinses ist, anwendbar ist¹⁹. Alle diese Autoren haben zutreffenderweise den Zins auf den Geschäftsgewinn als Quelle zurückgeführt, aber nicht gesagt, daß dieser letztere selbst wieder nur ein Fall und zwar der Grundfall des Zinses sei. Ihr Profit darf daher selbst dann nicht mit Kapitalzins oder selbst Kapital-

¹⁹ Daraus erklärt sich ungezwungen die Disharmonie, die, wie v. Böhm-Bawerk hervorhebt, sich tatsächlich auf den ersten Blick in der Theorie Lockes zeigt. Vgl. Kapital und Kapitalzins, 2. Aufl., I. Bd., p. 52.

gewinn übersetzt werden, wenn er in der Wendung ‚profit of capital‘ vorkommt. Sie haben das Zinsproblem nicht gelöst. Aber nicht deshalb, weil sie lediglich eine abgeleitete Form des Zinses, den Darlehnszins, auf die ursprüngliche und eigentliche zurückgeführt hätten, ohne diese zu erklären, sondern deshalb, weil sie überhaupt nicht nachgewiesen haben, daß und warum der Gläubiger in der Lage ist, sich mit seinem Kapitale jenen Anteil am Unternehmergewinne zu erretzen, warum der Kapitalmarkt immer zu seinen Gunsten entscheidet. Gewiß liegt ferner im Geschäftsgewinn das zentrale Problem, von dessen Lösung auch der Einblick in das Zinsphänomen abhängt. Aber nicht deshalb, weil der Geschäftsgewinn selbst schon der eigentliche, wahre Zins ist, sondern weil sein Vorhandensein eine Voraussetzung der Zahlung von Produktivzins ist. Gewiß ist endlich der Unternehmer die wichtigste Person bei der ganzen Sache. Aber nicht deshalb, weil er der wahre, ursprüngliche, typische Zinsherr ist, sondern deshalb, weil er der typische Zinsschuldner ist.

Noch bei A. Smith kann ein durch Vermutung geschärftes Gefühl Spuren einer Auffassung wahrnehmen, nach der Profit und Interest nicht so ohne weiters zusammenfallen. Erst bei Ricardo und seinen Epigonen sind beide glattweg und unzweifelhaft synonym. Erst da gelangte die Theorie dazu, im Geschäftsgewinne überhaupt das einzige Problem und zwar das Zinsproblem zu sehen, erst da wird die Frage: Wie kommt es, daß der Unternehmer einen Geschäftsgewinn erzielt? — zum Zinsprobleme, erst da endlich gibt man den Sinn der englischen Autoren richtig wieder, wenn man ihren Profit mit „Kapitalgewinn“ oder „ursprünglicher Zins“ übersetzt. Darin liegt nun keineswegs bloß die harmlose Substitution von ausbedungenem Kapitalzins am fremden Kapitale durch Zins am eigenen Kapitale, sondern eine neue Behauptung, nämlich daß der Geschäftsgewinn des Unternehmers wesentlich Kapitalzins sei. Zu dieser neuen Fragestellung, die von unserm Standpunkte als ein erklärungsbedürftiges Abbiegen vom rechten Weg erscheinen muß, dürften die folgenden Momente beigetragen haben.

Vor allem liegt diese Fragestellung ja außerordentlich nahe. Die ausbedungene Pachtrente ist gewiß nur eine Folgeerscheinung der „ursprünglichen“, nämlich des Ertrages von Grund und Boden. Sie

ist nichts anderes als dieser selbst, nichts anderes als der Reinertrag der Landwirtschaft vom Standpunkte des Grundherrn. Der ausbedungene Lohn ist nur eine Folgeerscheinung des Ertrages der Arbeit, er ist einfach der Reinertrag der Produktion vom Standpunkte des Arbeiters. Warum sollte das anders beim Zinse sein? Ohne besondern Grund wird man das nicht annehmen. Der Schluß, daß dem ausbedungenen Zins ein ursprünglicher Zins entspricht, und daß dann dieser letztere ebenso das typische Einkommen des Unternehmers sei, wie die Grundrente das typische Einkommen des Grundherrn, scheint überaus natürlich, fast selbstverständlich. Der Unternehmer berechnet sich in Praxis ja selbst einen Zins von seinem Kapitale — das scheint eine unanfechtbare Sanktion, wenn es einer solchen überhaupt noch bedarf.

Sodann ist der Wertüberschuß des Produkts über seine Kostengüter wirklich das Grundphänomen, von dem auch der Zins abhängt. Und er entsteht in der Hand des Unternehmers. Was Wunders, daß man nur dieses Kernproblem sah und hoffte, mit seiner Lösung alles erledigt zu haben, — und ferner, daß man in diesem Wertüberschuß einfach gleich den Zins sah? Man hatte sich gerade von den merkantilistischen Oberflächlichkeiten losgerungen und daran gewöhnt, auf die konkreten Güter zu blicken, die hinter dem Geldschleier standen. Man betonte, daß das Kapital aus konkreten Gütern bestehe, und verfiel der Tendenz, dieses Kapital als besondern Produktionsfaktor zu konstituieren. Einmal so weit, mußte man geradezu im Zinse ein Preislelement dieses Gütervorrats und mithin einfach das sehen, was vermittelt desselben vom Unternehmer mehr Erlöst wurde. Weil der Zins sicher aus dem Unternehmergewinn floß, also einen Teil des Unternehmergewinnes darstellte, so wurde der Unternehmergewinn oder doch sein bester Teil unversehens zum Zinse — ganz von selbst in dem Augenblicke, da man den Zins unmittelbar an die konkreten Güter knüpfte, deren sich der Unternehmer in seiner Produktion bedient. Daß auch der Lohn nicht zum Zinse wird, weil aus ihm eventuell Zins gezahlt wird, ist ein Bedenken, das ferner liegt, als man glauben könnte.

Die ungenügende Analyse der Unternehmerfunktion förderte die neue Fragestellung sehr. Es ist vielleicht nicht ganz richtig zu sagen,

daß Unternehmer und Kapitalist einfach zusammengeworfen wurden. Aber jedenfalls ging man von der Beobachtung aus, daß der Unternehmer seinen Gewinn nur mit Hilfe von Kapital im Sinne von Gütervorrat machen könne, und legte ein Gewicht auf diese Beobachtung, das sie nicht verdient. Man sah — und das war ganz natürlich — in der Kapitalverwendung das Charakteristikon des Unternehmers und unterschied ihn wesentlich dadurch vom Arbeiter. Man sah in ihm prinzipiell den Kapitalverwender, den Produktionsgüterverwender, wie im Kapitalisten den Lieferanten irgendwelcher Güter. Dann ist jene Fragestellung schon von selbst gegeben, dann muß sie einfach als eine präzisere und profundere Fassung der Frage nach dem Darlehnszins erscheinen.

Für das Zinsproblem mußte das, wie auf der Hand liegt, schwerwiegende Folgen haben. Es gab einen Darlehnszins, weil es einen ursprünglichen Zins gab, und dieser entstand in der Hand des Unternehmers. Auf den Unternehmer war damit der ganze Apparat der Problemlösung eingestellt. Das eröffnete nun vor allem eine Menge Holzwege. Viele Erklärungsversuche, wie manche Arbeits- und die Ausbeutungstheorien wurden — als Zinserklärungen — jetzt erst möglich. Denn nur dann, wenn man das Zinseinkommen an den Unternehmer knüpft, kann man überhaupt daran denken, es unmittelbar aus seiner Arbeitsleistung oder aus der Arbeit an der Erzeugung der Produktionsgüter oder aus dem Preiskampfe zwischen Unternehmer und Arbeiter zu erklären. Andre Versuche, wie z. B. alle Produktivitätstheorien wurden durch diese Fragestellung, wenn auch nicht überhaupt erst ermöglicht, so doch wesentlich nähergelegt. Eine gesunde und wirklichkeitstreue Theorie von Unternehmer und Kapitalisten wurde dadurch unmöglich gemacht, die Erkenntnis eines besondern Unternehmergewinns erschwert, seine Erklärung von Anfang an verdorben. Aber weitaus die schwerste Folge dieser Auffassung war die Schaffung eines Problems, das zu einer Art von ökonomischem perpetuum mobile wurde.

Der Zins ist, wie die Erfahrung lehrt, ein dauerndes Einkommen. Er entsteht in der Hand des Unternehmers. Folglich entsteht ein dauerndes Einkommen sui generis in der Hand des Unternehmers. Und es erhebt sich die Frage, woher das kommt. Mehr als ein Jahr-

hundert hindurch ist das Heer der Theorie gegen dieses unlösbare Problem, dieses Scheinproblem angestürmt, hat es sich auf Dinge eingelassen, die nur die Verzweiflung eingeben kann.

Wir haben diese Auffassung als unrichtig, als ein Vorurteil erwiesen. Da also trennt sich unser Weg von dem der übrigen Theoretiker. Nach unserer Auffassung hat man im Anfange den Fuchs richtig zu seinem Bau verfolgt, aber dann ist man über den Bau hinweg ins Leere gerannt. Was erklärt werden soll, ist gewiß jener Überschuß der Produktpreise über die Kosten, jene Wertschwellung, die die Wirklichkeit zeigt. Aber darin erblicken wir zunächst Unternehmergewinn. Unser Zinsproblem entsteht erst auf einer spätern Stufe, ist also schon seinem Gegenstande nach etwas andres, als das übliche. Das hat u. a. zwei sehr wichtige Konsequenzen. Erstens kommen wir über jenes perpetuum mobile hinweg. Und zweitens — und das muß hier besonders betont werden — bedeutet für uns die Zurückführung des Zinses auf den Geschäftsgewinn etwas andres, viel mehr, als für die herrschende Theorie. Für diese führt sie an die Pforten des Problems, an die Werterscheinung, deren Erklärung durch die Zins-theorie erst zu leisten, vornehmlich zu leisten ist. Für uns aber führt sie auf eine Werterscheinung, die bereits erklärt ist und zwar auch an die Pforten eines Problems, aber nur mehr eines solchen von geringerer Bedeutung. Wenn die herrschende Theorie den Zins auf den Geschäftsgewinn zurückführt, so hat sie nur eine Form des Zinses auf eine andre zurückgeführt. Wenn wir das tun, so haben wir den Zins an einer uns bereits wohlvertrauten Stelle verankert. Der Satz: „Es gibt Darlehnszins, weil es einen Geschäftsgewinn gibt“ — hat für die herrschende Theorie nur den Wert einer präziseren Fragestellung, für uns bereits Erklärungswert. Die Frage: „Aber woher kommt der Geschäftsgewinn?“ —, die für die herrschende Theorie die Aufforderung zur Leistung ihrer Hauptarbeit enthält, ist für uns erledigt. Für uns gibt es nur noch die Frage: Wie entsteht aus dem Unternehmergewinn das Zinseinkommen?

Auf diese andre, engere Fragestellung bei unserm Zinsprobleme den Leser besonders aufmerksam zu machen, war deshalb nötig, weil die Einwendung, daß hier nicht mehr geleistet wird, als die längst geleistete Zurückführung des Zinses auf den Geschäftsgewinn, be-

sonders ärgerlich wäre. So rechtfertigt sich wohl die wiederholte Betonung von Dingen, die sich der Leser leicht selbst hätte sagen können. Nun gehen wir zum letzten Leitsatze unsrer Zinstheorie über.

8. Der Überschuß, der die Basis des Zinses bildet, kann als Wertüberschuß, der er ist, nicht anders als in einem Wertausdruck in Erscheinung treten. Deshalb kann er in der Verkehrswirtschaft nur im Vergleiche zweier Geldsummen ausgedrückt werden. Das ist selbstverständlich und zunächst völlig unkontrovers. Namentlich kann kein Vergleich von Gütermengen an sich über das Vorhandensein eines Wertüberschusses etwas aussagen. Wo immer von Gütermengen in solchem Zusammenhange die Rede ist, erscheinen dieselben nur als Symbole von Werten: Wenn jemand sagte, er erhielte für das „Darleihen“ eines Hobels jährlich ein Brett, so erfährt man daraus nichts. Erst auf einen Wertausdruck gebracht, lehrt diese Aussage, ob überhaupt ein Wertüberschuß vorliegt und ein wie großer. Tatsächlich bedient sich die Praxis des Geldausdruckes und in der Geldform allein stellt sich uns der Zins empirisch dar. Diese Tatsache nun müssen wir auf alle Fälle hinnehmen, aber wir können sie sehr verschieden interpretieren. Wir können einmal zum Resultate kommen, daß dieses Auftreten des Zinses in der Geldform lediglich durch die Notwendigkeit eines Wertmaßes bedingt sei, mit dem Wesen des Zinses aber nichts zu tun habe. Das ist die herrschende Ansicht. Ihr zufolge gibt das Geld die Ausdrucksform ab und sonst nichts, entsteht der Zins dagegen an Gütern irgendwelcher Art als ein Überwert der Güter selbst. So fassen auch wir die Sache beim Unternehmergewinn auf. Auch um ihn auszudrücken, bedarf man eines Wertmaßes und wird man sich also zweckmäßigerweise der Geldvorstellung bedienen. Aber trotzdem hat der Unternehmergewinn mit dem Gelde seinem Wesen nach nichts, gar nichts zu tun.

Fraglos liegt es außerordentlich nahe zu versuchen, auch beim Zinse vom Momente des Geldes so schnell wie möglich abzubiegen und die Erklärung des Zinseinkommens in jenes Gebiet zu tragen, wo allein Werte und Erträge wachsen können, nämlich in das Gebiet der Güterproduktion. Allein wir können nicht abbiegen. Gewiß entspricht in jedem Falle dem Geldzinse, also dem Agio der Kauf-

kraft, ein Agio irgendwelcher Güter. Gewiß braucht man Güter und nicht „Geld“ zum Produzieren im technischen Sinne. Aber wenn wir daraus schließen, daß das Geld nur ein Zwischenglied von lediglich technischer Bedeutung sei, und uns anschicken, ihm die Güter, die dafür angeschafft werden, und für die daher in letzter Linie der Zins gezahlt wird, zu substituieren, da verlieren wir sofort den Boden unter den Füßen. Oder richtiger gesagt: Wir können wohl einen Schritt oder selbst einige Schritte von der Geldbasis weg machen in die Welt der Güteragien hinein. Aber eben nur einen oder einige Schritte, dann hört der Weg auf, weil diese Agien nicht dauernd sind — und dann sehen wir auch gleich, daß dieser Weg falsch war, denn ein wesentliches Charakteristikum des Zinses ist ja, daß er dauernd ist. Man kann also nicht durch den Geldschleier durchstechen, um auf Agien an konkreten Gütern zu kommen. Sticht man durch ihn durch, so sticht man ins Leere²⁰.

So können wir uns also nicht von der Geldbasis des Zinses entfernen. Darin liegt ein indirekter Beweis dafür, daß eine zweite Auffassung von der Bedeutung der Geldform, in der der Zins uns entgegentritt, den Vorzug verdient, nämlich die Auffassung, daß diese Geldform nicht Schale, sondern Kern ist. Natürlich würde ein solcher Beweis allein uns nicht zu weitgehenden Schlüssen berechtigen. Aber er mündet in unsre frühere Ausführungen über die Themen von Kredit und Kapital ein, kraft deren wir begreifen, welches die Bolle ist, welche die Kaufkraft hier spielt. Als ein Resultat also können wir jetzt unsern sechsten Leitsatz aussprechen: Der Zins ist ein Preiselement' der Kaufkraft als Herrschaftsmittel über Produktionsgüter. Wo immer man vom Zins als etwas andrem als Kaufkraft spricht, liegt zunächst — wir kommen noch auf den Punkt zurück —, wenn keine falsche Grundauffassung, nur eine figürliche Redewendung vor.

Sofort sei gesagt, daß dieser Leitsatz viel von seiner Befremdlichkeit verliert, wenn man bedenkt, daß er ja keineswegs der Kaufkraft eine produktive Rolle im eigentlichen Sinne zuschreibt, sondern sich nur auf den Vorgang der Abspaltung eines Teiles von vorhandenen

²⁰ Auf die Auskunftsmittel: „Genußgüternvorrat“ und „Vorrat aufgehäufter Arbeits- und Bodenleistungen“ — gehe ich hier nicht mehr ein.
Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 4. Aufl.

und erklärten Wertquellen bezieht. Das bricht, meine ich, dem aller-
schwersten Bedenken die Spitze ab. Dennoch ist ein gutes Stück
Arbeit zu leisten, ehe wir den Satz zu unserm gesicherten Besitze
zählen können. Hier kann zunächst nur gegen die unserm Satz dro-
hende Ablehnung a limine protestiert und darauf hingewiesen wer-
den, daß er lange Jahrhunderte hindurch — seit Aristoteles bis auf
die Zeit A. Smiths — auf eine Annahme a limine hätte rechnen
können. Heute freilich liegt die Sache so, daß wir uns einer ge-
schlossenen Phalanx so gut wie aller Theoretiker gegenübersehen.
Und nichts macht ja einen Weg ungangbarer, als daß ihn eine lange
Reihe von Touristen für ungangbar erklärt.

Diese Stellungnahme ist um so merkwürdiger, als die Tatsache,
daß der Zins auf dem Geldmarkte mit Angebot von und Nachfrage
nach „Geld“ schwankt, jedermann bekannt ist und doch unzweifel-
haft auf unsre Auffassung hinweist²¹. Noch etwas andres kann gleich
hinzugefügt werden. Daß man naß wird, wenn es regnet, ist dem
Geschäftsmann nicht selbstverständlicher, als daß der Zins sinkt,
wenn die Kreditzahlungsmittel spontan, das heißt ohne durch eine
Warenbewegung veranlaßt zu sein, vermehrt werden und umgekehrt.
In der Tat, wenn eine Regierung Papiergeld drucken und es an Unter-
nehmer ausleihen würde, würde da der Zins nicht sinken? Und würde
der Staat dafür keinen Zins erhalten können? Spricht der Zusammen-
hang des Zinses mit Wechselkursen und Goldbewegungen nicht deut-
lich genug? Es ist eine überaus tiefe und breite Masse von Alltags-
beobachtungen, auf die ich damit hingewiesen habe.

Trotzdem haben nur wenige bedeutendere Theoretiker diese Tat-
sachen in die Diskussion des Zinsphänomens eingeführt. Sidgwick
vertritt eine Auffassung, in der ich mit v. Böhm-Bawerk wesentlich
eine Abstinenztheorie erblicke. Aber er hat vor der *sedes materiae*,
dem Kapitel über den Zins, im Kapitel über Geldwert bereits vom

²¹ Vgl. Marshalls Äußerungen vor der Commission on the Depression of Trade
1886. Bei der Erörterung der Beziehungen zwischen Goldmenge und Güterpreise
sagt er, von einer Vermehrung der Goldmenge sprechend: I should say it would
act at once upon Lombard street, and make people inclined to lend more; it
would swell deposits and book credits and so enable people to increase their specu-
lation . . . Wer das sagt — und wer könnte das leugnen? — kann unsre Auffassung
nicht ohne weiteres ablehnen.

Zinse gehandelt, ihn dort mit dem Geld in Beziehung gebracht und auch den Einfluß der Kaufkraftschaffung auf den Zins anerkannt in dem Satze (p. 251): „... We have to consider, that the banker to a great extent produces the money he lends... and that he may easily afford to seil the use of this commodity at a price materially less than the rate of interest on capital generally." Dieser Satz enthält mehrere Punkte, über die wir uns nicht freuen können. Auch fehlt jede tiefergehende Begründung des Vorgangs. Endlich werden auch weiter keine zinstheoretischen Konsequenzen gezogen. Aber er ist doch ein Schritt in unsrer Richtung, getan offenbar im Anschluß an McLeod. Viel mehr beschäftigt sich Davenport²² mit der Sache. Allein auch er kommt zu nichts. Er galoppiert ganz schön und willig an das Hindernis heran, stockt aber dann doch und läßt es beim Anlaufe bewenden. Die herrschenden Theorien vernachlässigen das Moment des Geldes ganz — überlassen es als technische Materie ohne prinzipielles Interesse den finanziellen Schriftstellern. Diese Stellungnahme ist so allgemein, daß sie auf einem Elemente von Wahrheit beruhen muß und jedenfalls der Erklärung bedarf. Die folgenden Erwägungen sollen sie versuchen.

Am wenigsten läßt sich für die Versuche sagen, die statistische Tatsächlichkeit des Zusammenhangs zwischen Zinsrate und Geldmenge in Abrede zu stellen. R. Georges Levy²³ hat die Zinsrate „mit der Goldproduktion verglichen und, wie vorauszusehen, gefunden, daß eine irgendwie erhebliche Korrelation nicht bestehe. Abgesehen davon, daß die angewandte statistische Methode mangelhaft war, berechtigt das nicht zum Schluß, daß Geldmenge und Zinsfuß nichts miteinander zu tun haben. Vor allem ist eine genaue zeitliche Korrespondenz nicht zu erwarten. Sodann ist der Goldvorrat selbst der Banken nicht einfach dem Umfange der Kreditgewährung proportioneil, — und nur die Kreditgewährung ist von Bedeutung für den Zinsfuß. Endlich strömt ja nicht die gesamte Goldproduktion dem Unternehmer zu.

Ganz unverzeihlich aber ist der induktive Widerlegungsversuch Irving Fishers (Rate of Interest p. 319fg.) für einen Theoretiker

²² Principles of Political Econoiny.

²³ Journal des Economistes 1899.

von seinem Range. Nur der Vulgärstatistiker könnte es sich erlauben, einen Kausalzusammenhang abzulehnen, weil er sich nicht dem ersten Blicke zeigt. Dann beweist seine Tabelle jährlicher Durchschnitte doch gar nichts gegenüber der Beobachtung, die man im Detail des täglichen Geldverkehrs machen kann. Und schließlich hat er gar die Geldzirkulation pro Kopf mit der Zinsrate verglichen und dadurch dem Resultate des Vergleichs überhaupt jede Relevanz genommen.

Das gibt uns jedoch einen Anlaß, unsre Theorie vor einem Mißverständnis zu schützen. Die absolute Menge der Kaufkraft, auch der Kaufkraft, die auf dem Geldmarkt angeboten wird, sagt an sich natürlich gar nichts über den Zins. Die bestehenden Güterpreise, die Unternehmungslust, überhaupt geradezu alle sachlichen und persönlichen Daten einer Volkswirtschaft, bieten seine tiefere Erklärung. Von ihrem Zustand und ihren Wandlungen hängt, wie alles andre in der Volkswirtschaft, auch der Zins ab. Nur widerspricht das nicht im geringsten unsrer Auffassung. Man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, indem man jene an sich richtige Erkenntnis übertreibt.

Das führt uns zu der Anerkennung eines Elements von Wahrheit in der geldfeindlichen Zinstheorie. Die Geldmenge ist ein viel weniger wichtiges Moment, als der Laie anzunehmen geneigt ist, und diese Erkenntnis mußte vor allem durchgesetzt werden. Weder durch Kreditgeldemissionen noch durch Goldentdeckungen kann ein Volk bereichert und blühend gemacht werden. Nichts Wesentliches läßt sich in letzter Linie durch Geldbewegungen erklären. Und in diesem Sinne betonte schon Barbon und nach ihm Hume und Smith, daß auch der Zins nicht für ein mystisches Etwas, sondern schließlich nur für Güter gezahlt werden könne. In diesem Sinne war das richtig und wird hier natürlich völlig akzeptiert. Diese Erkenntnis war auch sehr wertvoll, sie durchzusetzen eine schwierige und verdienstliche Tat. Zwei Arten von Gegnern hatte sie zu überwinden. Da waren erstens die Praktiker gewöhnlichen Schlages mit allen ihren ärgerlichen Unklarheiten und Vorurteilen in dieser Beziehung, von denen sie ja auch heute nicht leicht abzubringen sind. Klare Erfassung der wesentlichen Kausalzusammenhänge war nur möglich durch Wegräumung aller der schiefen und falschen Auffassungen, die die Vor-

gänge der Güterwelt verschleiern und wesentlich um die Begriffe Geld und Kredit herum liegen. Zu dieser Gruppe gehörten auch jene Theoretiker, die den Zins einfach als Geldpreis erklärten, ohne weiterzugehen. Ihnen mußte gesagt werden, daß das keine Erklärung, daß das nichts sei. Zweitens hatten es die „geldfeindlichen“ Theoretiker mit den Merkantilisten zu tun, deren Auffassungen, wie immer man sonst über ihre Bedeutung für die Wissenschaft denken mag, hier einfach auf dem populären Irrtume beruhten und die Diskussion handelspolitischer Fragen mit ihrer Überschätzung der Bedeutung einer Geldeinfuhr hoffnungslos verdarben. Ihnen mußte entgegengehalten werden, daß das Geld nur Rechenpfennig und seine Vermehrung wertlos sei.

Dieser Standpunkt involviert allerdings bereits eine Übertreibung, wie wir wissen. Daraus, daß Zins in letzter Linie für Güter gezahlt werde, folgt nicht, daß das Geld mit ihm nichts zu tun habe, ebenso, wie aus der Erkenntnis, daß Geldsummen nur Rechenpfennige seien, nicht folgt, daß sich keine wichtigen wirtschaftlichen Vorgänge daran knüpfen können. Aber es ist begreiflich, daß, wenn man diesen Standpunkt einmal innehat, jeder Versuch, die Zinserklärung an die Vorgänge des Geldmarktes anzuschließen, und selbst die einfache Behauptung, daß zwischen Zinshöhe und Geldmenge ein Zusammenhang bestehe, geradezu als absurd erscheinen muß. Law, Locke und in ihrem Gefolge Montesquieu, die diesen Zusammenhang behaupteten, erfuhren denn auch noch von Smith die gebührende Zurückweisung (Bk. II Ch. IV). Und wenn man sich in die Erkenntnis, die die Basis der Zurückweisung bildete, hineindenkt, dann stellt sich das Verständnis für dieses Gefühl von Absurdität sofort ein. Das Geld, dieses armselige Umlaufsmittel soll etwa „Werte schaffen“ oder gar „Güter zeugen“? Das ist ja wirklich so absurd, daß ich mich zu wiederholen beeile, daß es sehr viel weniger befremdlich ist, anzunehmen, daß dieses Umlaufsmittel unter Umständen Werte und Güter, mit deren „Schaffung“ es nichts zu tun hat, aus der Bahn, die sie sonst nehmen würden, ablenken und andern Wirtschaftssubjekten zuführen kann, zumal wenn man eine besondere Funktion anzugeben vermag, kraft deren es das tut.

⁸⁴ Vgl. die kurze und prägnante Fassung bei A. Smith, 2. Buch, t\ Kap.

So richtig nun aber auch der innerste Grund für jene Stellungnahme war, so wenig läßt sich die Leugnung des Kausalzusammenhanges zwischen Zinsrate und der Geldmenge auf dem Geldmarkte verteidigen. Unsre Theorie stimmt hier mit der Anschauung eines jeden Praktikers überein. Jetzt erhebt sich die Frage nach der Begründung, die man dieser Ablehnung gab, denn es kann ja darin ein Gegenargument gegen unsre Auffassung liegen. Sie lautete einfach: Wenn die Menge des Geldes zunimmt, dann steigen alle Preise, folglich auch die der Kapitalgüter und die ihrer Kostengüter. Die Veränderung ist daher nur eine nominelle, betrifft nur die Recheneinheit, nicht das Wesen der Sache. Daher kann das auf die Zinsrate keinen Einfluß haben, der neue Geldausdruck des Zinses muß zum neuen Geldausdrucke des Kapitals dasselbe Verhältnis wie der alte Geldausdruck des Zinses zum alten Geldausdrucke des Kapitals haben. Man sieht, dieser Gedankengang bringt nichts Neues, er ist nur eine Konsequenz der allgemeinen prinzipiellen Position. Von ihrem Standpunkt ist er ganz korrekt. Man beruhigte sich um so eher dabei, als für jedes historische Sinken — im Gegensatze zu den täglichen Fluktuationen, die uns besonders interessieren — des Zinsfußes ja stets die Erklärung in dem klassischen Satze von der sinkenden Profitrate gegeben war.

Man beachte übrigens, wie dieser Gedankengang in ganz charakteristischer Weise nur auf das in Zirkulation befindliche Geld eingestellt ist, auf das Geld, das den Gütertausch des normalen Wirtschaftsprozesses aktuell besorgt. Diesem schreiben wir denn auch wirklich keine zinsdrückende Wirkung zu. Ja gerade das Gegenteil ist der Fall — und hier berühren wir in Kürze einen Punkt, der für unsre ganze Theorie erheblich ist. Wenn die Menge des zirkulierenden Geldes steigt, dann steigen alle Preise. Dann aber bedarf der Unternehmer eines größern Kapitals in unserm Sinne, entfaltet also auf dem Geldmarkt eine größere Nachfrage, als das sonst der Fall wäre. Und folglich muß der Zins insoweit sogar steigen! Das einmal in Zirkulation befindliche oder schon von Anfang an der Zirkulation zuströmende Geld, weit entfernt, auf die Zinsrate zu drücken, hebt sie vielmehr. Diese Kaufkraftmenge wirkt in ihrem Einflüsse auf den Zins derjenigen Kaufkraftmenge, die in den Händen der Kapi-

talisten der Nachfrage des Unternehmers wartet, entgegen. Nun strömt das neuproduzierte Gold zu einem verhältnismäßig großen Teile direkt in den Warenmarkt, und von allen Goldausbeuten haben das sicher die spanischen am meisten getan. Aber nur ausgeliehen vom Kapitalisten und namentlich in der Rolle der Bankreserve wirkt neues Gold zinsdrückend. Es war also nicht nur begreiflich, daß die Klassiker die Ursachen des Zinsrückganges nach jenen Goldentdeckungen anderswo suchten als in der Goldvermehrung, da sie die andre Rolle des Geldes einfach nicht sahen, sondern es war auch tatsächlich ganz richtig. Ganz allgemein aber: Das Gegeneinanderarbeiten jener beiden Kräfte erklärt — außer andern Umständen —, daß man in den großen Linien der Wirtschaftsgeschichte nicht mehr von der zinsdrückenden Wirkung von Geldvermehrungen sieht. Theoretisch ist sie dennoch zweifellos. Kurz sei noch bemerkt, daß der Zins unter Umständen trotz seines Prozentausdruckes — wird er anders ausgedrückt, so ist das selbstverständlich — sich auch nominell verändern kann, was dann noch weiter dazu beiträgt, den Kern der Sache zu verschleiern, nämlich in Antizipation von Geldwertänderungen²⁵.

Auch andre Elemente von Wahrheit im Standpunkte der „Geldfeinde“ können wir entdecken²⁶. Praktiker wie Finanzschriftsteller heben oft die Bedeutung der Diskontpolitik und der Geldverfassung in einer unrichtigen Weise hervor. Da ist denn zuzugeben, daß der Umstand, daß z. B. die Nationalbanken den Zinsfuß beeinflussen können, ebensowenig für das Beweisthema, daß der Zins an der Kaufkraft hafte, leistet, als etwa der Umstand, daß der Staat Preistaxen festsetzen kann, beweist, daß die Preise sich im allgemeinen aus staatlichen Festsetzungen erklären. Aus Rücksicht auf die nationale Währung kann — mit oder ohne haltbaren Grund — im einzelnen Fall auf den Zinsfuß gewirkt werden, aber die theoretische

²⁵ Vgl. Fisher, *Rate of Interest* p. 78f.

²⁶ Ein solches ist z. B. ihre berechtigte Verachtung für den Kausalzusammenhang zwischen Zins und Geldmenge in der folgenden Form: Wenn mehr Geld vorhanden ist, dann sinkt der Geldwert — und für dieses minderwertige Geld zahlt man weniger Zins. Daran ist natürlich kein gutes Haar. Ich habe diese Auffassung im Texte gar nicht diskutiert, meine aber, daß sie viel dazu beigetragen hat, die Ökonomen von jedem Nexus zwischen Geld und Zins ein für allemal abzuschrecken.

Bedeutung dieser Tatsache reicht an sich nicht weit. Da liegt eben Beeinflussung eines Preises aus außerhalb der Materie liegenden Motiven vor. Die Ansicht, daß man mit der Geldverfassung und irgendwelcher Diskontpolitik den Zinsfuß eines Landes dauernd etwa niedriger halten könne als den anderer Länder, und daß das für die volkswirtschaftliche Entwicklung sehr vorteilhaft sei, ist durchaus laienhaft und praktisch sehr verderblich. Die Organisation eines Geldmarktes ist natürlich ebenso verbesserungsfähig als etwa die des Arbeitsmarktes, aber an dem Wesen der Vorgänge läßt sich dadurch nichts ändern.

9. So sind wir endlich zu der Stelle vorgedrungen, an der wir den Kern des Zinsproblems zu finden glauben. Nun handelt es sich um das Problem, ob und warum sich ein Agio gegenwärtiger Kaufkraft über künftige nachweisen läßt, also, ganz populär gesprochen, um die Frage: Kann ich mir durch Hingabe einer Anzahl von Kaufkraft-einheiten die Rückgabe einer größern Anzahl solcher Einheiten in einem künftigen Zeitpunkt sichern und wenn ja — warum und unter welchen Voraussetzungen?

Damit fragen wir nach einem Marktvorgange, nach den Bedingungen, unter denen Hingabe gegenwärtiger und Rückgabe künftiger Kaufkraft erfolgt. Wir suchen den Kern der Sache auf dem Geldmarkte, aus dem der Industrie ihr kapitalistisches Lebensblut zufließt und auf dem wir die Wechselbeziehung von Industrie und Kapital am deutlichsten sehen. Und zwar ist es ein Prozeß von Preisbildung, den wir untersuchen wollen. Jedes einzelne Darlehns-geschäft ist ein „echter und rechter“ Tausch. Zunächst scheint es vielleicht befremdlich, daß man ein Gut gleichsam gegen sich selbst austauscht. Nach den Ausführungen v. Böhm-Bawerks über diesen Punkt²⁷ ist jedoch ein näheres Eingehen darauf nicht nötig: Tausch von Gegenwärtigem gegen Zukünftiges ist gradeso wenig ein Tausch von Gleichem gegen Gleiches, daher gradeso wenig sinnlos, wie Tausch von etwas, das sich an einem Orte befindet, gegen etwas, das sich an einem andern Orte befindet. Wie man Kaufkraft an einem Orte

²⁷ Vgl. „Kapital“ II. Bd.

gegen Kaufkraft an einem andern Orte austauschen kann, so auch gegenwärtige gegen künftige. Die Analogie zwischen Darlehnsge­schäft und Wechselarbitrage liegt nahe und mag dem Leser als eine gedankliche Stütze empfohlen werden.

Wenn es gelingt nachzuweisen, daß unter gewissen Umständen -- sagen wir statt dessen gleich: in der Entwicklung -- auf dem Geldmarkte gegenwärtige Kaufkraft regelmäßig ein Agio gegenüber künftiger haben müsse, so ist die Möglichkeit eines dauernden Güterstroms nach den Besitzern von Kaufkraft hin theoretisch erklärt. Der Kapitalist kann sich dann ein dauerndes Einkommen verschaffen, das sich in allen Stücken verhält, wie wenn es im Kreislauf entspringen würde, obgleich seine Quellen individuell nicht dauernd und obgleich sie Resultate der Entwicklung sind. Und keine Zu- und Einrechnung vermag an dem Reinertragscharakter jenes Güterstroms etwas zu ändern. Zunächst hat der Preisbildungsprozeß selbst, der bewirkt, daß ich für hundert gegenwärtige Kronen hundertfünf künftige erhalten kann, nichts davon zu fürchten. Er kann durch Einrechnung des Ertrags, den er selbst erst realisiert, nicht etwa unmöglich gemacht werden. Dem Darlehnsge­schäfte gegenüber kann ich nicht etwa meine hundert Kronen schon mit hundertfünf Kronen werten, denn erst das Darlehnsge­schäft selbst verschafft mir ja die fünf Kronen mehr. Bei meinem Beschlüsse über das Eingehen des Darlehnsge­schäfts kann ich die hundert Kronen also offenbar nur mit dem Werte ihrer sonstigen Verwendungen, mit dem Kreislaufwert, also mit hundert Kronen anschlagen, und folglich müssen mir da die fünf Kronen wirklich als Reingewinn erscheinen.

Aber auch sonst kann die Einrechnung dem Reinertragscharakter des Zinses nichts anhaben. Gesetzt, ich habe mich bereits dafür entschieden, meine hundert Kronen auszuleihen. Dann sind von ihrem Besitze sicher hundertfünf künftige Kronen abhängig. Daraus würde an sich folgen, daß ich nichts davon ausgeben kann, ohne meinen Vermögensstamm zu verringern, daß ich also kein Reineinkommen habe, denn von allem Anfang an habe ich die hundert Kronen als potentielle hundertfünf Kronen geschätzt. Aber darauf kann man entgegenen, daß, wenn man diese Auffassung akzeptiert, einfach der Vermögensstamm selbst die Eigenschaft hat, immer nachzuwachsen,

so oft er durch Konsumtion des Zuwachses verringert worden ist, und zwar dem Werte nach. Wie immer man seine Ausdrucksweise einrichten mag, nie kommt man über die Tatsache hinaus, daß aus der stets fließenden Wertquelle von immer neuen Unternehmergewinnen sich immer neue Wertagien an gegenwärtige Kaufkraft knüpfen, wodurch sich ihr Fall von dem aller konkreten Güter unterscheidet. Und sagte man, daß nun alle diese endlosen Zuwächse den ursprünglichen hundert Kronen zuzurechnen sind, so ergäbe sich für deren Wert die Größe unendlich, was, wie wir wissen, das Bestehen eines Reineinkommens nicht ausschließt. Ein steter Güterstrom nach dem Besitzer von Kaufkraft, die für neue Unternehmungen verfügbar ist, wäre auch dann erklärt – und seine Erklärung ist ja das eigentliche Problem. Ich nehme an, daß dieser Punkt klargestellt ist und von weitem Auseinandersetzungen, die uns allzusehr aufhalten und viele Wiederholungen involvieren würden, abgesehen werden kann.

Allein wir können jetzt auch ganz direkt angeben, wie hoch sich der Gesamtwert eines unendlichen Zinsertrages stellen muß. Er kann nicht niedriger sein als der Wert der Summe, die ihn trägt, denn wäre er es, so würde man sich eben diese Summe für ihn verschaffen und anders als zur Darlehnsvergewährung verwenden, wodurch der Wert von Summen dieser Größe sinken müßte, bis die Gleichheit hergestellt ist. Und er kann nicht höher sein als der Wert der Summe, die ihn abwirft, weil sonst solche Summen zur Darlehnsvergewährung verwendet und ihre Werte in den andern Verwendungen ebenso lange steigen würden. Das ist die wahre Regel der „Kapitalisierung“, die wir an die Stelle der Additionsregel setzen und später noch allgemeiner anwenden werden. Das Primäre am Kapitalisierungsprozesse dauernder Erträge ist die Tatsache des Zinses. Auf Grund derselben werden dauernde Erträge mit einem Geldausdruck angeschlagen, dessen Größe gleich ist der Kaufkraftsumme, die, wenn ausgeliehen, einen solchen Ertrag abwerfen würde. Daraus folgt dann wiederum, daß die Wertbildung von als dauernd erwiesenen Reinerträgen diesen selbst den Reinertragscharakter nicht nehmen kann.

Deshalb beantworten wir alle drei Fragen, in die das Zinsproblem zerfällt, wenn wir das preistheoretische Problem des Agios gegenwärtiger Kaufkraft lösen können. Der Nachweis eines objektiven

Güterzuflusses an den Kapitalisten, der einfache Nachweis eines dauernden objektiven Ertrags, von dem kein Abzug zu machen und der nicht an andre Wirtschaftssubjekte weiterzugeben ist, erledigt die Sache vollständig und erklärt ipso facto, daß jener Ertrag auch einen Wertgewinn bedeutet, daß er ein Reinertrag ist. Wir wollen jetzt an die Erbringung dieses Nachweises gehen und schrittweise unsre Erklärung des ja sehr vielgestaltigen Zinsphänomens entfalten.

10. Um nun ganz methodisch vorzugehen, wollen wir uns die allgemeine Frage stellen, in welchen Fällen sich jemand veranlaßt sehen kann, sich ein Darlehen auch unter der Bedingung zu wünschen, daß er eine größere Anzahl von Geldeinheiten zurückstellen muß, als er erhalten hat. Ein besonders naheliegender Fall dieser Art ist der abnormaler Willensschwäche des Darlehnswerbers. Wenn der Gesichtskreis desselben nicht so groß ist, als dem Milieu der Volkswirtschaft, in der er lebt, und der Stelle in derselben, an der er steht, entsprechen würde, so kann es eintreten, daß ihn die Zukunft über einen gewissen Punkt hinaus schlechthin nicht kümmert oder doch nicht mit der Klarheit und dem Empfinden von Realität vor Augen steht, wie die augenblickliche Bedürfniskombination. Dann werden einem solchen Wirtschaftssubjekt etwa hundert gegenwärtige Geldeinheiten zweihundert Geldeinheiten in weiterer Zukunft gleich sein, und es werden daher die Bedingungen für ein Zustandekommen eines Tausches mit jemandem gegeben sein, der hundert Geldeinheiten für denselben zukünftigen Zeitpunkt nicht oder nicht so sehr geringer schätzt, als der Schuldenmacher. Nach diesen Voraussetzungen würde also der letztere eventuell bereit sein, für ein Darlehen einer bestimmten Summe in der Gegenwart die Verpflichtung einzugehen, in jenem Zeitpunkte die doppelte Anzahl Geldeinheiten zurückzustellen. Das Wirtschaftssubjekt, an das er sich wendet, sei als normaler Wirt betrachtet. Dann wird er einen geordneten Wirtschaftsprozeß jahraus jahrein durchführen, und wenn er in einem gegebenen Zeitpunkte jene gewünschten hundert Geldeinheiten zur Verfügung hat, so sind dieselben schon bestimmten Ausgabeverwendungen zugeordnet, denen sie im betreffenden Zeitpunkte jahraus jahrein zugeführt werden. Der Darlehnsgeber wird unter diesen Voraussetzungen — von

vorhandenen Geldreservoirs sehen wir ja ab — nicht ohneweiters bereit sein, hundert Geldeinheiten gegen dieselbe Anzahl von Geldeinheiten in der Zukunft herzugeben, denn dadurch würde ja seine Wirtschaft gestört, wofür der entsprechende Zuwachs in der Zukunft keineswegs eine Kompensation bildet. Nach dem Gesetze des abnehmenden Grenznutzens müßte vielmehr der Zuwachs in der Zukunft von geringerem Werte sein, als die Hingabe in der Gegenwart, weil das Weggeben wichtige Bedürfnisse ungedeckt läßt, das Hinzukommen nur weniger wichtige befriedigt. Nicht nur deshalb also muß der Darlehnsnehmer sich zu einer Rückstellung von mehr Geldeinheiten verstehen, um den Darlehnsgeber zu einem Darlehnsgeschäft zu veranlassen, sondern auch deshalb, weil das Geschäft unter unsern Voraussetzungen dem letztern einen Nachteil zufügt. Dieser Nachteil kann stets exakt gemessen werden, wie jede andre Werterscheinung. Nehmen wir an, für den Darlehnsgeber sei die Unbequemlichkeit der Störung seiner Wirtschaft durch einen Geldzuwachs in der Zukunft dann kompensiert, wenn er statt hundert hundertzwanzig Geldeinheiten zurückbekäme. In diesem Falle sei ihm das Darlehnsgeschäft gleichgültig, in diesem Falle, so nehmen wir an, bringt es ihm weder Vorteil noch Nachteil. Dann kann also das Darlehnsgeschäft zu einem Preise zustande kommen — denn es ist klar, daß es sich hier um einen Preis handelt —, der zwischen hundertzwanzig und zweihundert zukünftigen Geldeinheiten liegt. Unter diesem Preise wird der Darlehnsgeber, über diesem Preise der Darlehnsnehmer nicht mittun wollen. Von Geschick, Überlegenheit, Kenntnis der Lage usw. würde dann, entsprechend der allgemeinen Preistheorie, die Festsetzung des Preises innerhalb dieser Grenzen abhängen, wenn sich nur zwei Kontrahenten gegenüberstünden. Des Nähern kann man noch sagen, daß zwar der Preis, zu dem getauscht wird, unbestimmt ist, daß aber das Endresultat immer das sein muß, daß für beide Teile das Grenznutzenverhältnis von gegenwärtigem und zukünftigem Gelde umgekehrt gleich sein muß dem Tauschverhältnisse. Natürlich ist ein solcher isolierter Tausch nur ein Schema, um daran die Vorgänge in der Volkswirtschaft darzulegen, obwohl gerade bei der Art von Darlehnsverkehr, die wir hier betrachten, solche Fälle aus ersichtlichen Gründen vorkommen

können. Es ist klar, daß der Darlehnsnehmer nicht einfach auf dem Markte auftreten kann, wie bei andern Tauschvorgängen, sondern sich sehr häufig nur gerade an einen bestimmten Darlehnsgeber wendet. Wenn aber ein ganzes Heer von solchen Schuldenmachern und ein ganzes Heer von solchen Geldgebern einander gegenüberstünden, dann würde sich in derselben Weise ein einheitlicher Preis bilden, wie bei allen andern Waren. Indem wir hier das allgemeine Tauschschema auf diese besondern Fälle anwenden, gehorchen wir einfach dem Fingerzeige der Tatsachen, ohne irgendwelche besondern Annahmen über Natur und Funktion des Geldes usw. zu machen.

Man sieht ohneweiters, daß solche Fälle sehr häufig sein müssen, namentlich auch ohne Entwicklung vorkommen können. Andre Kategorien von solchen Fällen bieten uns hauptsächlich das plötzliche Auftreten neuer und vorübergehender Bedürfnisse und das Eintreten von Unglücksfällen dar, die den regelmäßigen Betrieb der Einzelwirtschaft stören. In allen solchen Fällen wird das einzelne Wirtschaftssubjekt eine bestimmte Geldsumme nun höher schätzen als sonst, und es wird bereit sein, um sich dieselbe zu verschaffen, auf die Bedingung einzugehen, daß in Zukunft eine größere Summe zurückzuzahlen ist. Auf der andern Seite werden Leute vorhanden sein, die um den Preis eines Geldzuwachses in der Zukunft, sich der Unbequemlichkeit zu unterwerfen bereit sind, die in dem Entzüge der betreffenden Geldsumme aus dem regelmäßigen Wirtschaftsbetriebe unter unsern Voraussetzungen notwendig gelegen sein muß. In jedem gegebenen Zeitpunkte wird es eine Nachfrage nach Darlehen in der Volkswirtschaft geben, die sich aus allen diesen Momenten erklärt, und ebenso wird regelmäßig ein bestimmtes Angebot vorhanden sein. In derselben Weise, wie für andre Güter, wird es auch für dieses Darlehns geld einen Marktpreis geben, insofern würden auch im Kreislauf die Geldeinheiten in solchen Fällen ein kleines Agio, in entgegengesetzten Fällen auch eventuell ein Disagio haben.

Diese Erkenntnis widerspricht unserm Satze, daß im Kreislauf der Wert des Geldes *al pari* steht, ebensowenig wie die Erkenntnis, daß aus sehr vielen Gründen der Preis eines Gutes gelegentlich über oder unter seinem Kostenwerte stehen kann, dem Kostengesetze widerspricht. Dieser Satz drückt ein Prinzip, jene Erkenntnis prin-

zipiell wenig interessante und praktisch wenig wichtige Abweichungen davon aus. Es ist selbstverständlich, daß jemand, der eine Erbschaft zu erwarten hat oder der sonst auf eine Veränderung seiner Lage hoffen kann, vernünftigerweise gegenwärtiges Geld höher schätzt als künftiges. Und es ist ebenso selbstverständlich, daß jemand, der z. B. an die Verringerung seines Arbeitseinkommens in höherem Alter denkt, das Umgekehrte tut. Wie Momente der erstem Art auf das Auftreten eines Zinses, so müssen Momente der letztern Art auf das Auftreten eines Disagios am Geld hinarbeiten. Wie sich der Marktpreis des Geldes tatsächlich gestalten würde, kann man allgemein nicht sagen. Sicher ist nur, daß der Zins eine höchst geringe Bedeutung haben würde. Nur ein paar Wucherer könnten von ihm leben. Zinszahlen würde als Anomalie empfunden werden. Und deshalb können wir uns sagen, daß wir den Zins mit Recht aus dem Kreislauf ausgeschlossen haben. Ein wesentliches Element des Wirtschaftsprozesses wäre er da sicher nicht. Lassen wir also diesen Fall und gehen wir weiter.

Stets kann man sagen, daß der Darlehnsnehmer mehr erhält, als er zurückzahlen hat, nämlich in dem Sinne, daß der Nutzen der erhaltenen Summe für ihn größer sein muß als der Nutzen der Summe, die er zurückzahlen haben wird. Wenigstens muß sich ihm die erste Wertgröße als größer darstellen als die zweite, sonst würde er im allgemeinen auf das Geschäft nicht eingehen. Das ist nicht mehr als selbstverständlich und heißt natürlich nicht, daß eine Benachteiligung des Schuldners in irgendeinem Sinne unmöglich wäre. Man kann auch bei andern Geschäften „über das Ohr gehaut“ werden, trotzdem wird wohl niemand daran zweifeln, daß auch sie durch die — wirkliche oder vermeintliche — Realisierung von Nutzgewinn auf seiten des Benachteiligten zu erklären sind. Nur weil man in unserm Falle den Typus des leichtsinnigen Schuldenmachers vor Augen hat, sieht hier unsre Behauptung befremdlich aus. In weitaus den meisten Fällen jedoch werden Schulden nur gemacht, wenn und weil man in eine bessere Lage zu kommen hofft, und dann ist jener Nutzgewinn des Schuldners ganz klar.

Zu einem Elemente des Erwerbslebens aber kann das Kreditnehmen nur dann werden, wenn der Schuldner noch in einem andern Sinne

mehr erhält, als er hinzugeben hat. Nur dann kann das Zinseinkommen wirklich im Geschäftsleben eine Rolle spielen, wenn der Schuldner mit Hilfe des Darlehens eine größere Anzahl von Geldeinheiten erwerben kann, als er zurückzahlen muß. Nun ist es innerhalb eines im Gleichgewichte befindlichen Markts unmöglich, daß man mit einer bestimmten Geldsumme sich eine größere Geldsumme verschaffen könnte. Wie immer ich hundert Geldeinheiten innerhalb der allgemein bekannten und gewohnten Möglichkeiten verwende, kann ich mit ihnen keinen größeren Erlös erzielen als eben hundert Geldeinheiten. Welcher der vorhandenen Produktionsmöglichkeiten immer ich meine hundert Geldeinheiten zuführen mag, stets werde ich für das Produkt — eventuell weniger aber — nicht mehr als hundert Geldeinheiten lösen. Denn das ist eben das Charakteristiken des Gleichgewichtszustandes, daß er die — unter den gegebenen Verhältnissen im weitesten Sinne — beste Kombination der produktiven Kräfte darstellt. Der Wert der Geldeinheit steht in diesem Sinne notwendig *al pari*, denn *ex hypothesi* sind alle Arbitragegewinne bereits gemacht und daher ausgeschlossen. Wenn ich mit den hundert Geldeinheiten Arbeits- und Bodenleistungen kaufe und mit diesen die lukrativste Produktion durchführe, so werde ich finden, daß ich das Produkt gerade um hundert Geldeinheiten absetzen kann — eben in Hinblick auf jene lukrativste Verwendungsmöglichkeit haben sich ja die Werte und Preise der Produktionsmittel festgesetzt, und eben jene lukrativste Verwendungsmöglichkeit bestimmt auch den Wert der Kaufkraft in unserm Sinne.

Nur im Gange der Entwicklung ist die Sache anders. Nur da kann ich einen höhern Erlös für mein Produkt erzielen. Wenn ich nämlich eine neue Kombination der Produktivkräfte, die ich um hundert Geldeinheiten gekauft habe, durchsetze und ein neues höherwertiges Produkt auf den Markt bringe, so kann ich tatsächlich mehr lösen. Denn die Preise der Produktivmittel wurden ja nicht mit Hinblick auf diese Verwendung festgesetzt, sondern nur mit Hinblick auf die bisherigen Verwendungen. Hier also ist der Besitz einer Geldsumme das Mittel, sich eine größere Geldsumme zu verschaffen. Deshalb und insofern wird man im Geschäftsleben eine gegenwärtige Summe regelmäßig und systematisch höher schätzen als eine künftige. Deshalb

werden daher gegenwärtige Geldsummen — gleichsam als potentielle größere Geldsummen — ein Wertagio und damit auch ein Preisagio haben. Und darin liegt die Erklärung des Zinses. In der Entwicklung wird Kreditgeben und Kreditnehmen zu einem wesentlichen Teile des Wirtschaftsprozesses. Da treten dann die Erscheinungen auf, die man mit den Ausdrücken „relativer Kapitalmangel“ und „Zurückbleiben des Angebots an Kapital hinter der Nachfrage“ usw. bezeichnet hat. Nur wenn und weil der volkswirtschaftliche Güterstrom breiter und reicher wird, tritt der Zins mit einer Schärfe hervor, daß wir schließlich so sehr unter seinem Eindrucke stehen, daß es langer analytischer Arbeit bedarf, um einzusehen, daß er sich nicht immer und überall zeigt, wo Menschen wirtschaften.

II. Sehen wir uns nun den Vorgang der Bildung des Zinses näher an. Das heißt nach dem Gesagten, daß wir uns die Art der Preisbildung der Kaufkraft — ein Ausdruck, an dem nun kein Zweifel und keine Unklarheit mehr kleben kann — näher ansehen wollen. Dabei beschränken wir uns zunächst strikte auf den Fall, den wir nun wieder als den wesentlichen erkannt haben, und auf den auch der Gedankengang der frühern Kapitel lossteuerte, nämlich auf den Fall des Tausches zwischen Unternehmer und Kapitalisten. Später wollen wir dann die wichtigsten Ausläufer der Zinerscheinung verfolgen.

Diejenigen, für die gegenwärtige Kaufkraft in der zuletzt charakterisierten Weise eine höhere Bedeutung hat als ihrer Geltung im Kreislauf entspricht, sind nach unsrer Auffassung ganz allein die Unternehmer. Sie allein nämlich können, wie wir das ausdrückten, mit Hilfe einer Summe eine größere erwerben, während andere Wirtschaftssubjekte das nicht können. Hier wollen wir das Wesen der Sache an der Wurzel fassen und nehmen, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, eine mit Ausnahme jener Wirtschaftssubjekte, die wir Unternehmer nennen, völlig kreislaufmäßige und die Vorgänge der Entwicklung nicht bewußt beeinflussende Volkswirtschaft an. Dann ist unsre Behauptung, daß nur die Unternehmer eine aus den Notwendigkeiten ihres Erwerbslebens fließende Höherschätzung für die Kaufkraft haben, selbstverständlich. Nur sie sind die Träger jener

Marktbewegung zugunsten gegenwärtigen Geldes, jener Nachfrage, die den Geldpreis über den Paristand, wie wir ihn definieren, hebt.

Den nachfragenden Unternehmern stehen als Anbietende die Kapitalisten gegenüber. Bleiben wir jedoch zunächst bei der Annahme, daß die zur Durchsetzung der neuen Kombinationen nötigen Zahlungsmittel dem Kreislaufe entzogen werden müssen, wie wir das beim Falle des Konsumtivkredits getan haben. Dann gibt es also keine Schaffung von Kreditzahlungsmitteln. Da wir ferner eine sonst entwicklungslose Volkswirtschaft betrachten, so gibt es keine großen Reservoirs müßiger Kaufkraft, denn diese werden, wie früher gezeigt, erst durch die Entwicklung geschaffen. Ein „Kapitalist“ wäre sonach jeder, der unter gegebenen Verhältnissen gewillt ist, dem Unternehmer eine bestimmte Summe zu überlassen, indem er sie aus seiner Wirtschaft herauszieht, d. h. entweder seine Produktions- oder seine Konsumtionsausgaben einschränkt. Selbstverständlich nehmen wir noch an, daß sich die Geldmenge in der Volkswirtschaft auch sonst nicht vermehrt, z. B. durch Goldentdeckungen. Mit diesen Mitteln wollen wir nun das Zinsproblem zunächst behandeln.

Es wird sich also ein Tauschverkehr zwischen Unternehmern und Geldbesitzern entwickeln, der ganz so ablaufen wird, wie jeder andre. Wir haben für alle tauschenden Wirtschaftssubjekte feste Nachfrage- und Angebotskurven. Die Nachfrage des Unternehmers ist bestimmt durch den Unternehmergewinn, den er auf Grund der ihm vorschwebenden Möglichkeiten mit Hilfe einer bestimmten Geldsumme machen kann. Wir werden diese Nachfragekurven in derselben Weise als kontinuierlich annehmen, wie wir das bei andern Gütern tun, obgleich das nur dem Prinzip und nicht auch jedem Detail der Tatsachen entspricht. Ein ganz kleines Darlehen etwa von einigen Geldeinheiten wird dem Unternehmer wenig nützen. An gewissen Punkten, nämlich dort, wo wichtige Neuerungen möglich werden, wird die Nachfragekurve diskontinuierlich werden. Über einen gewissen Punkt hinaus, nämlich über die Summe hinaus, die zur Durchführung aller Pläne nötig ist, an die der Unternehmer überhaupt gedacht hat, wird seine Nachfrage scharf, vielleicht absolut auf Null sinken. Allein bei der Betrachtung des gesamten volkswirtschaftlichen Prozesses, also bei der Betrachtung sehr vieler Unternehmer verlieren diese Umstände, Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 4. Aufl. 19

wie jeder Theoretiker weiß, sehr an Bedeutung. Deshalb können und wollen wir uns vorstellen, daß der Unternehmer imstande sei, den einzelnen Geldeinheiten von Null bis zu der äußersten praktisch in Betracht kommenden Grenze in derselben Weise bestimmte Mengen abhängigen Unternehmergewinnes zuzuordnen, wie jedes Wirtschaftssubjekt den einzelnen Teilmengen irgendeines Gutes bestimmte Wertintensitäten zuordnet. Was daran befremdlich ist, ist nichts als darstellerisches Hilfsmittel.

Die Wertschätzung eines jeden normalen Wirtschaftssubjekts für seinen Geldvorrat pro Wirtschaftsperiode ergibt sich aus dem subjektiven Gleichgewichtstauschwert jeder Geldeinheit, wie im ersten Kapitel auseinandergesetzt wurde. Dieselben Regeln gelten auch für einen Zuwachs an Geld über diesen gewohnten Vorrat hinaus. Daraus ergibt sich eine bestimmte Wertkurve für jedes Wirtschaftssubjekt und daraus nach bekannten Grundsätzen auch eine bestimmte Kurve der Angebotsdispositionen auf dem Geldmarkte²⁸. Und nun haben wir den „Preiskampf“ zu beschreiben, der zwischen den Unternehmern und den potentiellen Geldgebern entbrennt.

Nehmen wir als Ausgangspunkt an, daß auf unserm Geldmarkte, der etwa wie eine Börse zu denken wäre, ein bestimmter Preis der Kaufkraft versuchsweise ausgerufen würde. Dieser Preis müßte unter unsern momentanen Voraussetzungen sehr hoch sein, da ja der Darlehnsgeber seine ganze Wirtschaft empfindlich stören müßte. Sagen wir also, dieser Preis gegenwärtiger Kaufkraft sei — ausgedrückt in künftiger — 140 für ein Jahr. Bei einem Agio von 40% könnten nur jene Unternehmer eine effektive Nachfrage entfalten, die einen Unternehmergeinn von mindestens 40% oder richtiger von über 400/0 zu machen hoffen, alle andern wären ausgeschlossen. Nehmen wir an, die ersten wären in einer gewissen Anzahl vorhanden. Nach dem Grundsatz „lieber mit wenig Vorteil als gar nicht tauschen“²⁹, werden diese Unternehmer aber auch wirklich bereit sein, jenen Zinssatz für eine bestimmte Kaufkraftmenge zu bewilligen. Auf der andern Seite des Markts, bei den Geldgebern, wird es ebenfalls Leute

²⁸ Vgl. das Nähere in „Wesen“ II. Buch. Hier kommt es uns auf eine preistheoretisch ausgefeilte Darstellung nicht an.

²⁹ Vgl. v. Böhm-Bawerk, Kapital, II. Bd.

geben, die zu diesem Satze nicht tauschen wollen. Alle diejenigen, die ganz kleine Einkommen beziehen, würden sich durch die Gewährung eines Darlehens solche Entbehrungen für die Dauer desselben auferlegen müssen, daß selbst ein so bedeutender Zuwachs für später keine Kompensation darstellen würde. Wiederum angenommen, daß eine Anzahl von Leuten diese Kompensation für genügend erachtet, so werden sich dieselben die Frage vorlegen, wie groß das Darlehen sein soll, das sie geben wollen. Nur für eine bestimmte Summe sind jene 40% eine genügende Kompensation, für jedermann gibt es eine Grenze, über die hinaus die Größe des Opfers in der gegenwärtigen Wirtschaftsperiode die des Nutzenzuwachses in der nächsten über treffen müßte. Aber wirtschaftlicher Weise muß das Darlehen auch wirklich so groß sein, daß ein Mehr einen Überschuß an Nachteil bewirken müßte, denn solange es kleiner ist, würde das Ausleihen weiterer Geldeinheiten zu jenem Satze einen Vorteilüberschuß gewähren, an dem nach allgemeinen Grundsätzen kein Wirtschaftssubjekt vorbeigehen kann.

Angebot und Nachfrage sind also bei jedem solchen „ausgerufenen“ Preis eindeutig bestimmt. Wären sie zufälligerweise gleich groß, so bliebe es bei ihm, in unserm Falle also beim Zinse von 40%. Können die Unternehmer jedoch zu diesem Satze mehr Geld verwenden als angeboten wird, dann werden sie sich überbieten, wodurch einige von ihnen wegfallen und neue Geldgeber auftreten werden so lange, bis jene Gleichheit realisiert ist. Können die Unternehmer zu diesem Satze nicht soviel Geld verwenden, als angeboten wird, dann werden sich die Geldgeber unterbieten, wodurch einige von ihnen wegfallen und neue Unternehmer auftreten werden so lange, bis jene Gleichheit realisiert ist. So wird sich also im Tauschkampf auf dem Geldmarkte ebenso ein bestimmter Preis der Kaufkraft festsetzen, wie auf jedem andern Markte. Und da in der Regel beide Teile gegenwärtiges Geld höher schätzen als künftiges — der Unternehmer deshalb, weil gegenwärtiges Geld für ihn mehr künftiges Geld bedeutet, der Geldgeber deshalb, weil unter unsern Voraussetzungen das gegenwärtige den geregelten Ablauf seiner Wirtschaft ermöglicht, während das künftige zum Einkommen seiner Wirtschaft lediglich hinzutritt —, wird der Preis so gut wie immer über pari stehen, obgleich

es ja denkbar wäre, daß die Nachfrage der Unternehmer einmal so gering wäre, daß sie durch das Angebot jener Geldgeber befriedigt würde, denen durch temporäre Übernahme ihres Geldes ein Gefallen geschieht.

Da es uns nicht auf das Nähere, sondern nur auf das Prinzip ankommt, so haben wir eine kurze und primitive Form der Darstellung gewählt. Da ferner in der Wirklichkeit der Entzug des Geldes aus seinen Verwendungen keine große Rolle spielt und seine Behandlung für uns nur die Bedeutung eines vorbereitenden Schrittes hat, so verzichten wir darauf, alle die Störungen — und deren Folgeerscheinungen — zu untersuchen, die ein solcher Entzug in der Volkswirtschaft bewirken müßte. Auch andre Dinge berühren wir nicht eingehend, weil uns das nichts Interessantes lehren und uns nur aufhalten würde. So muß man sich zwar stets den Einfluß des Momentes des Risikos gegenwärtig halten, hier aber hätte es keinen Zweck, besonders darauf hinzuweisen, daß die Zinsrate des Markts im einzelnen Falle noch entsprechend dem Risiko der betreffenden Unternehmung variieren muß. Das ist selbstverständlich. So ist es auch klar, daß der Darlehensmarkt nicht nur ebensowenig mit idealer Vollkommenheit funktioniert, wie jeder andre Markt, sondern daß er speziell darunter leidet, daß der Geldgeber Darlehen im allgemeinen — d. h. ohne Deckung und Bürgschaft — nur solchen Unternehmern gewähren könnte, die ihm bekannt sind und deren Pläne er einigermaßen versteht und billigt. Das erhöht natürlich die Schwierigkeit eines völligen Durchgreifens der freien Konkurrenz. Alle diese und andre Dinge scheinen zu jenen zu gehören, durch deren Weglassung mehr gewonnen wird als durch ihre Diskussion.

Das Resultat unsrer bisherigen Erörterung läßt sich nun ebenso in der Sprache der „Grenzpaartheorie“ ausdrücken, wie das Resultat eines jeden Preisbildungsprozesses. Einerseits wird sich der Zins gleichstellen dem Unternehmergewinne des „letzten Unternehmers“, d. h. jenes Unternehmers, der noch zum Tausche gelangen muß, wenn die zu einem bestimmten Preis angebotene Kaufkraft abgesetzt werden und denselben nicht herabdrücken soll. Und das ist eben jener, der im Falle der Durchführung seines Planes auf einen Unternehmergeinn hofft, der gerade die Zinszahlung ermöglicht. Wenn wir

nämlich die Unternehmer — unter Berücksichtigung des Momentes der Verschiedenheit des Risikos — nach der Größe der Gewinne, die sie zu machen hoffen, und die ja sicher sehr verschieden ist, in eine Reihe anordnen, so daß an erster Stelle der mit dem lukrativsten Plan und an jeder weitem Stelle der mit dem nächstweniger lukrativen steht, so finden wir natürlich, daß die Tauschfähigkeit der Unternehmer sinkt, je weiter wir in unsrer Reihe fortschreiten: Wer einen großen Gewinn machen kann, kann und wird auch zu einem höhern Zinssatze sich verstehen als alle jene, deren Pläne nur geringere Gewinne ermöglichen. Denken wir uns jene Reihe kontinuierlich, dann muß es mindestens immer einen Unternehmer geben, dessen Gewinn gerade dem Zinse gleichkommt und der zwischen jenen steht, die höhere Gewinne machen und jenen, die vom Tausche auf dem Geldmarkte deshalb ausgeschlossen sind, weil ihr Gewinn geringer wäre als der in jedem Falle zu zahlende Zins. So in strenger Theorie. In der Praxis wird auch der „letzte“ oder „Grenzunternehmer“ wohl noch einen kleinen Überschuß behalten müssen, aber es wird jeweils Unternehmer geben, für die dieser Überschuß so klein ist, daß sie nur bei dem aktuell geltenden, nicht aber bei einem auch nur wenig höhern Zinse eine Nachfrage nach Kaufkraft entfalten können. Diese haben dann jene Stellung, die der des theoretischen Grenzunternehmers entspricht. So können wir denn sagen, daß der Zins in jedem Falle gleich sein muß dem kleinsten Unternehmergewinne, der noch tatsächlich realisiert werden wird. Mit diesem Satze nähern wir uns der auch sonst üblichen Auffassung, ohne daß wir uns jedoch, wie man leicht einsieht, ihr Wesen zu eigen machen.

Andererseits muß der Zins auch gleich sein der Wertschätzung eines „letzten“ oder „Grenzkapitalisten“ für sein Geld. Den Begriff eines solchen Grenzkapitalisten gewinnt man *mutalis mutandis* in ganz derselben Weise wie den des Grenzunternehmers. Also indem man die Geldgeber ebenso in eine Reihe anordnet, an deren erster Stelle derjenige Geldgeber steht, der die Geldeinheit, sei es infolge der Größe seines Einkommens oder infolge geringerer Bedürfnisse oder — was die Regel sein wird — aus beiden Gründen, am niedrigsten schätzt, mithin der tauschkräftigste ist usw. Die nähere Ausführung des Gedankenganges kann wohl dem Leser überlassen wer-

den. Man sieht leicht, daß von diesem Standpunkte aus der Zins jeweils der Wertschätzung des letzten Geldgebers gleich sein müßte und ferner, daß die Maßzahl dieser Wertschätzung gleich sein muß der der Wertschätzung des letzten Unternehmers. Ferner sieht man auch leicht, in welcher Weise dieses Resultat weiter zu entwickeln wäre — es ist das in der Literatur bereits oft geschehen. Nur ein Punkt bedarf noch der Hervorhebung. Jene Wertschätzung des letzten Geldgebers beruht auf dem Interesse, das derselbe an dem gewohnten Ablaufe seiner Wirtschaft hat, und man kann das ohneweiters auch so ausdrücken, daß man sagt, das Darlehen involviere ein Opfer, und zwar für den Grenzkapitalisten ein „Grenzopfer“, das der Wertschätzung des Geldzuwachses durch den jeweiligen Zins entspreche. Dann ist also der Zins auch gleich dem größten oder Grenzopfer, das noch gebracht werden muß, um die zu einem bestimmten Zinssatze bestehende Nachfrage nach Geld zu befriedigen. Und damit nähern wir uns der Ausdrucksweise der Abstinenztheorie. Allerdings ohne im „Warten“ als solchem ein Opfer zu sehen und ohne uns irgendwie sachlich in die Kreise dieser Zinstheorie zu begeben.

12. So müßte sich der Zins gestalten, wenn die industrielle Entwicklung tatsächlich durch die Mittel des Kreislaufs finanziert würde. Allein wir beobachten, daß Zins auch für ad hoc geschaffene Kaufkraft, nämlich für Kreditzahlungsmittel, gezahlt wird. Das leitet uns zu dem im zweiten und dritten Kapitel dieses Ruches entwickelten Resultate zurück, und es ist nun an der Zeit, dasselbe hier einzuführen. Wir haben dort gesehen, daß in einer ausgebildeten kapitalistischen Volkswirtschaft die industrielle Entwicklung im Prinzip mit Hilfe von Kreditzahlungsmitteln durchgeführt werden würde. Diese Auffassung machen wir uns jetzt zu eigen, wobei nochmals daran erinnert sei, daß die tatsächlich vorhandenen großen Reservoirs von Geld sich erst infolge der Entwicklung bilden und daher auch hier zunächst außer Betracht bleiben sollen.

Durch die Einführung dieses Momentes wird unser bisheriges Bild der Wirklichkeit verändert, aber in seinen Grundzügen nicht unbrauchbar gemacht. Das was wir über die „Nachfrageseite“ der Vorgänge des Geldmarkts gesagt haben, bleibt vorläufig so wie es ist. Die

Nachfrage geht nach wie vor von den Unternehmern und zwar in derselben Weise aus wie im eben behandelten Falle. Nur auf der Seite des Angebots ändert sich manches. Das Angebot beruht jetzt auf andern Vorgängen, es tritt eine neue und andersgeartete Quelle von Kaufkraft auf, die nicht im Kreislaufe der Wirtschaft entspringt. Auch geht das Angebot jetzt von andern Leuten, von anders definierten „Kapitalisten“ aus, die wir in Übereinstimmung mit dem Früheren „Bankiers“ nennen. Der Tauschverkehr, dem der Zins in diesem Falle seine Entstehung verdankt, und der nach der hier vorgetragenen Auffassung auch tatsächlich den Kern bildet, an den sich in der modernen Volkswirtschaft alle andern auf Geld bezüglichen Tauschakte gleichsam ansetzen, geht zwischen Unternehmer und Bankier vor sich. Das ist hier nur mehr ein Resultat, das sich uns früher aus der Erkenntnis ergeben hat erstens, daß dem Gelde eine wesentliche, selbständige Rolle in der wirtschaftlichen Entwicklung zukomme und zweitens, daß diese Rolle durch Kreditzahlungsmittel ausgefüllt werden kann, im Prinzip allein und tatsächlich in der Hauptsache ausgefüllt wird — daß ein Bankguthaben z. B. in der hier in Betracht kommenden Beziehung als „Geld“ anzusehen ist, wie in der Spezialliteratur des Bankwesens ja allgemein anerkannt wird.

Wir werden also den Grundfall der Zinerscheinung erfaßt haben, wenn wir die Bedingungen des Angebots an Kreditzahlungsmitteln angeben können. Es ist uns bereits bekannt, durch welche Momente dieses Angebot reguliert wird: Erstens durch die Rücksicht auf mögliche Mißerfolge der Unternehmer und zweitens durch die Rücksicht auf mögliche anderweitige Präsentation der Kreditzahlungsmittel zur Einlösung. Das erste Moment können wir aus unsrer Betrachtung eliminieren. Zu diesem Zwecke brauchen wir nur einen Zuschlag für das erfahrungsgemäße Risiko als ein für allemal in den „Paripreis des Darlehens“ eingeschlossen zu betrachten. Das heißt: Wenn erfahrungsgemäß ein Prozent der Darlehen uneinbringlich ist, so werden wir sagen, der Bankier erhalte dann dieselbe Summe zurück, die er ausgeliehen hat, wenn er tatsächlich von allen nicht notleidenden Forderungen 1,01 Prozent erhält. Dann wird die Größe des Angebots nur durch das zweite Moment bestimmt, d. h. durch die Rücksicht auf die notwendige Vermeidung einer Wertdifferenz zwischen

der neugeschaffenen und der vorhandenen Kaufkraft. Wir haben zu zeigen, daß der Wert- und Preisbildungsprozeß auch der neugeschaffenen Kaufkraft ein Agio, einen Zins also, hervorbringt.

Zunächst muß einer Quelle gedacht werden, aus der dem Bankier stets ein Einkommen zufließen müßte, auch wenn an sich und dem Wesen der Sache nach kein Preisagio der Kaufkraft als solcher bestünde. Die Tätigkeit des Bankiers, das Wählen zwischen den um Darlehen ansuchenden Unternehmern und die Entscheidung über Art und Maß der Darlehen ist eine Berufsarbeit von bekannter Schwierigkeit. Sie würde nicht unternommen werden, wenn ihr keine ökonomische Entlohnung winken würde. Dann würde es keine „Kaufkraftschaffung“ geben, und die Unternehmer müßten sich das nötige Geld — wenn es dann überhaupt zu einer eigentlichen kapitalistischen Entwicklung käme — in der geschilderten Weise von einzelnen Wirtschaftssubjekten zusammensuchen. Und deshalb würde der Bankier, der ihnen das erspart, zweifellos ein lohnartiges Einkommen — etwa in der Form von „Kommission“ — erhalten. In der Wirklichkeit aber spielt dieses Moment keine selbständige Rolle, weil eben ein Zins besteht, der sich zwar aus andern Gründen erklärt, aber dem Bankier ein Äquivalent für seine Tätigkeit bietet.

In dem früher behandelten Falle war es nicht völlig unmöglich, daß sich ein negativer Zins ergeben könne. Das würde in jenem Falle möglicherweise dann eintreten, wenn die Nachfrage nach Geld zu neuen Unternehmungen geringer wäre, als das Angebot jener Leute, denen durch temporäre Übernahme ihres Geldes „ein Gefallen geschieht“. Hier aber ist das ausgeschlossen. Der Bankier, der weniger zurückerhielt als er hingegeben hat, würde einen Verlust erleiden, er müßte den Ausfall decken, da er die zu ihm zurückströmenden Forderungen nicht vollständig, wie wir das ausdrückten, „entkräften“ könnte. Unter Null also kann hier der Zins nicht sinken.

Aber er wird im allgemeinen über Null stehen. Und zwar deshalb, weil sich die Nachfrage der Unternehmer nach Kaufkraft in einer wichtigen Beziehung von der gewöhnlichen Nachfrage nach Gütern unterscheidet. Die Nachfrage im Kreislauf muß stets durch ein gegenwärtiges Angebot an Gütern gestützt sein, sonst ist sie nicht „effektiv“.

Jene Nachfrage des Unternehmers nach Kaufkraft aber, im Gegensatz zu seiner Nachfrage nach den konkreten Gütern, deren er bedarf, ist nicht an diese Bedingung gebunden.

Vielmehr findet sie ihre Schranke erst an der viel weniger einengenden Bedingung, daß der Unternehmer später imstande sein wird, den Preis des Darlehens zu zahlen. Da auch dann, wenn dieser Preis ein „Paripreis“ wäre und keinen Zinszuschlag enthielte, der Unternehmer nur in dem Falle jene Nachfrage entfalten würde, wenn er mit Hilfe des Darlehens einen Gewinn machen könnte — denn sonst würde jeder Antrieb für ihn fehlen und sein Unternehmen überhaupt nicht als auf ökonomischen Erfolg gerichtet zu betrachten sein —, so können wir auch sagen, die Nachfrage des Unternehmers sei an die Bedingung geknüpft oder sei unter der Bedingung effektiv, daß er mit dem Darlehen einen Gewinn erzielen kann. Daraus ergibt sich ein Hinweis auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. In jedem wie immer gearteten Zustande der Volkswirtschaft nämlich ist, wie im zweiten Kapitel ausgeführt wurde, die Zahl der möglichen Neuerungen praktisch unbegrenzt. Auch die reichste Volkswirtschaft ist nicht absolut vollkommen und kann es nicht sein. Stets kann man bessern und stets findet das Streben nach Verbesserungen seine Schranke an den gegebenen Verhältnissen, nicht aber an der Vollkommenheit des Bestehenden. Jeder Schritt vorwärts eröffnet immer neue und großartigere Ausblicke. Jede Vervollkommnung führt weiter ab von dem Schein absoluter Vollkommenheit. Daher ist jene Gewinnmöglichkeit, mit ihr jene „Nachfragemöglichkeit“ zunächst unbegrenzt groß, folglich die Nachfrage beim Zinse Null immer größer als das Angebot, welches, wenn auch noch so groß, immer begrenzt ist.

Allein diese Gewinnmöglichkeiten sind kraft- und wesenlos, wenn sie nicht durch die Persönlichkeit des Unternehmers gestützt sind. Soweit wissen wir nur, daß gewinnbringende Neuerungen im Wirtschaftsleben „möglich“ sind, nicht auch, ob sie stets von konkreten Wirtschaftssubjekten in dem Maße aufgegriffen werden, daß die Nachfrage nach Kaufkraft zum Zinse Null stets größer ist als das Angebot. Ja noch mehr. Die Tatsache entwicklungsloser Volkswirtschaften lehrt uns sogar, daß Individuen, die fähig und geneigt sind,

solche Neuerungen durchzuführen, völlig fehlen können. Kann man daraus nicht schließen, daß solche Individuen eventuell auch in so geringer Zahl vorhanden sein können, daß das Angebot nicht erschöpft, viel weniger als unzureichend zur Befriedigung aller befunden wird? Nun, es würde überhaupt keine Kaufkraftschaffung geben und das gesamte Angebot an Kreditzahlungsmitteln würde einfach wegfallen³⁰, wenn keine oder nur eine unbedeutende Nachfrage nach Kaufkraft bestünde. Aber das kann normalerweise und abgesehen von kurzen und bald überwundenen Rückschlägen nicht eintreten, daß die Nachfrage der Unternehmer nach Geld, wenn überhaupt in volkswirtschaftlich merklicher Weise vorhanden, kleiner ist als das Angebot zum Zinse Null. Aus dem folgenden Grunde: Wir werden im sechsten Kapitel Gelegenheit haben, ausführlicher darzulegen, daß das Auftreten eines Unternehmers das Auftreten anderer erleichtert. Dort wird gezeigt werden, daß die Widerstände, denen das Neue begegnet, um so geringer werden, je mehr eine soziale Gemeinschaft schon an das Auftreten von solchem Neuen gewöhnt ist, und daß namentlich die technischen Schwierigkeiten der Gründung neuer Unternehmungen deshalb geringer werden, weil einmal geschaffene Verbindungen mit fremden Märkten, einmal geschaffene Kreditformen usw. jedem Epigonen der ersten Pioniere zugute kommen. Immer weniger also „gehört dazu“, um Unternehmer zu werden, je mehr Leute schon erfolgreich neue Unternehmungen gegründet haben. Es ist denn auch eine Erfahrungstatsache, daß Erfolge auf diesem Gebiete wie auf allen andern immer weitere Kreise gleichsam mitziehen, daß also immer mehr Leute an die Durchsetzung neuer Kombinationen gehen wollen und können. Die Nachfrage nach Kapital zeugt immer neue Nachfrage aus sich heraus. Und deshalb steht auf dem Geldmarkt ein wenn auch noch so großes, doch beschränktes effektives Angebot einer effektiven Nachfrage gegenüber, der jede bestimmte Grenze fehlt, was zu beweisen war.

³⁰ Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei bemerkt: Es wäre möglich, daß der Verkehr des Kreislaufs mit Hilfe von Kreditzahlungsmitteln bewerkstelligt würde. Diese würden zinslos und *al pari* zirkulieren. Aber damit eine Veranlassung vorhanden sei, daß mehr Kreditzahlungsmittel geschaffen werden, ist allerdings ein Zins nötig.

Das muß den Zins über die Größe Null heben. Sowie er aber existent wird, fallen sehr viele, und sowie er steigt, fallen die meisten Unternehmer fort. Denn die Gewinnmöglichkeiten sind zwar praktisch unbegrenzt, aber verschieden groß und die meisten von ihnen naturgemäß nur klein. Das Hervortreten des Zinses vergrößert dann zwar wieder das Angebot, das ja nicht absolut fix ist, aber der Zins muß und wird sich trotzdem erhalten. Es entbrennt ein Preiskampf auf dem Geldmarkte, den wir nicht noch einmal schildern wollen, und in jedem Zeitpunkte stellt sich unter dem Einflüsse aller Elemente der Volkswirtschaft ein bestimmter Preis für die Kaufkraft fest, der einen Zins enthalten muß.

So müßte sich die Sache gestalten, wenn die kapitalistische Entwicklung sich aus einem entwicklungslosen Zustand erheben würde. Natürlich behaupte ich nicht, daß sich der Zins historisch so entwickelt hat. Ich erblicke in dem eben behandelten Fall nur seinen reinsten Typus, an dem wir am klarsten sehen, wie sehr er ein Kind der kapitalistischen Entwicklung ist, und daß ihm in der außerkapitalistischen Wirtschaft nichts Selbständiges entspricht. Es sei nochmals hervorgehoben, daß nichts Widersinniges in der Annahme liegt, daß sich die wesentlichen Züge eines Phänomens erst nach und nach in voller Schärfe entwickeln. Auch ist es durchaus nicht logisch unmöglich, diese wesentlichen Züge unmittelbar einem Zustand gegenüberzustellen, in dem alle frühern Stadien der Entwicklung fehlen. Das sieht man schon daraus, daß man zu dieser Gegenüberstellung einfach durch Weglassung des prinzipiell Nebensächlichen kommt. Es ist eben eines, ein Gedankenbild der Wirklichkeit zu konstruieren und ein andres, die Wirklichkeit historisch zu beschreiben. Historisch behaupte ich nur, daß sich der Zins in seiner charakteristischen Bedeutung tatsächlich immer nur in jenen Elementen kapitalistischer Wirtschaft gezeigt hat, die auch frühe Kulturstufen einschließen. Sicher hat er sich nicht aus dem Handelsgewinn entwickelt — denn der ist an sich nur Lohn oder Unternehmergewinn³¹.

³¹ Mit der historischen Behauptung, daß die erste große Quelle von Gewinnen der Handel war, steht unsre theoretische natürlich nicht in Widerspruch. Wir bestreiten nur, daß der primitive Handelszins — Zins war.

13. Wir haben nun die Erfahrungstatsachen, die wir bisher ausgeschaltet haben, um unser Grundprinzip des Zinsphänomens zu gruppieren. Erstens müssen wir alle jene Quellen von vorhandener im Gegensatz zu neugeschaffener Kaufkraft aufzählen, welche tatsächlich das große Reservoir des Geldmarkts nähren, und zweitens müssen wir zeigen, wie die Rechenform des Zinses sich von ihrer ganz schmalen Basis aus über die ganze Verkehrswirtschaft verbreitet, gleichsam die ganze Volkswirtschaft durchdringt, so daß uns das Zinsphänomen einen viel größeren Raum einzunehmen scheint, als man nach unsrer Theorie erwarten sollte. Erst wenn nach diesen beiden Richtungen das Gesamtgebiet des Zinsphänomens von unserm Standpunkte aus erschöpft werden kann, können wir unser Problem als gelöst betrachten.

Die erste Aufgabe bietet keine Schwierigkeit. Vor allem beginnt, wie gesagt, eine jede konkrete Entwicklungsphase mit einem Erbe der frühern. Ein Reservoir von Kaufkraft kann sich schon aus den Elementen bilden, die die vorkapitalistische Verkehrswirtschaft geschaffen hat, und es wird daher stets in der Volkswirtschaft größere oder geringere Mengen von Kaufkraft geben, die entweder dauernd oder für eine gewisse Zeit neuen Unternehmungen zur Verfügung stehen. Wenn vollends die kapitalistische Entwicklung im Gange ist, fließt ein immer größerer Strom verfügbarer Kaufkraft dem Geldmärkte zu. Drei Arme desselben werden wir unterscheiden: Erstens wird der Unternehmergewinn zum weitaus größten Teile in dieser Weise verwendet, der Gewinn wird „investiert“ werden. Dabei ist es im Prinzip ganz gleichgültig, ob ein Unternehmer seinen Gewinn in seiner eigenen Unternehmung investiert oder ob die betreffende Summe ganz oder zum Teil auf den Markt kommt. Zweitens werden bei dem Rücktritt von Unternehmern oder etwa deren Erben usw. vom aktiven geschäftlichen Leben, wenn das zur Auflösung der Unternehmung führt, in jedem Zeitpunkte größere oder geringere Summen frei, ohne daß stets und notwendig dabei andre Summen gebunden würden. Drittens endlich werden jene Gewinne, die die Entwicklung andern Leuten als den Unternehmern gleichsam zuschwemmt und die auf „Rückwirkungen der Entwicklung“ beruhen, zu einem größern oder geringern Teile direkt oder indirekt auf den

Geldmarkt kommen. Beachten wir dabei, daß dieser Prozeß noch in einem unmittelbarem Sinne akzessorisch ist als in dem Sinne, daß diese Summe erst der Entwicklung ihre Entstehung verdankt: Es ist die Tatsache des Zinses, die Möglichkeit für jede Geldsumme Zins zu erhalten, die diese Bewegung der verfügbaren Kaufkraft nach dem Geldmarkte hervorruft. Die Erlangung des Zinses ist der einzige Grund, der ihre Besitzer dabei leitet — gäbe es keinen Zins, so würden sie ihre Kaufkraft horten oder sich irgendwelche Güter dafür verschaffen.

Ähnlich steht es mit einem andern Momente. Wir haben gesehen, daß die Bedeutung des Sparens in einer entwicklungslosen Volkswirtschaft³² relativ sehr gering wäre, und daß das, was man gewöhnlich meint, wenn man von der Größe der jährlichen Sparsummen eines modernen Volkes spricht, nichts andres ist als die Summe jener Entwicklungsgewinne, die niemals Elemente des Einkommens werden. Es dürfte nun zwar die Bedeutung des Sparens im eigentlichen Sinne auch in der Entwicklung nicht groß genug sein, um für die industriellen Bedürfnisse eine maßgebende Rolle zu spielen, aber es tritt doch eine neue, in der entwicklungslosen Volkswirtschaft fehlende Art des Sparens — und zwar des „eigentlichen“ Sparens — auf. Die Tatsache, daß man sich durch eine Geldsumme einen dauernden Geldertrag sichern kann, wirkt als ein neues Motiv dazu. Allerdings nicht durchaus. Es ist denkbar, daß man, eben weil eine Sparsumme sich von selbst vermehrt und mithin ihr Grenznutzen automatisch sinkt, mitunter weniger sparen wird, wie wenn man keinen Zins erhielte. Überwiegend aber führt die Tatsache des Zinses, die gleichsam eine neue Verwendungsart des ersparten Geldes ermöglicht, selbstverständlich zu einer, und zwar erheblichen Steigerung der Spartätigkeit — was natürlich nicht heißt, daß jede Steigerung des Zinses auch eine proportionelle oder überhaupt eine Steigerung des Sparens zur Folge haben müßte. Und daraus folgt, daß die tatsächlich zu beobachtende Spartätigkeit zum Teil Folge des bestehenden Zinses ist. Also auch hier ein „akzessorischer Strom von Kaufkraft“ nach dem Geldmarkte hin.

³² Vgl. das zweite Kapitel.

Eine dritte Quelle, die den Geldmarkt speist, ist jene Geldmenge, die jeweils für längere oder kürzere Zeit müßig ist und die eben auch ausboten wird, wenn man dafür Zins erhalten kann. Sie besteht aus momentan verfügbarem Betriebskapital usw. Die Banken sammeln diese Summen und eine hochentwickelte Technik ermöglicht es, daß jede Geldeinheit, mag sie auch für eine bevorstehende Ausgabe bereitgehalten werden, zu der Vermehrung des Angebots an Kaufkraft beiträgt. Hierher gehört noch eine weitere Tatsache: Wir haben gesehen, daß das Wesen der Kreditzahlungsmittel und die Erklärung für ihr Vorhandensein, nicht in dem Streben nach „Metallgeldsparung“ gesucht werden darf. Sicher bewirken die Kreditzahlungsmittel, daß weniger Metallgeld verwendet wird, als verwendet werden müßte, wenn dieselben Transaktionen nun plötzlich bloß mit Metallgeld durchgeführt würden: Aber diese Transaktionen sind ja nur mit Hilfe der Kreditzahlungsmittel zustande gekommen, und gegenüber jenem Geldbedarfe, der sich in derselben Zeit entwickelt hätte, wenn es keine Kreditzahlungsmittel gäbe, liegt soweit keine Geldersparung vor. Doch nun haben wir auch anzuerkennen, daß die Banktechnik die Kreditzahlungsmittel noch außerdem verwendet. Wir haben anzuerkennen, daß abgesehen von den Kreditzahlungsmitteln, die der Entwicklungsprozeß zur Entstehung bringt, von den Banken unter dem Drucke des Wunsches, die zinstragende Kaufkraftmenge zu vermehren, weitere Transaktionen, die etwa bisher mit Hilfe von Metallgeld durchgeführt wurden, auf dem Wege des Kredits erledigt werden, daß also von der Seite der Geldtechnik her ebenfalls Kreditzahlungsmittel geschaffen werden, mithin von dieser Seite her noch eine weitere Vermehrung der verfügbaren Geldmenge erfolgt.

Alle diese Momente vermehren das Angebot auf dem Geldmarkte und drücken den Zins weit unter das Niveau herab, das er hätte, wenn sie fehlen würden. Sie würden ihn sehr bald auf Null herabdrücken, wenn nicht die Entwicklung immer wieder neue Verwendungsmöglichkeiten schaffen würde. Jedesmal wenn die Entwicklung stagniert, weiß der Bankier tatsächlich kaum, was er mit den verfügbaren Fonds beginnen soll, und oft wird es zweifelhaft, ob der Geldpreis mehr enthält als Kapital mehr Risikoprämie und Arbeitsvergütung. Besonders dann und besonders auf den Geldmärkten von

„Rentnerstaaten“ tritt das Moment der Kaufkraftschaffung oft in den Hintergrund und es kann sich dann leicht der Eindruck bilden, auf dem sowohl die ökonomische Theorie wie die Theorie der Banktechnik beruht, daß der Bankier nichts anderes ist als ein Vermittler zwischen Kreditsuchenden und Kreditgebenden. Von dieser Auffassung aus ist es nur ein Schritt, wenn man dann schlechtweg an die Stelle des Geldes der Kreditgeber die konkreten Güter setzt, deren der Unternehmer bedarf, oder doch die konkreten Güter, die jene brauchen, welche dem Unternehmer die nötigen Produktionsmittel überlassen.

Das Gesagte erklärt auch noch andere wohlbekannte Tatsachen des Geschäftslebens. So erklärt es, wie es kommt, daß in jedem gegebenen Zeitpunkte die Unternehmer größtenteils mit eigenem Kapital arbeiten, mit einer Summe von Kaufkraft, die bereits abgesetzten Gütern entspricht. Diese Tatsache verbunden mit den weiteren Tatsachen, daß solche Unternehmer natürlich viel leichter Kredit erhalten als vermögenslose, und daß am historischen Beginn der kapitalistischen Periode nicht leicht andere Personen als solche, die bereits Vermögen hatten, Unternehmer werden konnten, brachte es mit sich, daß es der Theorie, wie der Praxis schwer fiel, zwischen Unternehmern und Kapitalisten zu unterscheiden. Auch haben sie dazu geführt, das Wesen des Zinseinkommens in dem Produktionserfolge als solchem zu suchen. Wir werden ohneweiters jene Unterscheidung machen und den Zins als besonderes Element erkennen, ebenso wie Lohn und Grundrente. Ähnlich werden wir den Fall behandeln, daß der eine Unternehmer dem andern in der Form Kredit gibt, daß er auf seine Bezahlung wartet und sich nicht z. B. einen Wechsel ausstellen läßt, den er diskontiert bekommt. Der einfach mit seinem Vermögen arbeitende Privatbankier gehört ebenfalls hierher.

Der Privatbankier dieses Charakters ist der Typus einer Kapitalistenklasse, die durch die Tatsache des Zinses geschaffen wird und die im Laufe der Entwicklung sich herausgebildet hat. Dem geschäftlichen Leben ist sie wohlbekannt. Ein solcher Kapitalist wird sowohl vom typischen Bankier wie vom Unternehmer unterschieden. Er ist der Rentner, der Mann, der von seinen Zinsen lebt. Er ruht auf vergangenen Unternehmertaten, die ihm eben wegen des Be-

stehens des Agios gegenwärtiger Kaufkraft ein bleibendes Einkommen sichern.

Noch sei bemerkt, daß es, wie v. Böhm-Bawerk bereits hervorgehoben hat, Fälle gibt, in denen Zins nur deshalb verlangt und gezahlt wird, weil das eben möglich, bzw. notwendig ist. Zinsen von Bankguthaben und von Aktivsaldi im Kontokorrente sind ein Beispiel. Niemand überläßt seine Kaufkraft der Bank in der Absicht, sein Kapital auf diese Weise anzulegen. Vielmehr tut man das nur, insofern man aus geschäftlichen oder privaten Gründen einen Vorrat von Kaufkraft bereit haben will. Man würde es auch tun, wenn man etwas dafür zu bezahlen hätte. Aber tatsächlich erhält man dafür eine Art von Anteil an dem Zinse, den die betreffenden Summen in der Hand des Bankiers erzielen. Und wenn das einmal üblich geworden ist, wird man nicht ohne besondere Gründe geneigt sein, einer Bank ein Guthaben zu überlassen, die das nicht tut. Hier fällt dem Deponenten ein Zins zu, ohne daß seinerseits irgend etwas zu diesem Zwecke geschieht. Diese Erscheinung reicht nun sehr weit, bis tief in das Leben aller Wirtschaften hinein. Der Umstand, daß jede Partikel von Kaufkraft einen Zins erzielen kann, gibt einer jeden ein Agio, welchem Zwecke immer sie tatsächlich dienen mag. So werden auch die Wirtschaften, die nur ihren Kreislauf erledigen, in Mitleidenschaft gezogen und gezwungen, sich mit dem Zins auseinanderzusetzen. Eine jede Kaufkrafteinheit hat gleichsam einen Kampf gegen die Strömung zu bestehen, die sie nach dem Geldmärkte hinanzuziehen strebt. — Daß ferner in allen Fällen, in denen jemand aus irgendeinem Grund eines Kredits bedarf, das Darlehnsgeschäft unter dem Einflusse der großen Tatsache des Marktpreises der Kaufkraft steht, und daß sich alle andern Arten von Kredit — Staatsschulden usw. — an das Grundphänomen anschließen werden, ist selbstverständlich.

So verbreitet sich die Zinerscheinung nach und nach über die ganze Volkswirtschaft hin, und deshalb bietet sie dem Beobachter eine viel breitere Front als man nach ihrem innersten Wesen vermuten sollte. So wird dann, wie schon wiederholt angedeutet, der Zeitablauf selbst in einem gewissen Sinn zu einem Kostenelement. Diese Folge-

erscheinung, die die herrschende Lehre als Grundtatsache hinnimmt, erklärt — und rechtfertigt zugleich — die Diskrepanz zwischen ihr und unsrer Auffassung. Aber wir haben noch einen weitem Schritt zu tun, noch eine weitre Aufgabe zu lösen, nämlich die Tatsache zu erklären, daß der Zins in voller Entwicklung schließlich zu einer Rechenform geradezu aller Erträge mit Ausnahme des Lohns wird.

In der Praxis spricht man von einer Verzinsung des Grundbesitzes. Ebenso auch von der Verzinsung eines Patents oder eines sonstigen Monopoleinkommen tragenden Guts. Man spricht sogar von Verzinsung bei einem nicht dauernden Ertrag, man sagt z. B., daß sich eine auf eine Spekulation verwendete Geldsumme, selbst ein in einer Spekulation verwendetes Gut, verzinst habe. Widerspricht das nicht unserer Auffassung? Zeigt das nicht, daß der Zins ein Einkommen aus Güterbesitz, daß er eine ganz andre Kategorie ist, als er nach unsrer Auffassung sein müßte?

In der Theorie hat diese Ausdrucksweise der Praxis bestimmte Früchte getragen. Und zwar im Kreise der amerikanischen Fachgenossen. Den Anstoß dazu gab Prof. Clark. Er nannte den Ertrag konkreter Produktivgüter Rente, denselben Ertrag, aufgefaßt als periodisches Resultat des bleibenden volkswirtschaftlichen Fonds an Produktivkraft — den er „Kapital“ nennt — Zins. Hier erscheint der Zins also lediglich als ein besonderer Aspekt der sachlichen Erträge und nicht mehr als ein selbständiger Teil des volkswirtschaftlichen Einkommenstroms. Viel entschiedener noch und in etwas andrer Weise hat Prof. Fetter³³ denselben Gedanken durchgeführt. Am meisten interessiert uns hier aber Prof. Fishers in seinem Werk „The rate of interest“ dargelegte Theorie. Prof. Fisher erklärt die Tatsache des Zinses einfach durch die Unterschätzung künftiger Bedürfnisbefriedigungen — neuestens³⁴ hat er seine Theorie in den Salz gefaßt: „Interest is impatience crystallised into a market rate.“ Demgemäß erblickt er Zins an allen vom endlichen Genuß zeitlich abstehenden Gütern. Und da alle Erträge derselben „kapitalisiert“, mil-

³³ Vgl. darüber meine Abhandlung über die neuere Wirtschaftstheorie in den Vereinigten Staaten, Schmollers Jahrbuch 1910, wo die diesbezüglichen Arbeiten Feters genannt sind.

³⁴ Scientia (Rivista di Scienza) 1911.

hin in Zinsform dargestellt werden können, so ist der Zins nicht ein Teil, sondern die Gesamtheit des Einkommenstroms: Der Lohn ist Zins des Menschen-, Grundrente Zins des Boden-, und jeder andre Ertrag Zins des produzierten Sachkapitals. Jedes Einkommen ist Produktwert — besser „Befriedigungswert“ —, nur eben diskontiert entsprechend der Rate der Unterschätzung von Zukunftsgenüssen. Es ist klar, daß wir diese Theorie schon deshalb nicht akzeptieren können, weil wir die Existenz ihres Grundmoments nicht anerkennen. Es ist ebenso klar, daß für Fisher dieses Moment zu einem zentralen Faktum der menschlichen Wirtschaft wird, das fast bei jeder wirtschaftlichen Erscheinung zur Erklärung herangezogen werden muß, und daß wir uns mit allen den Resultaten auseinandersetzen müßten, die Fisher mit seiner Hilfe gewinnt.

Das Grundprinzip, das hier in Betracht kommt und das uns zum Verständnis der Allgemeinheit der Rechenform des Zinses führen soll, ist das folgende: Wir sehen das Wesen des Kapitals nicht in konkreten Gütern. Konkrete Güter sind nach unsrer Auffassung niemals Kapital. Wohl aber kann jeder, der konkrete Güter besitzt, sich in einer Volkswirtschaft, die in voller Entwicklung begriffen ist, durch ihren Verkauf Kapital verschaffen. In diesem Sinn könnte man die konkreten Güter „potentielles Kapital“ nennen, wenigstens sind sie das vom Standpunkt ihres Besitzers, der sie eben gegen Kapital austauschen kann. Dabei kommen zunächst nur Roden und Monopolstellungen³⁵ in Betracht und zwar aus zwei Gründen: Erstens ist es klar, daß man seine Arbeitskraft als solche, wenn wir vom Fall des Sklavenbesitzes absehen, nicht verkaufen kann. Vorräte an Genußgütern und produzierten Produktionsmitteln gibt es aber nicht in dem Sinne, in dem das die herrschende Lehre behauptet — so im Prinzip, wir kommen gleich wieder auf sie zurück. Und zweitens sind nur Boden und Monopolstellungen Einkommensträger. Da das Kapital auch ein solcher ist, so würde kein Besitzer es gegen Güter austauschen, die kein Einkommen abwerfen — oder doch nur dann, wenn ihm ein solcher Preisabschlag bewilligt wird, daß er mit den-

³⁵ Wenn ich mich hier dieser Ausdrucksweise bediene, so will ich damit, wie man leicht sieht, die fundamentale Erkenntnis, daß Monopolstellungen keine „Güter“ sind, nicht in Zweifel stellen.

selben für die laufende Wirtschaftsperiode einen Gewinn realisieren und dann sein Kapital unversehrt wieder investieren kann; in diesem Fall aber erlitte der Verkäufer einen Verlust, zu dem er sich nur in abnormalen Verhältnissen, namentlich in einer Notlage, entschließen wird, wie gleich gezeigt werden soll.

Die Besitzer von „Naturgaben“ und die Monopolisten also haben in der Entwicklung wohl Ursache ihre Einkommen mit dem Ertrage des Kapitals zu vergleichen, das sie sich durch Verkauf der Naturgaben und der Monopole verschaffen könnten, da ihnen ein solcher Verkauf eventuell Vorteil bringen kann. Und ebenso haben die Kapitalisten Ursache, ihr Zinseinkommen mit der Grundrente oder dem dauernden Monopolgewinn zu vergleichen, die oder den sie sich um ihr Kapital verschaffen können. Wie hoch wird sich nun der Preis solcher Einkommensträger stellen? Der Leser erinnert sich, daß im ersten und auch in diesem Kapitel gesagt wurde, in einer stationären Volkswirtschaft gäbe es, außer in besondern Lebenslagen, weder Anlaß noch Möglichkeit zu Veräußerungen von Grund und Boden, Anlaß nicht, weil man mit dem Gelde sich im Prinzip da kein Einkommen verschaffen könnte, und Möglichkeit nicht, weil es strenggenommen freies Geld in der Hand von Käufern nicht gäbe. Höchstens könnte man in einer solchen Volkswirtschaft ein Grundstück gegen ein andres von gleichem Ertrage vertauschen, wenn z. B. die Lagen der einzutauschenden Grundstücke für beide Tauschende günstiger wären. Die Entwicklung aber schafft sowohl Anlaß wie Möglichkeit zu Veräußerungen. Nichts andres als das heißt der Ausdruck, daß heute Grund und Boden „mobilisiert“ und zu — „potentiellem“ — Kapital geworden sei. In der heutigen Volkswirtschaft gehört daher die Rücksicht auf das jeweils erreichbare Resultat eines Bodenverkaufs zum ordnungsgemäßen wirtschaftlichen Verhalten. In der Entwicklung also entsteht das Problem des Wertes von Grund und Boden und von Monopolen als solchen — das Problem ihres Kapitalwerts.

Dessen Lösung liegt für uns sehr nahe. Man schätzt Naturgaben und Monopole als Einkommensträger. Kein Kapitalist kann, soweit für ihn Erwerbserücksichten in Betracht kommen, ein Stück Land höher schätzen als jene Geldsumme, die ebensoviel Zins trägt, wie

jenes Rente. Kein Kapitalist kann unter der gleichen Einschränkung ein Stück Land niedriger schätzen. Kostete das Stück Land mehr, müßte es — abgesehen von auf der Hand liegenden Nebenmomenten — unabsetzbar sein: Kein Kapitalist würde es kaufen. Kostete es weniger, so müßte unter den Kapitalisten, die auf den da winkenden Mehrertrag reagieren würden, eine Konkurrenz entstehen, die seinen Preis auf jene Höhe heben müßte. Kein nicht in einer Notlage befindlicher Grundeigentümer wird sein Grundstück für eine geringere Summe herzugeben geneigt sein als jene, die ihm soviel an Zins trägt wie sein Grundstück an reiner Grundrente. Er wird aber auch keine größere Summe dafür erhalten können, weil dem Kapitalisten, der sie zu geben bereit wäre, sofort eine ganze Menge von Grundstücken angeboten werden würden. Damit ist der „Kapitalwert“ dauernder Einkommensträger eindeutig bestimmt. Die bekannten Umstände, die bewirken, daß für sie meist mehr und unter gewissen Verhältnissen auch weniger gezahlt wird, ändern nichts an dem Prinzip.

In dieser Lösung des Kapitalisierungsproblems ist das zentrale und fundamentale Faktum das Zinstragen der Kaufkraft. Mit dem Zinse der Kaufkraft wird der Ertrag jeder andern dauernden Einkommensquelle verglichen und danach — als Konsequenz des Bestehens des Zinses — ihr Preis durch den Mechanismus der Konkurrenz so bestimmt, daß durch die Auffassung des Ertrags „potentiellen“ Kapitals als wirklichen Zinses kein praktischer Fehler geschieht. In der Tat hängt also jeder dauernde Ertrag mit dem Zins zusammen. Aber nur äußerlich, nur insofern als die Größe, zu der er in Verhältnis gesetzt wird, durch die Höhe des Zinses bestimmt wird. Er ist nicht Zins, die gegenteilige Ausdrucksweise der Praxis ist nur Brachylogie. Und er hängt nicht direkt vom Zins ab, wie es der Fall wäre, wenn man das Wesen des Zinses mit dem Ausdruck „Zeitdiskont“ richtig charakterisieren würde.

Auch auf nicht dauernde Reinerträge, z. R. auf Quasirenten temporären Charakters, kann man unser Resultat ausdehnen. Es ist nicht schwer zu sehen, daß bei freier Konkurrenz ein temporärer Reinertrag als solcher um jene Geldsumme ge- und verkauft werden wird, die im Moment des Geschäftsabschlusses zinsbar angelegt, zur Zeit des Aufhörens des Reinertrags zu derselben Summe anwachsen würde,

wie alle die zu erzielenden Reinerträge, wenn man sie jedesmal ausleihen würde. Auch hier wird die Praxis — und mit demselben Recht wie bei dauernden Erträgen — von einer Verzinsung des Kapitals des Käufers sprechen, obgleich derselbe zunächst sein Kapital nicht mehr hat und aus dem Zinsberechtigten zum Rentenherrn geworden ist. Und welche Summe wird z. B. der Besitzer einer Hochofenanlage für sie erzielen können, wenn sie nicht Trägerin eines dauernden — etwa monopolistischen — oder temporären Reinertrags ist, sondern ein kreislaufmäßiger, also — abgesehen von der Grundrente, die wir hier vernachlässigen wollen — gewinnloser Betrieb? Nun, kein Kapitalist wird sein Kapital in einen solchen „investieren“. Das Geschäft muß, wenn es überhaupt zustande kommen soll, ihm nicht nur Ersatz seines Kapitals nach Vernützung der Anlage, sondern auch während ihrer Lebensdauer jenen Reinertrag liefern, der dem Zinseinkommen entspricht, das er sonst beziehen könnte. Folglich müßte, wenn der Käufer nicht etwa eine andre Absicht mit dem Hochofen hat als einfach seine Erträge im Kreislauf einzusammeln, wenn also der Hochofen nicht etwa eine Rolle in einer neuen Kombination zu spielen berufen ist, der Hochofen zu einem geringem Preis abgegeben werden, als seinem Kostenpreis entsprechen würde: Der Verkäufer müßte sich zu einem Verlust entschließen, denn nur so könnte sich für den Käufer ein Gewinn ergeben, der gleich wäre dem Zins, den der Käufer mit dem Kaufgeld sonst erzielen würde.

In allen diesen Fällen ist die Auffassung des Lebens nicht richtig. Aber in allen diesen Fällen hat ihre Unrichtigkeit keine praktischen Konsequenzen, so daß wir weit eher unsre Auffassung verteidigen, wenn wir dieselben von unserm Standpunkt aus beleuchten, als der Praxis eine Lehre erteilen. In allen diesen Fällen ist ferner ganz klar, warum der Geschäftsmann sich der bemängelten Auffassung bedient. In der modernen Volkswirtschaft ist die Höhe des Zinses ein so beherrschendes Faktum, ist der Zins so sehr der Barometer der wirtschaftlichen Gesamtsituation, daß Rücksicht auf ihn bei so gut wie jeder wirtschaftlichen Maßregel nötig ist und daß er sich in jede wirtschaftliche Überlegung eindrängt. Deshalb gewinnt auch seine Rechenform, gewinnt er als Rechenform der Erträge, eine um so größere Macht über Auffassung und Ausdrucksweise der Praxis als,

wie wir sahen, der Ausdruck der Erträge in der Form „potentiellen“ Zinses eine ganz bestimmte Funktion hat: Er ist das entscheidende Element bei der Überlegung, ob man sich jener Erträge entäußern soll oder nicht, er ist das Vehikel einer Tendenz zum Ausgleich von Ertragsdifferenzen — er führt zu dem von der Theorie seit jeher beachteten Phänomen, daß alle Erträge in der Volkswirtschaft, unter einem gewissen Aspekt gesehen, sich gleichzustellen streben.

15. Die Breviloquenz der Praxis, die immer vorliegt, wenn man von Zins an konkreten Gütern spricht, hat sicherlich die Theorie in die Irre geführt oder doch deren Konstruktionen einen Halt gegeben, ohne den sie sich niemals so festgesetzt hätten. Daß sie aber auch die Praxis selbst irreführen kann, oder anders gesagt, daß der theoretische Fehler, der immer in dieser Ausdehnung des Zinsgedankens über seine realen Basen hinaus liegt, auch praktische Fehler nach sich ziehen kann, das wollen wir jetzt darlegen. Es soll gezeigt werden, daß, weit entfernt davon, daß unsre Verengung des Zinsphänomens eine Einwendung gegen unsre Zinstheorie konstituierte, vielmehr eine ungerechtfertigte Ausdehnung durch Theorie und Praxis von der Wirklichkeit desavouiert wird.

Der „Zinsaspekt“ von Erträgen ist harmlos nur bei dauernden Erträgen, also bei Renten und dauernden Monopolgewinnen, sonst aber nicht. Betrachten wir, um das zu zeigen, zunächst unser Beispiel vom Hochofen. Unter unsern Voraussetzungen gewinnt der Käufer des Hochofens während dessen Lebensdauer genug, um seine Kaufsumme und noch einen Zins — den er, so wollen wir annehmen, als Einkommen ausgibt — hereinzubekommen. Nun kann er dann, wenn alle volkswirtschaftlichen Verhältnisse unverändert geblieben sind, sich einen neuen Hochofen bauen³⁶, von ganz derselben Art, wie der alte war und zu denselben Kosten, die der alte erfordert hatte. Aber diese Kosten sind höher als die Kaufsumme, unser Mann muß ihr etwas hinzufügen, um jene zu decken. Und fortan gäbe ihm dem-

³⁶ Der Leser sieht leicht, daß das Argument nicht alteriert wird, wenn wir annehmen wollen, daß der Käufer, der den Hochofen immer weiter betreiben will, ihn nicht zugrunde gehen läßt und neu erbaut, sondern ihn durch Reparaturen dauernd erhält.

gemäß der Hochofen überhaupt keinen Reinertrag mehr. Wenn der Käufer des Hochofens nun diese Verhältnisse klar durchblickte, wird er sich eben auf den Neubau nicht einlassen, sondern die zurückgewonnene Summe anderweitig anlegen. Durchblickte er sie aber nicht, ließ er sich von dem Zinsaspekt täuschen, so kommt er zu Schaden, obgleich sein Verkäufer seinerzeit ebenfalls zu Schaden gekommen war und der Käufer damals mit Recht glaubte, ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Auf den ersten Blick scheint der Fall geradezu verblüffend, geradezu unmöglich. Ich füge kein Wort der Erklärung mehr hinzu, da die Sache dem Leser bei entsprechender Sorgfalt klar sein, im gegenteiligen Fall aber eine gute Übung abgeben muß. Ich begnüge mich darauf hinzuweisen, daß solche Fälle in der Praxis nicht selten und wesentlich Konsequenz der Gewohnheit sind, dauernde Reinerträge an Güter zu knüpfen, die eben keine solchen abwerfen. Natürlich können auch andre Irrtümer zu solchen Enttäuschungen führen. Natürlich können solche Enttäuschungen gelegentlich auch ausbleiben infolge besonders günstiger Umstände. Aber ich glaube, daß jedermann in seiner Erfahrung ausreichende Belege für das Gesagte finden müßte.

Ganz ähnlich steht die Sache, wenn zwar wirkliche Reinerträge, aber keine dauernden vorliegen: Wenn also z. B. an einem Betrieb noch einige Baten ausständigen Unternehmergewinns oder temporäre Monopolgewinne oder temporäre Quasirenten kleben. Mag man immerhin vom Zinstragen solcher Dinge sprechen, das schadet nichts, solange man sich des temporären Charakters dieser Erträge bewußt ist. Aber in dem Moment, wo man sie als „Zins“ erklärt, liegt die Versuchung nahe, sie für dauernd zu halten, ja, es liegt mitunter in diesem Ausdruck schon ein Symptom dieses Irrtums. Und dann erlebt man natürlich die unangenehmsten Überraschungen. Dieser Zins hat die fatale Eigenschaft, hartnäckig zu sinken, oft sogar plötzlich aufzuhören. Der Geschäftsmann klagt in diesem Fall allerdings die schlechten Zeiten an und ruft nach Schutzzöllen, Staatshilfen usw., oder er betrachtet sich als das Opfer eines besondern Unglücksfalls oder — mit mehr Recht — als das Opfer auftretender Konkurrenz. Solche Vorkommnisse sind häufig und sie bestätigen unsre Auffassung schlagend. Weisen sie doch deutlich auf jenen Grundirrtum

zurück, der in der Praxis zu falschen Maßregeln und bitteren Enttäuschungen, in der Theorie zu verfehlten und wirklichkeitsfremden Zinserklärungen führt.

Man kann oft die Behauptung hören, jemens Geschäft „trage“ z. B. dreißig Prozent. Das ist natürlich nicht einfach Zins. Meist kommt derjenige, der das behauptet, nur dadurch zu diesem Resultat, daß er die Tätigkeit des Leiters nicht als besondern Aufwand, ihre Entlohnung daher nicht unter die Kosten rechnet. Außerdem kann aber ein so großer Ertrag nicht schlechthin dauernd, er muß vielmehr aus länger oder kürzer dauernden temporären Elementen zusammengesetzt sein. Die Praxis des Geschäftslebens bestätigt dieses Resultat unsrer Auffassung auch vollständig. Denn welches Geschäft „verzinst“ sich denn auf die Dauer so hoch? Freilich ist sich der Praktiker über diesen temporären Charakter des Ertrags oft nicht klar und macht die verschiedensten Hypothesen über dessen stets eintretendes Schwinden. Und ein Käufer ist sogar sehr oft in der Hoffnung befangen, daß ein solcher Ertrag sich erhalten werde — höchstens daß er anerkennt, daß Erfahrung usw. des bisherigen Besitzers etwas mit seiner Höhe zu tun haben möge. Dann wendet er statt der richtigen Berechnungsweise ganz von selbst die Zinsform an. Tut er das konsequent, „kapitalisiert“ er also den Ertrag zum landesüblichen Zinsfuß, dann bleibt der Mißerfolg nicht aus — denn nie und niemals kann man den ganzen Ertrag eines Betriebs, abgesehen von Rentenelementen und dauerndem Monopolgewinn, als „ewig“ annehmen. Der Ertrag jedes Betriebs schwindet nach einiger Zeit hin, ein jeder Betrieb sinkt, wenn er unverändert bleibt, sehr bald zur Bedeutungslosigkeit herab. Jeder geschäftserfahrene Mann weiß das: So treffen wir hier neben einem Beispiel für verfehlte Verwendung des Zinsaspekts und deren Konsequenzen auch ein an sich interessantes Element der geschäftlichen Erfahrung an, das unsre Auffassung bestätigt, indem es sich aus ihr erklärt.

Der einzelne industrielle Betrieb ist eben keine dauernde Quelle anderer Einkommen als Lohn und Rente. Dasjenige Wirtschaftssubjekt, das in der täglichen Praxis am meisten geeignet ist, das zu übersehen und die angedeutete unangenehme Erfahrung zu machen, ist der gewöhnliche und typische Aktionär. Man könnte an sich daran

denken aus der „Tatsache“, daß der Aktionär ja ohne seine Anlage periodisch zu wechseln ein dauerndes Reineinkommen beziehe, eine Einwendung gegen unsre Zinstheorie zu schmieden. Nach unsrer Auffassung müßte doch der Kapitalist sein Kapital erst einem Unternehmer und nach gewisser Zeit sodann andern Unternehmern leihen, da der erste nicht dauernd in der Lage sein kann, einen Zins zu zahlen. Da wir die Aktionäre als Geldgeber charakterisierten und sie doch aus einer und derselben Unternehmung ein dauerndes Einkommen beziehen, so stünde die Einwendung doch eigentlich leibhaftig da. Aber gerade der Fall des Aktionärs — und jedes Gläubigers, der sich in einer Unternehmung dauernd festlegt — zeigt, wie treu und wahr unsre Auffassung ist. Denn um jene „Tatsache“ steht es schlimm. Leben Aktiengesellschaften denn ewig und zahlen sie auch nur durch Jahrzehnte regelmäßig Dividende? Gewiß gibt es solche, aber vor allem nur zwei Gruppen von solchen. Einmal gibt es Industriezweige, Bahnen z. B., sodann gehören auch Trustorganisationen hierher, die, wenn nicht ein ewiges, so doch auf längere Zeit gesichertes Monopol innerhalb gewisser Grenzen haben. Hier fließen dem Aktionär eben Monopolgewinne zu. Sodann gibt es Arten von Unternehmungen, die sich ihrer Natur und ihrem Inhalte nach immerfort verändern und eigentlich nichts andres sind als Formen für immer neue Unternehmungen — Spekulationsbanken z. B. Hier ändern sich die Ziele fortwährend und auch die leitenden Persönlichkeiten wechseln, wobei es in der Natur der Sache liegt, daß es immer Leute von großer Geschicklichkeit sind, die an die leitenden Stellen treten. Auch andre Aktiengesellschaften haben die Eigentümlichkeit, daß innerhalb derselben immer neu gegründet wird in unserm Sinn, daß immer plus ultra angestrebt wird. Hier gibt es immer neue Unternehmungsgewinne, und wenn der Aktionär seinen Ertrag verliert, so ist das tatsächlich nichts Notwendiges, sondern eben ein aus dem einzelnen Fall zu erklärendes Unglück. Abgesehen aber von diesen beiden Kategorien, also immer dann, wenn eine Aktiengesellschaft einfach einen bestimmten Betrieb ohne Monopolstellung in bestimmter Weise produzieren läßt, gibt es als dauerndes Einkommen höchstens Rente und sonst nichts. Das nun bestätigt die Erfahrung tausendfältig, obgleich in der Praxis die Konkurrenz nicht so prompt auftritt, und daher neue Unterneh-

mungen durch längere Zeit im Besitz von monopolartigen Überschüssen bleiben. Keine industrielle Aktiengesellschaft des angedeuteten Typus erfreut ihre Aktionäre mit einem immerwährendem Goldregen, jede vielmehr sinkt bald in ein Stadium herab, das mit dem Versiegen einer Quelle die bedauerlichste Ähnlichkeit hat. In der Dividende steckt daher sehr häufig eine Kapitalrückzahlung, auch dann, wenn die Abnutzungen von Maschinen usw. noch so gewissenhaft durch Abschreibungen berücksichtigt werden. Ganz mit Recht wird deshalb oft viel mehr abgeschrieben und ganz mit Recht streben viele Aktiengesellschaften so schnell als möglich nach dem Ziele das ganze Kapital abzuschreiben. Denn es kommt für jede die Stunde, wo der Betrieb als solcher wirklich wertlos wird, d. h. wo seine Erträge nur mehr die Kosten decken. So ist es nichts mit einem dauernden Zins-einkommen aus einer und derselben Unternehmung, wie jeder, der das nicht glaubt und entsprechend handelt, zu seinem Schaden erfahren kann. So spricht der Dividendenbezug des Aktionärs nicht gegen unsre Auffassung — im Gegenteil!

Die Gewohnheit des Geschäftsmanns, fast jeden Gewinn in Prozenten irgendeiner Summe und in Verhältnis zu einer Zeitperiode auszudrücken, involviert einen Fehler. Und nicht etwa einen harmlosen, sondern einen praktisch sehr fühlbaren. Aber wir verstehen auch, wie sich diese Auffassungsweise über das ganze Feld des Geschäftslebens hin verbreiten konnte und so den Zins zu etwas ganz anderm gemacht hat als er wirklich ist. Wir sehen auch die Umstände, die in der Wirklichkeit den wahren Sachverhalt verhüllen und der Theorie, die von einem „Zins an dauerbaren Gütern“ spricht, eine gewisse Grundlage geben. Es ist gewiß nicht leicht, sich von Ansichten loszumachen, die durch stetes Bekennen nun einmal festen Fuß gefaßt haben. Auch an Einwänden historischer Natur kann es nicht fehlen, obgleich gar nichts Anstößiges in der Auffassung liegt, daß sich die wesentlichen Züge einer Erscheinung nicht bei ihrem ersten Auftreten, sondern erst später scharf und klar zeigen und obgleich die Tatsache, daß der Produktivzins nicht älter ist als die kapitalistische Wirtschaft, ja nicht in Abrede gestellt werden kann. Allein darauf können wir hier nicht weiter eingehen.

16. Es ist klar, daß die entwickelte Auffassung noch der Ausführung und Ergänzung am ganzen Problem- und Tatsachenmaterial des Geld- und Bankwesens bedürfte. Im Rahmen dieser Arbeit kann ihr dieses Recht nicht werden. Wir haben hier nur das Prinzip der Sache klarzulegen und können auf das weite Gebiet, das sich vor uns eröffnet, nicht eingehen. Weder die Einzelheiten der Zusammenhänge zwischen Zins und Goldreserven, noch auch die Einzelheiten der Zusammenhänge zwischen Wechselkurs und Zins, noch der Einfluß der Geldverfassungen auf den Zins und die durch alles das bedingten Differenzen zwischen den Zinsraten einzelner Länder können hier diskutiert werden, ohne die Grundlinien unseres Gedankengangs zu verwischen. Alle diese Dinge rücken, wenn unsere Auffassung richtig ist, in viel größere Nähe der reinen Theorie und können nicht mehr wie bisher einer empirischen Spezialdisziplin überlassen bleiben. Aber unser Weg ist lang und steinig genug, auch ohne daß wir uns bei jedem Ausblick auf das Durchstreifen alles Landes einlassen, das wir sehen. Übrigens bietet das Gesagte alles, was für Anwendungen im einzelnen nötig ist.

Natürlich ergeben sich aus unserm Gedankengang auch die Bewegungsgesetze des Zinses und Regeln für die wirtschaftliche Deutung seines niedrigen und seines hohen Standes. Auch dieses Thema, das die meisten praktischen Resultate unsres Gedankengangs umschließt, kann nur angedeutet werden. Unter sonst gleichen Umständen³⁷ steigt und fällt der Zins mit dem Unternehmergewinn. Der Unternehmergewinn ist ja seine Quelle und deren Veränderungen ziehen unmittelbar durch das Medium des Steigens und Fallens der Nachfrage nach Kaufkraft gleichgerichtete Veränderungen des Zinses nach sich. Selbstverständlich haben anderweitige Kreditbedürfnisse dieselbe Wirkung. Und diese Sätze umspannen den Kern der Sache. In zweiter Linie kommt der Zusammenhang zwischen dem Zins und den Güterpreisen in Betracht. Hier ist das Wesentliche, daß im allgemeinen die Steigerung der Unternehmertätigkeit zugleich mit einer Erhöhung des Zinsfußes ein Steigen aller Güterpreise, zunächst der

³⁷ Freilich sind die Umstände nie gleich. Und eine erschöpfende Untersuchung müßte Vieles, z. B. währungspolitische und staatsfinanzielle Momente berücksichtigen, die in unserm Bild fehlen müssen.

Preise der benötigten Produktionsmittel, dann der Preise der von deren Besitzern vorzüglich verlangten Güter und schließlich aller Preise überhaupt, herbeiführt. Aber umgekehrt hat ein Steigen der Güterpreise einen Einfluß auf den Zins, nur daß man nicht allgemein angeben kann, nach welcher Richtung dieser Einfluß im einzelnen Fall wirkt. Ein Steigen der Preise macht ein größeres Kapital für die Unternehmer nötig. Das ist sicher. Wenn also die geplanten Unternehmungen trotz einer Preissteigerung durchgeführt werden, so wirkt dieselbe sicher zinserhöhend. Allein es werden dann eben sehr oft nicht alle geplanten Unternehmungen durchgeführt werden. Die Preissteigerung kann manche oder selbst die meisten unmöglich, unrentabel machen. Dann kann nach der Preissteigerung von den Unternehmern weniger Kapital verlangt werden als ohne sie verlangt worden wäre, und in diesem Fall würde eine Preiserhöhung auf den Zins drücken.

Demgemäß werden wir im allgemeinen sagen, daß der Hochstand des Zinses ein Zeichen volkswirtschaftlicher Prosperität ist. Abgesehen von den Fällen primitiver oder verfallender Volkswirtschaften, in denen es vornehmlich Konsumtivzins gibt, ist jedenfalls das Steigen des Zinses die unmittelbare Konsequenz volkswirtschaftlichen Aufschwungs. Der Umstand, daß ein solcher Aufschwung zu Vermögensbildung und vermehrtem Kaufkraftangebot führt, ändert nichts daran. Er ändert vor allem nichts an der momentanen Lage, weil er sich nur langsam geltend ma'cht. Er ändert aber auch, wenn er sich einmal geltend gemacht hat, nicht allzuviel an unserm Satz, da wir gesehen haben, daß im Falle der Kaufkraft jedes noch so große Angebot bald von der Nachfrage überflügelt werden muß. Wenn in hochentwickelten Volkswirtschaften der Zins meist viel niedriger steht als in weniger entwickelten, so kommt das von dem viel geringem Risiko und der ausgebildeten Technik in den erstem. Wir werden in einem relativ zu den Verhältnissen einer konkreten Volkswirtschaft niedrigen Kapitalzins zwar im allgemeinen ein Symptom des Reichtums, zugleich aber auch ein Symptom wenn nicht des Stillstands, so doch schwacher Weiterentwicklung sehen. Aber wie ein Symptom lebendiger Entwicklung ist ein hoher Zinsstand zugleich eine Bremse dafür. Und aus diesem Doppelcharakter erklären sich die verschie-

denen Beurteilungen, die er in der praktischen und der wissenschaftlichen Diskussion findet.

Mögen diese Bemerkungen genügen, um dem Leser zu zeigen, daß wir mit Hilfe unsrer Theorie tief in das Getriebe des geschäftlichen Lebens eindringen können. So unvollständig unsre Ausführungen auch sind und so vieler Präzisierungen und Modifikationen sie auch bedürften, der Leser findet in ihnen, so glaube ich, doch alle Elemente zum Verständnis desjenigen Teils der wirtschaftlichen Erscheinungen, der einer klaren wissenschaftlichen Erfassung bisher die meisten Schwierigkeiten gemacht hat. Ich habe nur noch eines hinzuzufügen: Ich wollte das Zinsphänomen erklären, aber ich wollte das Zinseinkommen nicht rechtfertigen. Der Zins ist nicht, wie etwa der Unternehmergewinn, eine selbständige Frucht der Entwicklung im Sinn von einer Prämie für ihre Errungenschaften, wenn er sich auch nur in der Entwicklung zeigt. Er ist vielmehr eher eine Bremse — allerdings eine in der Verkehrswirtschaft notwendige Bremse — der Entwicklung, eine Art von „Steuer auf den Unternehmergewinn“. Sicher reicht das nicht etwa aus, um ihn zu verurteilen, auch dann nicht, wenn man Verurteilung oder Billigung der Dinge zu den Aufgaben unsrer Wissenschaft rechnet. Dem verurteilenden Verdikt könnte die Wichtigkeit der Funktion des „Ephors der Volkswirtschaft“ und ferner unser Resultat entgegengehalten werden, daß der Zins nur dem Unternehmer, nicht auch andern Wirtschaftssubjekten — abgesehen vom Falle des Konsumtivkredits, auch des „produktiven Konsumtivkredits“ — etwas entzieht, was ihnen sonst zufallen würde. Aber doch wird jener Umstand zusammen mit der Tatsache, daß die Zinserscheinung nicht allen Wirtschaftsformen eigen ist, stets bewirken, daß der Kritiker der sozialen Verhältnisse am Zins mehr als an irgend etwas anderm zu mäkeln finden wird. Ich wünsche das selbst hervorzuheben. Denn je weniger mich andre Ziele als die wissenschaftliche Wahrheit kümmern, um so mehr muß ich danach streben, diese Gleichgültigkeit auch durch die Tat zu beweisen. Deshalb sage ich denn, daß der Zins nur Konsequenz einer besondern Methode der Durchsetzung neuer Kombinationen ist, und daß diese Methode viel leichter geändert werden kann als die andern fundamentalen Institutionen der Konkurrenzwirtschaft.

Sechstes Kapitel.

Der Zyklus der Konjunktur.

Vorbemerkung: Weniger noch als die vorgetragenen Theorien der Unternehmerfunktion, des Kredits, des Kapitals, des Geldmarktes, des Unternehmergewinns, des Zinses kann die nun folgende Theorie der Krisen, richtiger der periodischen Konjunkturschwankungen („Wechselagen“ nach Spiethoffs Ausdruck) den Anspruch erheben eine befriedigende Darstellung ihres Themas zu sein. Dazu wäre heute mehr denn je eine umfassende Verarbeitung des gewaltig angewachsenen Materials, die Ausarbeitung einer Fülle von Einzeltheorien jedes der Konjunkturindices und ihrer aller Verhältnis zueinander nötig. Meine Arbeit in dieser Richtung ist Torso, das Versprechen erschöpfender Erörterungen ist unerfüllt geblieben¹ und muß nach meinem Arbeitsplan noch lange unerfüllt bleiben. Trotzdem lege ich das Kapitel in zwar völlig, aber nur darstellerisch veränderter Gestalt wieder vor. Nicht nur deshalb, weil es seinen Platz in der Krisenforschung nun einmal hat, sondern auch weil ich es noch immer für richtig halte, meine, daß es zwar nur den Beitrag des Gedankengangs dieses Buches zum Thema enthält, daß aber dieser Beitrag das Wesen der Sache gibt, und daher bereit bin, Kritik auf Grundlage dieses Kapitels zu akzeptieren.

¹ Seither habe ich, abgesehen von der Abhandlung in der Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, 1910, über den Gegenstand veröffentlicht: „Die Wellenbewegung des Wirtschaftslebens“, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 1914. Nach dieser Abhandlung wird meine Krisentheorie vornehmlich zitiert, so wurde sie auch 1914 in einem Vortrag an der Harvard Universität dargestellt, und hier wurde nach Formulierung und Tatsachengrundlage — aber ohne irgendeine wesentliche Änderung — immerhin ein Schritt über dieses Kapitel hinaus getan. Ferner: „Kreditkontrolle“, ebenda 1925, wo es sich jedoch in erster Linie um andre Dinge handelt, und: „Oude en nieuwe Bankpolitiek“ in den Economisch-Statistischen Berichten, Rotterdam 1926, welche Reihe jedoch ebenfalls die Grundfrage nur streift. Ausführlich habe ich diese in einer Vorlesung an der Handelshochschule in Rotterdam im Jahre 1925 dargestellt.

Das Studium der Einwendungen, die mir bekannt geworden sind, hat mich in meiner Überzeugung befestigt. Nur zwei will ich erwähnen. Da ist zunächst die Einwendung, meine Theorie sei lediglich eine „Psychologie der Krisen“. Diese Einwendung ist von kompetentester und von mir hochgeschätzter Seite so urban vorgebracht worden, daß ich ihren wahren Inhalt selbst schärfer formulieren muß, wenn der Leser sehen soll, worum es sich dabei handelt. „Krisenpsychologie“ bedeutet nämlich etwas ganz Bestimmtes und Andres, als z. B. „Wertpsychologie“: Sie bedeutet die Darstellung jener tragisch-komischen Verirrungen der geängstigten Geschäftswelt, die wir bei jeder Krise beobachten und besonders beobachteten. Als Krisentheorie wäre sie also entweder die Basierung einer wissenschaftlichen Erklärung auf offenbare Begleit- und Folgeerscheinungen (Panik, Pessimismus, Richtungslosigkeit) oder, nur um einen Grad weniger schlimm, auf vorhergehende „Haussestimungen“, „Gründungsfieber“ usw. Eine solche Theorie ist leer, eine solche Erklärung erklärt nichts. Aber so liegt mein Fall nicht: Nicht nur spreche ich überall von äußerem Verhalten, so daß „Psychologie“ in meinem Gedankengang nur in einem Sinn gefunden werden kann, in welchem sie in jeder, und sei es der „objektivsten“, Behauptung über wirtschaftliches Geschehen impliziert wäre, sondern ich erkläre — ob nun sachlich zutreffend oder nicht — das Phänomen des Konjunkturreinwechsels lediglich aus einem objektiven, automatisch abrollenden Zusammenhang, nämlich aus der Wirkung der neu auftretenden Unternehmungen auf die Lebensbedingungen der vorhandenen, welcher Zusammenhang aus den im zweiten Kapitel dargelegten Tatsachen folgt.

Da ist sodann die Einwendung, die in Loewes Formulierung lautet: Meine Theorie erkläre die Periodizität der Krisen nicht². Diese Einwendung verstehe ich nicht. Mit „Periodizität“ kann man zwei Dinge meinen. Einmal die bloße Tatsache, daß jedem „Aufschwung“ eine „Depression“ folgt, jeder „Depression“ ein „Aufschwung“. Das aber „erklärt“ meine Theorie doch. Sodann die konkrete Länge des Zyklus: Das aber kann keine Theorie ziffernmäßig erklären, weil das natür-

² In der Festschrift für Brentano 1925, II, S. 351.

lich immer von den konkreten Daten des Einzelfalls abhängt. Eine allgemeine Antwort aber gibt meine Theorie: Der Aufschwung findet sein Ende und die Depression tritt ein nach Ablauf jener Zeit, die verstreichen muß bis die Produkte der neuen Unternehmungen auf dem Markt erscheinen können. Und neuer Aufschwung folgt auf die Depression, wenn der Resorbierungsprozeß des Neuen beendet ist.

Aber Loewe meint etwas, worauf ich in der Fassung Emil Lederers antworten möchte³. Meine Betrachtung sei „nicht befriedigend, weil sie gar nicht zu erklären versucht, wieso die Unternehmer periodisch, gleichsam in Schwärmen auftreten, welches die Bedingungen sind, unter denen sie auftreten können, und ob sie immer dann auftreten werden, und warum, wenn die Bedingungen für sie günstig sind?" Nun mag man behaupten, ich hätte das „schwarmweise" Auftreten der Unternehmer, welches mit seinen Folgeerscheinungen die einzige Ursache der Aufschwungsperioden ausmacht, unzutreffend erklärt. Daß ich aber gar nicht versucht hätte, es zu erklären — wo doch mein ganzer Gedankengang darauf abzielt — scheint mir nicht haltbar zu sein. Die Bedingungen, unter denen Unternehmer auftreten können — abgesehen von den allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen der Konkurrenzwirtschaft — ergeben sich aus dem zweiten Kapitel und lassen sich kurz und unvollkommen formulieren als: Vorhandensein privatwirtschaftlich vorteilhafter „neuer Möglichkeiten" — eine Bedingung, die immer erfüllt sein muß — beschränkte Zugänglichkeit derselben infolge der dazu nötigen Eignungen⁴ — hier könnte man ruhig hinzufügen: und äußerer Umstände — und eine Lage der Volkswirtschaft, die halbwegs verlässliche Kalkulation gestattet. Warum die Unternehmer unter diesen Bedingungen auftreten, ist, wenn man die in unserm Begriff des Unternehmers liegenden Voraussetzungen festhält, nicht problematischer, als daß der „Wirt schlechtweg" nach einem Gewinn greift, wenn dieser ihm unmittelbar vor Augen steht.

Nun möchte ich ohne kritische Absicht und lediglich, um das Vorzutragende sich schärfer abheben zu lassen, meine Theorie mit der

³ Vgl. seine hervorragende Arbeit: Konjunktur und Krisen im Grundriß der Sozialökonomik, IV/i, S. 368.

⁴ Die neue Formulierung im II. Kapitel klärt wohl auch das Bedenken Lowes auf, das er mit dem Begriff des „halbstatischen" Wirtes ausdrückt.

weitaus vollkommensten Leistung dieses Gebiets vergleichen — so wenig sie sich mit dieser an Gründlichkeit und Vollendung vergleichen läßt — mit der von Spiethoff⁵. Gemeinsam ist der — von Juglar stammende — Gesichtspunkt, von dem aus die Wellenbewegung der Konjunkturen und nicht die „Krise“ als das Wesentliche erscheint. Übereinstimmung besteht in der Auffassung — deren Begründung bei mir sich nicht aus diesem Kapitel allein, sondern vor allem aus dem zweiten ergibt —, daß die „Wechsellagen“ (Spiethoff) die Form der wirtschaftlichen Entwicklung des Kapitalismus sind. Übereinstimmung daher auch in der Ansicht, daß vollentwickelter Kapitalismus historisch erst von der Zeit an zu datieren ist, in der zuerst und zweifellos solche Wechsellagen zu beobachten sind (nach Spiethoff also in England — zweifelsfrei — erst von 1821 an, in Deutschland seit den Vierzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts). Übereinstimmung weiters darin, daß die Ziffer des Eisenverbrauchs der beste Index der Konjunktur ist: d. h. dieser von Spiethoff entdeckte und ausgearbeitete Index wird von mir — der ich keinerlei Leistung in dieser Richtung aufzuweisen habe — als der richtige auch vom Standpunkt meiner Theorie anerkannt. Übereinstimmung besteht darin, daß der Kausalnexus zunächst bei den Ertragsgütern einsetzt, die „mit Kapital gekauft“ werden, und der Aufschwung sich vor allem in der Produktion von Anlagen verwirklicht (Fabriken, Bergwerken, Schiffen, Eisenbahnen usw.). Übereinstimmung endlich in der Auffassung, daß, um mit Spiethoff zu sprechen, der Aufschwung dadurch entsteht, „daß mehr Kapital angelegt“, in neuen Betrieben fixiert wird, und daß sich der Impuls von da über die Märkte der Rohstoffe, der Arbeit, der Einrichtungsgegenstände usw. verbreitet. Auch unter „Kapital“ verstehen wir beide in dem hier wichtigen Belang dasselbe, nur daß bei mir die Kaufkraftschaffung im Sinne meiner ganzen Konstruktion eine prinzipielle Rolle spielt, die ihr bei Spiethoff fehlt. Soweit hätte ich nur hinzuzufügen, daß ich für die — offenbar wesentliche — Tatsache,

⁶ Vgl. seine neueren Darstellungen, vor allem den Artikel „Krisen“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, aber auch die Darstellung im Hamburger Wirtschaftsdienst 1926, erstes Heft, und seinen Vortrag: „Moderne Konjunkturforschung“ vor den „Freunden und Förderern der Universität Bonn“.

Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 4. Aufl.

die als Problem erscheint, wenn man bei der Erklärung der Aufschwungserscheinung nicht schon vorhergehende Stockung und durch sie geschaffene besonders günstige Situationen supponiert, nämlich für das massenhafte Auftreten der Kapitalanlage, bzw. der neuen Unternehmungen, deren Auftreten a priori als gleichmäßig in der Zeit verteilt angenommen werden müßte, einen Erklärungsgrund vortrage, den Spiethoff nicht verwendet. Spiethoffs Schema des „Musterkreislaufs“ akzeptiere ich.

Die Unterschiede liegen in der Erklärung der Umstände, die dem Aufschwung ein Ende bereiten und die Depression herbeiführen. Dieser Umstand ist bei Spiethoff die Übererzeugung an „Kapitalgütern“ in bezug einerseits auf das vorhandene Kapital, andererseits auf die effektive Nachfrage. Als Beschreibung des Sachverhalts könnte ich auch das noch akzeptieren. Aber während Spiethoffs Theorie sich nun in diesem Moment verankert und uns verständlich zu machen sucht, welche Umstände die Produzenten z. B. von Fabriksarmaturen, von Baustoffen usw. veranlassen, periodisch über die jeweils vorhandene Aufnahmefähigkeit ihrer Märkte hinauszugreifen, so sucht meine Theorie den Sachverhalt in der Weise zu erklären, die man im folgenden findet und die sich kurz zusammenfassen läßt in die Worte: Wirkung des (in diesem Stadium bereits erklärten) massenweisen Auftretens neuer Unternehmungen auf die Lebensbedingungen der alten und auf den eingelebten Zustand der Volkswirtschaft, unter Berücksichtigung der (im zweiten Kapitel) begründeten Tatsachen, daß das Neue in der Regel nicht aus dem Alten herauswächst, sondern neben das Alte tritt und es niederkonkurriert und alle Verhältnisse so ändert, daß ein besondrer „Einordnungsprozeß“ nötig wird — Unterschiede, die nähere Erörterung noch weiter reduzieren würde.

Unmöglich war es, meine alte Darstellung kurz zu halten und doch hiefest zu machen. Lieber kürzte ich noch weiter, um den Grundgedanken schärfer hervortreten zu lassen. Aus dem gleichen Grund nummeriere ich seine Schritte. Punkt „i“ ist eine wenig flüssige Hinleitung zum entscheidenden Phänomen der „Wellenbewegung“, schien mir aber trotzdem nicht entbehrlich.

I. Geht nun diese ganze Entwicklung in ungebrochener Kontinuität vor sich, gleicht sie der allmählichen, organischen Entfaltung eines Baumes in Stamm und Krone? Die Erfahrung verneint diese Frage. Es ist eine Tatsache, daß diese Hauptbewegung der Volkswirtschaft nicht stetig und ungestört verläuft. Gegenbewegungen, Rückschläge, Vorfälle der verschiedensten Art treten auf, welche diesen Zug der Entwicklung hemmen, Zusammenbrüche des volkswirtschaftlichen Wertsystems, welche eine solche Entfaltung stören. Wir können von einer bestimmten Linie der Entwicklung sprechen, deren Gestalt sich aus der Theorie gewinnen ließe. Aber die wirkliche Entwicklung springt, wie die Erfahrung lehrt, mitunter von dieser Linie ab. Woher kommt das? Hier sind wir bei einem neuen Probleme, wir wollen es in der folgenden Weise instruieren.

Wäre dieses Abspringen der Volkswirtschaft von jener Linie der Entwicklung, die wir nun erklären könnten, selten, so läge darin kaum ein Problem, das die Aufmerksamkeit des Nationalökonomen besonders in Anspruch nehmen würde. Auch in der entwicklungslosen Wirtschaft kann der einzelne von Unglücksfällen betroffen werden, die für ihn sehr ernst sein mögen, ohne daß für die Theorie ein Grund vorläge, solche Erscheinungen weiter zu verfolgen. Ebenso würden Ereignisse, die etwa die wirtschaftliche Entwicklung eines ganzen Volkes vernichten, dann keiner allgemeinen Untersuchung bedürfen, wenn sie selten wären, wenn man sie als vereinzelte Unglücksfälle auffassen könnte. Aber die „Gegenbewegungen“ und „Rückschläge“, von denen wir hier sprechen, sind häufig, so häufig, daß sie schon deshalb allein als unentrinnbar und unvermeidlich betrachtet werden könnten. Sie sind so häufig, daß sich gleich der ersten Betrachtung so etwas wie eine notwendige Periodizität der Zusammenbrüche aufdrängt. Das macht es, wenn nicht prinzipiell, so doch praktisch unmöglich, von dieser Klasse von Erscheinungen zu abstrahieren.

Wäre ferner die Sache so, daß, nachdem ein solcher Rückschlag überwunden ist, die frühere Entwicklung wieder an dem Punkte einsetzt, an dem sie vor seinem Eintritte angelangt war, dann wäre die prinzipielle Bedeutung desselben nicht allzu groß. Man könnte sagen, daß man alle wesentlichen Tatsachen der Entwicklung erfaßt habe,

auch wenn man jene störenden Vorfälle selbst nicht erklären kann oder einfach von ihnen absieht. Allein das ist nicht der Fall. Jene „Gegenbewegungen“ hemmen die Entwicklung nicht bloß, sie machen dieser Entwicklung ein Ende. Eine Menge von Werten wird vernichtet, die Grundbedingungen und Voraussetzungen der Pläne der leitenden Männer der Volkswirtschaft werden verändert. Die Volkswirtschaft bedarf einer Rallierung, bevor es wieder vorwärts gehen kann, ihr Wertsystem einer Reorganisation. Und die Entwicklung, die dann wieder einsetzt, ist eine neue, nicht einfach die Fortsetzung der alten: Wohl lehrt die Erfahrung, daß sie sich im großen und ganzen in ähnlicher Richtung bewegen wird, wie die frühere, aber die Kontinuität des Planes ist unterbrochen⁶. Von andern Voraussetzungen und teilweise von andern Leuten geht die neue Entwicklung aus, viele alte Hoffnungen und Werte sind für immer begraben, ganz neue entstanden. Empirisch mag sich dann ergeben, daß die großen Linien aller dieser Teilentwicklungen, die zwischen den „Rückschlägen“ liegen, alle mit einer großen Gesamtkontur der Entwicklung zusammenfallen, theoretisch aber können wir nicht ohneweiters bloß die Gesamtkontur beachten wollen. Ebensowenig wie die Unternehmer das Stadium des Rückschlages überspringen und ihre Pläne in die nächste Teilentwicklung hinüberretten können, ebensowenig kann die Theorie das tun, ohne die Fühlung mit den Tatsachen völlig zu verlieren. Diese beiden Umstände erklären es, daß man alle jene Erscheinungen, die das Gemeinsame haben, die wirtschaftliche Entwicklung in der angedeuteten Weise zu beeinflussen, alle jene Gegenbewegungen, Rückschläge, Zusammenbrüche in eine Klasse zusammengefaßt und sich die Frage gestellt hat, ob dieselben aus Ursachen entspringen, die der Wirtschaft oder einer besondern Form derselben inhärent sind oder nicht. Diese Klasse von Erscheinungen nennt man Krisen, jene Frage das Krisenproblem.

Diese Klasse von Erscheinungen, die sich scharf von den andern Phänomenen der Entwicklung abheben und in einem gewissen Gegensatz zu denselben zu stehen scheinen, haben wir nun zu untersuchen. Zunächst gilt es das Wesen dieser Erscheinungen zu erfassen; so-

⁶ Immer weniger natürlich, je mehr die Vertrustung fortschreitet.

dann werden wir uns zu fragen haben, ob ihnen gemeinsame Merkmale eigen sind, die uns gestatten, einen auf viele oder alle Fälle von Krisen passenden Typus festzustellen; endlich werden wir zu entscheiden suchen, welches die Ursachen des so festgestellten Typus sind und namentlich, ob sich solche Krisen notwendig aus dem Wesen der wirtschaftlichen Entwicklung ergeben oder nicht.

Von vornherein bestellen die folgenden Möglichkeiten: Erstens: Die Krisen können eine einheitliche Erscheinung sein oder nicht. Die eigentümlichen Zusammenbrüche der Entwicklung, die wir aus der Erfahrung kennen und als Krisen bezeichnen, erscheinen schon der naiven Betrachtung stets als Formen ein und desselben Phänomens. Allein diese Einheitlichkeit der Krisenerscheinung geht doch wohl zunächst nicht weit. Sie liegt vielmehr zunächst nur in einer Ähnlichkeit der Wirkungen auf die Volkswirtschaft und auf den Einzelnen und sodann in der Tatsache, daß gewisse, Ereignisse bei den meisten Krisen vorzukommen pflegen. Solche Wirkungen und solche Ereignisse aber würden bei den verschiedensten äußern und innern Störungen des Wirtschaftslebens eintreten und beweisen noch nicht, daß bei Krisen stets dasselbe Phänomen vorliegt. Tatsächlich werden ja auch verschiedene Arten und Ursachen von Krisen unterschieden. Und nichts berechtigt uns zunächst anzunehmen, daß die Krisen mehr miteinander gemein haben, als jenes Moment, von dem wir ausgingen, nämlich, daß sie alle Ereignisse sind, die der bisherigen wirtschaftlichen Entwicklung Halt gebieten.

Zweitens: Ob einheitliche Erscheinungen oder verschiedene, die Krisen können sich rein wirtschaftlich erklären lassen oder nicht. Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß die Krisenerscheinung wesentlich in die Sphäre der Wirtschaft gehört. Aber es ist keineswegs sicher, daß sie zum Wesen der Wirtschaft oder selbst nur irgendeiner Wirtschaftsform gehört in dem Sinne, daß sie mit Notwendigkeit aus dem Wirken der sich selbst überlassenen Faktoren der Wirtschaft sich ergäbe. Vielmehr wäre es ganz wohl möglich, daß die eigentlichen Ursachen der Krisen außerhalb der Sphäre des Reinwirtschaftlichen lägen, daß also die Krisen Folgen von Störungen des Wirtschaftslebens wären, die von außen her in dasselbe hineinwirken. Die Häufigkeit und selbst die oft behauptete Regelmäßigkeit

der Krisen wäre an sich kein entscheidendes Argument, da es sich ja ohneweiters begreifen läßt, daß solche Störungen im praktischen Leben oft vorkommen müssen. Die Krise wäre dann einfach der Prozeß, durch den sich das Wirtschaftsleben neuen Bedingungen anpaßt.

Bezüglich des ersten Punktes können wir zunächst das eine sagen: Spricht man überall dort von Krisen, wo hinlänglich große Störungen des sonst zu erwartenden Verlaufes der wirtschaftlichen Entwicklung eintreten, so gibt es kein allgemeines Merkmal derselben, das über die Tatsache dieser Störung hinausginge. Momentan empfiehlt es sich, den Begriff der Krisen so weit zu fassen, was ja durchaus nicht ohne Beispiel ist. Die wirtschaftlichen Vorgänge zerfielen danach in drei verschiedene Klassen: In die Vorgänge des Kreislaufs, in die Vorgänge des Entwicklungsprozesses und in Vorgänge, welche dessen ungestörten Gang verhindern. Dieses Arrangement ist keineswegs wirklichkeitsfremd. Wir können alle drei Klassen im praktischen Leben deutlich auseinanderhalten. Erst eine nähere Analyse ergibt dann, ob eine derselben in eine der beiden andern fällt.

Unsere Behauptung wird bewiesen durch die Geschichte des Krisenphänomens. Solche Störungen des Wirtschaftsverlaufes sind schon an allen denkbaren Stellen des Wirtschaftskörpers ausgebrochen. Außerdem auch an jeder einzelnen Stelle in sehr verschiedener Weise. Bald tritt die Störung auf Seite des Angebots, bald auf der der Nachfrage auf. Im erstem Falle bald in der technischen Produktion, bald auf dem Markte oder im Systeme der Kreditbeziehungen. In letzterem Falle bald durch Veränderung der Richtung der Nachfrage (z. B. Modewechsel), bald durch Veränderung der Kaufkraft der bisher Nachfragenden. Meist leiden die verschiedenen industriellen Gruppen nicht in gleicher Weise, aber oft die eine Industrie mehr, oft die andre. Mitunter ist die Krise durch einen Zusammenbruch des Kreditsystems charakterisiert, der besonders auf die Kapitalisten ausgeht, mitunter leiden besonders die Arbeiter oder die Grundeigentümer. Auch die Unternehmer können in sehr verschiedener Weise beteiligt sein, obgleich sie noch am ehesten in prinzipiell uniformer

— wenn auch nach Branchen verschiedener — Art in Mitleidenschaft gezogen werden.

Mehr Erfolg scheint auf den ersten Blick der Versuch zu versprechen, das Gemeinsame der Krisen in ihrer Erscheinungsform zu suchen. Tatsächlich hat wohl dieses Moment vor allem zu der populären und wissenschaftlichen Überzeugung geführt, daß man bei Krisen immer eine und dieselbe Erscheinung vor sich habe. Allein man überzeugt sich leicht, daß diese äußern Merkmale, nach denen man zunächst greifen möchte, weder allen Krisen gemein noch für dieselben wesentlich sind, soweit sie eben über das eine Moment der Störung der Entwicklung hinausgehen. So liegt z. B. das Moment der „Panik“ sehr nahe. Es war ein hervorstechender Zug namentlich der Krisen früherer Zeit, daß sie zu solchen Paniken führten. Aber Paniken gibt es auf den Märkten auch sonst, ohne daß es jedesmal zu einer Krise käme. Und sodann gibt es auch Krisen ohne eigentliche Paniken. Keinesfalls steht die Intensität der Panik notwendig im Verhältnis zur Bedeutung der Krise. Endlich ist hier auf ein Moment zu verweisen, das bei der Untersuchung des Krisenphänomens überhaupt sehr wichtig ist. Die Paniken, die wir so oft beobachten, sind, viel mehr als Ursachen, die Folge des Ausbruches von Krisen. Das letztere gilt auch von Schlagworten wie „Spekulationsfieber“, „Überproduktion“⁷ usw. Ist die Krise ausgebrochen, hat sich die gesamte Lage der Wirtschaft verändert, so kann dann manche Spekulation als sinnlos und fast jede produzierte Gütermenge als zu groß erscheinen, obgleich beide der Sachlage vor dem Ausbruche der Krise völlig entsprachen. Jede Störung der Entwicklung muß wirtschaftliche Maßregeln desavouieren, und deshalb läge in diesen Momenten selbst dann kein weitergehendes Merkmal der Krisen, wenn dieselben strikte allgemein wären. Vom Zusammenbrechen einzelner Wirtschaften, von dem Verfehlen des richtigen Verhältnisses zwischen den einzelnen Zweigen der Produktion, von der Inkongruenz von Produktion und Konsum und andern solchen Momenten läßt sich dasselbe sagen. Daß es ein befriedigendes Kriterium der Krisen in diesem Sinne nicht gibt, zeigt ja auch die Tatsache, daß in der

⁷ Womit wir hier nicht die ausgearbeiteten Überproduktionstheorien, «ondern nur den populären Hinweis auf dieses Moment meinen.

deskriptiven Literatur des Gegenstandes wohl stets eine gewisse Anzahl von Krisen wiederkehrt, aber darüber hinaus die einzelnen Aufzählungen von Krisen nicht miteinander übereinstimmen.

Wir kommen nun zu der andern Frage, ob die Krisen nicht wenigstens alle rein wirtschaftliche Erscheinungen seien, d. h. ob sie sich mit allen Ursachen und Wirkungen von den durch das Studium der Wirtschaft gegebenen Erklärungsmomenten aus erfassen lassen. Man sieht leicht, daß das nicht immer und nicht notwendig der Fall ist. Ohneweiters wird man zugeben, daß z. B. der Ausbruch eines Krieges Störungen hervorrufen kann, die groß genug sind, um von einer Krise sprechen zu können. Allerdings ist das keineswegs die Regel. Die großen Kriege des neunzehnten Jahrhunderts z. B. haben meist nicht unmittelbar zu Krisen geführt. Aber der Fall ließe sich denken. Nehmen wir an, es werde ein Inselvolk, das in regem Verkehre mit andern Nationen steht und dessen Wirtschaft in kräftiger Entwicklung in unserm Sinne begriffen ist, durch eine feindliche Flotte von der Außenwelt abgeschnitten. Ein- wie Ausfuhr stauen sich, das Preis- und Wertsystem wird erschüttert, Verpflichtungen können nicht eingehalten werden, die Ankerkette des Kredits reißt — das alles ist denkbar, ist tatsächlich vorgekommen und stellt gewiß eine Krise dar. Und diese Krise läßt sich rein wirtschaftlich nicht erklären, da ihre Ursache, der Krieg, ein der Wirtschaft fremdes Moment ist. Durch das Hereinwirken dieses Fremdkörpers in die Sphäre der Wirtschaft ist die Krise entstanden und zugleich erklärt. Solche äußere Momente erklären Krisenerscheinungen sehr oft⁸. Ein wichtiges Beispiel sind Mißernten, welche offenbar Krisen hervorrufen können und bekanntlich sogar Grundlage einer allgemeinen Krisentheorie geworden sind.

Aber selbst Umstände, die dem wirtschaftlichen Leben nicht so sehr als äußere Mächte gegenüberstehen, wie Kriege oder meteorologische Verhältnisse, müssen vom Standpunkte reiner Theorie als Einwirkungen von außen und daher prinzipiell als zufällig ange-

⁸ Nicht nur die krisenähnlichen Erscheinungen beim Ausbruch des Weltkriegs gehören hierher, sondern auch die Nachkriegskrisen aller Länder, deren Wesen übrigens mit dem Schlagwort „Stabilisierung“- bzw. „Deflationskrisen“ nicht erschöpfend wiedergegeben ist.

sehen werden. Um ein Beispiel anzuführen: Die plötzliche Aufhebung von Schutzzöllen kann eine Krise verursachen. Gewiß ist eine solche handelspolitische Maßregel ein wirtschaftliches Ereignis. Aber wir können nichts Exaktes über seinen Eintritt aussagen. Nur seine Wirkungen könnten wir untersuchen, im übrigen jedoch ist es vom Standpunkte der Gesetze der sich selbst überlassenen Wirtschaft eben eine Einwirkung von außen, wie es alle bewußten Eingriffe einer Gewalt sind, die über den einzelnen Wirtschaftssubjekten steht. Es gibt also Krisen, die in unserm Sinne keine rein wirtschaftlichen Phänomene sind. Und weil sie es nicht sind, so können wir eben, vom Standpunkte des Beiwirtschaftlichen, nichts Allgemeines über ihre Ursachen aussagen. Sie müssen uns, als Theoretikern, als unglückliche Zufälle gelten, sie müssen uns im übrigen gleichgültig sein.

Es erhebt sich nun die Frage: Gibt es denn überhaupt rein wirtschaftliche Krisen in unserm Sinne, Krisen, die ohne solche fremde Veranlassung auftreten würden, von der wir soeben Beispiele anführten? In der Tat, es ließe sich sehr gut die Ansicht denken, daß Krisen stets durch äußere Umstände bewirkt werden, die es mit sich bringen, daß die Bedingungen, mit denen die Unternehmer rechneten, nicht länger standhalten. Viele Nationalökonomien sind wirklich dieser Ansicht. Und dieselbe ist unzweifelhaft sehr plausibel. Ist sie richtig, dann gibt es keine eigentliche ökonomische Krisentheorie, dann können wir nichts andres tun als eben diese Tatsache feststellen oder höchstens noch versuchen, jene äußern Veranlassungen der Krisen anzugeben — so wie das z. B. Jevons versucht hat.

Ehe wir unsre Frage beantworten, müssen wir eine besondere Art von Krisen abscheiden. Nehmen wir an, die industrielle Entwicklung eines kleinen und armen Landes werde von einem andern, kapitalreichen Lande aus finanziert. Nehmen wir weiter an, es entstehe nun in dem letztern eine kräftige Entwicklung, die dem Kapitale lohnendere Beschäftigung bietet, wie die, die es bisher in dem erstem gefunden hat. Dann wird die Tendenz bestehen, das Kapital aus seinen bisherigen Anlagen herauszuziehen. Wenn das schnell und rücksichtslos geschieht, so kann es, wie man leicht sieht, in dem einen Lande zu einem Zusammenbruche, zu einer Krise kommen. Dieses Beispiel soll zeigen, daß rein wirtschaftliche Ursachen in

einem Wirtschaftsgebiete Krisen in einem andern hervorrufen können. Die Erscheinung ist häufig und allgemein bekannt. Natürlich kann sich dasselbe nicht nur zwischen verschiedenen Ländern, sondern auch zwischen verschiedenen Teilen eines Landes und endlich unter Umständen auch innerhalb eines Wirtschaftsgebietes zwischen verschiedenen Branchen der Industrie zutragen. Daß ferner auch eine einmal irgendwo ausgebrochene Krise meist andre nach sich zieht, weiß jedermann. Es fragt sich nun: Haben wir in solchen Erscheinungen rein wirtschaftliche Krisen vor uns, wie wir sie suchen? Die Antwort lautet verneinend. Die Wirtschaftsverhältnisse anderer Gebiete sind für jede Volkswirtschaft Data ihrer Entwicklung und können als Erklärungsgründe für Erscheinungen innerhalb derselben nur die gleiche Rolle spielen wie außerwirtschaftliche Momente. Sie sind für jede Volkswirtschaft Zufälle und es wäre müßig, ein allgemeines Gesetz solcher Krisen finden zu wollen. Man müßte, wenn es keine andre Art von Krisen gäbe, einfach erklären, daß das Wirtschaftsleben im Prinzipie krisenlos sei, und daß trotzdem vorkommende Krisen Unglücksfälle sind. Die Entwicklung an sich enthielte keinen Todeskeim, es könnte nur geschehen, daß sie unter Umständen eines „unnatürlichen“ oder gewaltsamen, von außen her verursachten Todes sterbe.

Und noch einen Schritt müssen wir auf diesem Wege tun, ehe wir den Kern der Sache bloßlegen können. Wenn wir jetzt nochmals fragen, ob es nach Abscheidung aller bisher erörterten Krisen noch andre gibt, und zwar solche, die zweifellos rein wirtschaftliche in unserm Sinne sind, so antwortet die Krisengeschichte bejahend. Bei vielen, bei den meisten und größten Krisen fehlen fremde Momente von hinlänglicher Bedeutung. Da sich aber darüber streiten ließe und irgendwelche äußere Momente ja stets bereitliegen, so wollen wir uns wieder ein Beispiel konstruieren. Man habe ein neues Nahrungsmittel entdeckt, dem man vorzügliche Eigenschaften zuschreibt. Viele Unternehmer wenden sich seiner Produktion zu, ein hinlänglich großer Teil des Kapitals werde darauf verwendet. Aber die sicher erwartete Nachfrage bleibe aus. Dann kann es zu einer Krise kommen. Es begreift sich wohl, daß solche und ähnliche Dinge vorkommen. Jede „Durchsetzung neuer Kombinationen“, um unsern alten Aus-

druck zu gebrauchen, ist der Gefahr ausgesetzt, in der Praxis Schilfbruch zu leiden. So erklären sich tatsächlich viele partielle und mitunter auch allgemeine Krisen. Zunächst droht jene Gefahr dem einzelnen Unternehmer und oft unterliegt er ihr. Daß ein ganzer Produktionszweig fehlgreift, kommt naturgemäß viel seltener vor. Doch kommt es vor, und wenn die betreffenden Unternehmungen von hinreichender Bedeutung für die Volkswirtschaft sind, so wird sich eine allgemeine Störung daraus ergeben. Solche Krisen sind rein wirtschaftliche Erscheinungen in unserm Sinne. Sie sind weiters so leicht verständlich, daß man in ihnen kaum ein Problem sehen kann. Besonders wichtig ist dabei die Erkenntnis, daß sie keiner Wirtschaftsform vorzüglich inhärent sind, sondern in jeder in gleicher Weise vorkommen können. Man kann keine Kräfte aufzeigen, die auf sie hinarbeiten würden — kurz, auch das sind einfach Unglücksfälle, denen ein prinzipielles Interesse nicht zukommt, so groß auch ihre praktische Bedeutung sein mag.

Den bisherigen Gedankengang zusammenfassend: Es hat sich uns zunächst kein gemeinsames Merkmal dargeboten, das alle die Störungen, denen die industrielle Entwicklung ausgesetzt ist, charakterisieren würde. Immerhin können wir dieselben in zwei Gruppen scheiden, in solche, deren Ursachen außerhalb der Sphäre des Wirtschaftens liegen, und in solche, deren Ursachen in dieser Sphäre selbst entstehen. Es ist nun klar, daß nur die letztern sich rein ökonomisch erklären lassen können. Nur auf sie wollen wir also unser Augenmerk richten, von den andern aber abstrahieren. Wir wollen also annehmen, daß keine äußern Einflüsse in unser Untersuchungsgebiet wirken. Aber weiter noch, daß sich innerhalb desselben keine tiefgreifenden Veränderungen vollziehen, die die Wirtschaft in andre Bahnen drängen, ohne wirtschaftlicher Natur zu sein, z. B. solche politischer oder sozialer Natur. Endlich schließen wir auch alle jene Störungen aus, die sich einfach als Unglücksfälle darstellen und denen wir soeben prinzipielles Interesse abgesprochen haben.

Dann fragen wir: Gibt es außer den vorgeführten noch andre Rückschläge, also Phänomene rein wirtschaftlicher Natur und zwar solche, die mit Notwendigkeit aus dem Wesen der Wirtschaft oder einer Wirtschaftsform folgen? Was bleibt vom Krisenphänomen

übrig, wenn man alle jene Typen abscheidet? Oder endlich: Wenn es die letztern nicht gäbe, würde dann die Entwicklung dem Wachs-tume eines Baumes gleichen, würde sie dann stetig fortschreiten ohne irgendwelche „Rückschläge“?

Vor allem eine weitere Unterscheidung: Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Hauptbedeutung des Krisenphänomens darin liege, daß die Krisen den bisherigen Entwicklungsgang der Wirtschaft unterbrechen, den Zug der Entwicklung aus seiner nach aufwärts gerichteten Bahn ablenken. Nicht alle Störungen, Rückschläge usw., die in der Wirklichkeit vorkommen, tun das nun. Auch wenn wir von den nichtreinwirtschaftlichen absehen, finden wir Störungen, die den Gang der Entwicklung nicht in jener charakteristischen Weise abbrechen, sondern ihn nur retardieren. Jede Panik auf einem Markte kann als Reispiel herangezogen werden. Ist sie überwunden, so wird der eingeschlagene Weg fortgesetzt, und bald sieht man nichts mehr von ihren Wirkungen, mögen sie auch den Einzelnen hart getroffen oder selbst vernichtet haben. Diese Art von Störungen erklärt sich ohneweiters aus den schon besprochenen Momenten. Ihr Auftreten und ihre Wirkungen bieten weiter kein Problem dar. Es begreift sich leicht, daß sie oft vorkommen müssen.

Andre Vorgänge aber haben das Resondere, daß sie die industrielle Entwicklung aus ihrer Bahn ablenken. Und dieser Umstand gibt ihnen ein erhöhtes Interesse. Er bewirkt, daß sie nicht als einfache Zwischenfälle erscheinen, sondern als Phasen der Entwicklung, die gleichzeitig als Resultat der vorhergehenden und als Bedingung der ihnen folgenden Zustände des Wirtschaftslebens verstanden werden müssen. Hier ergeben sich neue Probleme. Vor allem, woher kommen diese Krisen? Sind sie einfach als Ursache des ihnen folgenden Niederganges oder Stillstandes zu betrachten? Und wie führen sie ihn herbei?

Damit endlich sind wir bei der Sache. Die Krisen sind Wendepunkte der wirtschaftlichen Entwicklung. Und nur soweit sie es sind, wollen wir uns mit ihnen beschäftigen. Auf diese Fälle wollen wir auch den Ausdruck „Krisen“ beschränken, alle andern sollen uns prinzipiell uninteressante Unglücksfälle sein.

Diese großen Peripetien des Wirtschaftslebens tauchen also als das Wesentliche aus der Flut der hierhergehörigen Tatsachen auf. Sie sind zu erklären. Damit verschiebt sich allerdings das Problem. Wenn es Störungen gibt, die keine Wendepunkte darstellen, so bedeutet das nicht viel. Soweit sie auf nicht rein wirtschaftlichen Ursachen beruhen, können wir ohneweiters von ihnen abstrahieren, soweit ihre Ursachen wirtschaftliche sind, ergeben sie sich doch nicht aus dem Wesen der Wirtschaft. Aber es gibt auch Wendepunkte, die nicht durch eigentliche Krisen charakterisiert sind. Soll uns das nicht irre machen? Erinnern wir uns unsres Resultates, daß den Störungen der wirtschaftlichen Entwicklung, von denen wir bisher sprachen, kein einheitliches Merkmal zukommt. Nicht ihrer Erscheinungsform: Denn wir sahen, daß alle Momente, an die sich das Vorstellungsbild „Krise“ knüpft, keine allgemeinen Kriterien sind. Nicht in ihren Ursachen: Dieselben können sehr verschiedener Art sein. Endlich nicht in ihren Wirkungen: Denn diese Störungen alterieren mitunter, nicht immer die bisherige Entwicklungsbahn. Aber nicht nur nicht allgemein sind alle jene Merkmale, sie sind, wie hervorgehoben, auch niemals wesentlich in dem Sinne, daß, wenn sie fehlen würden, die Dinge sich erheblich anders gestalten würden. Es blieben immer noch die großen Peripetien der wirtschaftlichen Entwicklung.

Die Sachlage ist also — wie es auch sonst nicht selten vorkommt — die: Wir gingen von einer unanalysierten Tatsachenmasse und einem populären Begriffe aus. Beide boten uns nichts von besonderem theoretischen Interesse. Die erstere schien jeder Regel zu spotten und ließ keine einheitlichen Züge erkennen. Der letztere erwies sich als unpräzis, als eine papierene Waffe. Gehen wir aber näher ein, entfernen wir die oberflächliche Schicht von zufälligen Erscheinungsformen, so finden wir tatsächlich ein großes Phänomen von sofort in die Augen fallender Regelmäßigkeit — nämlich jenen mächtigen Wellenschlag der wirtschaftlichen Entwicklung — und sofort konzentriert sich unser Interesse darauf. Gewiß ist dieses Phänomen nicht ganz jener Oberfläche angepaßt. Wir sahen, daß es einerseits nicht den ganzen Raum unter derselben ausfüllt, andererseits aber weiter reicht als sie. Aber es ist doch die große Erscheinung, die allem

dem zugrunde liegt, was von jenen Oberflächentatsachen prinzipielles Interesse hat. Alles andre ist zufällig und nebensächlich. Wir schieben es beiseite, um uns nach dem Wesen dieser eigentümlichen Wellenbewegung zu fragen. Haben wir dasselbe untersucht, dann ist der Rest der Erscheinungen leicht zu verstehen.

Um uns der üblichen Terminologie zu bedienen: Wir sind vom Krisenproblem ausgegangen, um zu einem andern Probleme zu kommen, das wir als von primärer Redeutung erkennen, zum Probleme der Prosperität und Depression⁹. Warum geht der Zug der Entwicklung nicht stetig seinen Weg, sondern ruckweise, so, daß der Aufwärtsbewegung eine Abwärtsbewegung folgt, durch die hindurch erst der Weg zu einer weiteren Aufwärtsbewegung führt?

2. Nicht kurz und präzis genug kann die Antwort sein: Ausschließlich deshalb, weil die Durchsetzung der neuen Kombinationen nicht, wie man nach allgemeinen Grundsätzen der Wahrscheinlichkeit erwarten sollte, in der Zeit gleichmäßig verteilt ist — in der Weise, daß man gleiche Zeiträume so wählen könnte, daß auf jeden, z. B. auf jede Woche, jeden Tag oder jede Stunde, regelmäßig die Durchsetzung einer neuen Kombination fallen würde —, sondern die neuen Kombinationen, wenn überhaupt, scharenweise auftreten.

Diese Antwort ist nun (a) zu interpretieren, dieses scharenweise Auftreten ist sodann (b) zu erklären, worauf — Punkt 3 dieses Kapitels — die Folgen dieser Tatsache und der Ablauf des durch sie ausgelösten Kausalnexus zu analysieren sind. Der letzterwähnte Punkt enthält immerhin noch ein besonderes Problem, ohne dessen Lösung die Theorie unvollständig wäre. Obgleich wir nämlich den Satz Juglars akzeptieren: „Die einzige Ursache der Depression ist der Aufschwung“ — was heißt, daß die Depression nichts andres ist als die Reaktion der Volkswirtschaft auf den Aufschwung, als die Überwindung der Situation, in die der Aufschwung die Volkswirtschaft bringt, so daß auch ihre Erklärung in der Erklärung des Aufschwungs wurzelt, — so bleibt doch die Art, wie der Aufschwung

⁹ Diese Wendung der Sache und damit der fundamentale Fortschritt, auf dem alle moderne Krisenforschung beruht, ist bekanntlich auf Cl. Juglar zurückzuführen.

die Depression auslöst, eine Sache für sich, wie der Leser schon an der in diesem Punkt zwischen Spiethoff und mir bestehenden Differenz sehen kann. Doch wird er auch gleich sehen, daß sich diese Frage von unserm Gedankengang aus — ohne Schwierigkeit und ohne Zuhilfenahme neuer Tatsachen oder gedanklicher Mittel — beantwortet.

a) Würden die neuen Unternehmungen in unserm Sinn voneinander unabhängig auftreten, so gäbe es keinen Aufschwung und keine Depression als besondere, unterscheidbare, auffallende, regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen. Denn ihr Auftreten wäre dann im allgemeinen kontinuierlich zu beobachten, es wäre „in der Zeit gleich verteilt“ und die Veränderungen, die dadurch jeweils im Kreislauf des Wirtschaftslebens bewirkt würden, wären relativ klein, daher die gleichwohl eintretenden Störungen von nur lokaler Bedeutung und für die Volkswirtschaft als solche leicht zu überwinden. Es gäbe keine erheblichen Kreislauf- und deshalb überhaupt keine Wachstumstörungen. Man beachte, daß das für eine jede Krisentheorie bezüglich des Momentes gilt, in dem sie die Ursache sucht, insbesondere auch für alle „Disproportionalitätstheorien“: Niemals ist die Erscheinung verständlich gemacht, wenn nicht erklärt wird, warum die Ursache, welche immer sie auch sei, so wirkt, daß ihre Wirkung nicht kontinuierlich und laufend ausgeglichen werden kann¹⁰.

Trotzdem würde es auch dann gute und schlechte „Zeiten“ geben. Gold- oder andre Inflationen würden noch immer das Wachstum der Wirtschaft beschleunigen, Deflationen würden es hemmen, politische und soziale Ereignisse, volkswirtschaftliche Maßregeln noch immer ihren Einfluß ausüben. Ein Ereignis wie der Weltkrieg z. B. würde mit der von ihm erzwungenen Einstellung der Volkswirtschaften auf den Kriegsbedarf, mit der nach seinem Schluß nötigen Liquidation seiner Folgen, mit seiner Störung aller Wirtschaftsbeziehungen, seinen Verwüstungen und sozialen Umschichtungen, seiner Vernichtung wichtiger Märkte, seiner Veränderung aller Daten der Menschheit gelehrt

³⁰ Weshalb ich meine, daß dieser Teil unseres Gedankengangs schlechthin vom Standpunkt jeder Krisentheorie akzeptiert werden müßte. Denn selbst wenn sonst einwandfrei, erklärt doch keine gerade diesen Umstand.

haben, wie Krisen und Depressionen aussehen, auch wenn sie es sonst nicht wüßte. Aber das wären nicht die Prosperitäten und Depressionen, um die es sich hier handelt. Sie wären nicht regelmäßig und nicht notwendig in dem Sinn, daß sie sich aus der Wirtschaft selbst ergäben, sondern jeweils durch besondere äußere Ursachen zu erklären, wie schon ausreichend betont. Einer jeden individuellen Aufschwung erleichternden und teilweise erklärenden günstigen Verumständung ist besonders zu gedenken: der Sachlage nämlich, die jede Depressionsperiode schafft. Bekanntlich gibt es da in der Regel arbeitslose Arbeitermassen, unter den Erzeugungskosten angebotene Rohstoffvorräte, Maschinen, Häuser usw., vor allem niedrigen Zinsfuß. Und tatsächlich spielt diese Sachlage auch eine Rolle in fast jeder Untersuchung des Phänomens, so z. R. bei Spiethoff und Mitchell. Aber es ist klar, daß wir uns damit, mit dieser Folgeerscheinung, das Phänomen nie erklären können, wenn anders wir es vermeiden wollen, erst die Depression aus dem Aufschwung und dann diesen aus der Depression abzuleiten. Weshalb wir hier, wo es nur auf das Prinzip der Sache — und nicht auf erschöpfende Angabe der beim Aufschwung oder der Krise konkret wirksamen, im Einzelfall oft sehr wichtigen Umstände (Ernteausfall¹¹, Kriegsgerüchte usw.) — ankommt, davon ganz absehen wollen.

Drei Umstände verstärken die Wirkung des scharenweisen Auftretens der neuen Unternehmungen, ohne jedoch selbständig — als autonome weitere „Ursachen“ — daneben zu stehen:

Erstens läßt uns unser Gedankengang des II. Kapitels erwarten und die Erfahrung bestätigt es, daß die neuen Kombinationen ganz überwiegend nicht aus den alten erwachsen und unmittelbar an ihre Stelle, sondern neben sie treten und sie konkurrenzieren. Das ist vom Standpunkt unsrer Theorie weder ein neues, noch ein unabhängiges Moment, auch nicht wesentlich dafür, daß es zu Aufschwung und Depression kommt, aber offenbar sehr wichtig zur Erklärung der Ausprägtheit der Wellenbewegung.

¹¹ Günstige Ernten z. B. erleichtern und verlängern den Aufschwung oder mildern und verkürzen die Depression. Zur Erklärung eines individuellen Ablaufs sind sie oft wesentlich: soviel hat H. L. Moore sicher nachgewiesen. Aber nie stehen sie neben unserm Kausalnexus, stets wirken sie nur durch ihn hindurch.

Zweitens löst das Auftreten massenweiser Unternehmernachfrage, die sehr wesentlich Auftreten neuer Kaufkraft bedeutet, eine sekundäre Aufschwungswelle aus, die sich über die ganze Volkswirtschaft hin verbreitet und das Vehikel der Erscheinung allgemeiner Prosperität ist — die überhaupt nur so verständlich wird und andernfalls immer unbefriedigend erklärt bleibt. Nur weil aus der Hand der Unternehmer massenweise neue Kaufkraft an die Besitzer sachlicher Produktionsmittel, an alle Produzenten von Gütern des „reproduktiven Konsums“ (Spiethoff) und an die Arbeiter gelangt und dann fortschreitend in alle Kanäle des Wirtschaftslebens versickert, werden zu immer steigenden Preisen schließlich alle vorhandenen Konsumgüter abgesetzt, vom Detaillisten immer weitere bestellt, vom Produzenten immer mehr erzeugt und zu diesem Zweck immer ungünstigere, oft schon definitiv aufgegebenen Produktionsmöglichkeiten ausgenützt bzw. wieder in Betrieb genommen — und nur deshalb wird temporär überall mit Gewinn produziert und gehandelt, ganz ähnlich wie in einer Inflationsperiode, z. B. wenn Kriegsausgaben mit Papiergeld finanziert werden. Und in dieser sekundären Welle schwimmt vieles mit, ohne daß oder doch ehe eine Anregung seitens der eigentlich treibenden Kraft erfolgt wäre, gewinnt die spekulative Antizipation schließlich Eigenbedeutung, wird das Prosperitätssymptom schließlich in der bekannten Weise selbst wieder Prosperitätsfaktor. Für die Theorie der Konjunkturindizes und die Erfassung der Gesamtheit der Konjunkturerscheinungen ist das natürlich von der größten Bedeutung, für unsern Zweck ist nur die Scheidung zwischen primärer und sekundärer Konjunkturwelle wichtig und die Erkenntnis, daß die letztere ohneweiters auf die erstere zurückgeführt werden kann, daß in einer auf grund unsres Prinzips ausgeführten Theorie alles, was jemals an der Wellenbewegung beobachtet wurde, seinen bestimmten Platz finden würde, daß aber in einer Darlegung wie dieser nichts davon zu seinem Recht kommen, daher leicht ein sachlich nicht gerechtfertigter Eindruck von Wirklichkeitsferne entstehen kann¹².

¹² Namentlich würden auch alle die Umstände, die in andern Krisentheorien als Ursachen fungieren und die ja kaum jemals einfach aus der Luft gegriffen sind, im Rahmen unseres Prinzips ihren Platz finden, wovon sich der Leser überzeugen Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 4. Aull. 22

Drittens ergibt sich aus unserm Gedankengang, daß Irrtümer des Aufschwungs beim Eintritt und für den Verlauf der Depression eine erhebliche Rolle spielen müssen. Zwar verwenden die meisten Krisentheorien dieses Moment in der einen oder andern Art. Immer ist jedoch ihnen gegenüber zu fragen: Irrtümer kommen gewiß immer vor, aber, da doch nicht ins Blaue, sondern stets nur auf grund mehr oder weniger sorgfältiger Überlegung und Untersuchung der Sachlage produziert wird, in der Regel nur in einem Maß, das wohl dem einzelnen Betrieb, ausnahmsweise selbst einem ganzen Zweig, doch nicht der Volkswirtschaft als Ganzem gefährlich werden kann; wie kann so allgemein fehlgegriffen werden, daß das Letztere eintritt – und zwar als unabhängige Ursache eintritt, und nicht bloß als Folgeerscheinung der zu erklärenden Depression, die, wenn schon aus andern Gründen da, gewiß viele Pläne desavouiert, die vorher ganz vernünftig waren, und Irrtümer gefährlich macht, die sonst sich hätten überwinden lassen? Das bedarf einer besonderen Erklärung, ohne die es nichts erklärt. Warum also wird in solchem Maß, noch dazu periodisch, fehlgegriffen? Unser Gedankengang liefert eine solche besondere Erklärung und zwar nicht bloß jener sekundären Art von Irrtümern, von Dispositionen, die erst schon vorhandene Konjunkturbewegung zu Irrtümern macht: wenn das Merkmal der Aufschwungsperiode nicht bloß gesteigerte Geschäftstätigkeit als solche ist, sondern die Durchsetzung neuer und unerprobter Kombinationen, so versteht sich ohneweiters, wie im II. Kapitel schon erwähnt wurde, daß Irrtum dabei eine besondere, qualitativ andre Rolle spielen muß als im Kreislauf. Trotzdem findet man hier keine „Irrtumstheorie“. Wir wollen vielmehr, um jeden solchen Anschein zu vermeiden, dieses Moment abscheiden. Es ist wohl ein unterstützender und verschärfender Umstand, aber keine primäre und zum Verständnis des Prinzips notwendige „Ursache“. Wellenbewegung gäbe es auch dann, wenn

kann, wenn er geneigt ist, die Sache vom Standpunkt unseres Prinzips an einer beliebigen andern Krisentheorie durchzudenken. Im Zuge des Gedankengangs dieses Buches bleibt natürlich unsere Konjunkturerklärung immer einem ähnlichen Einwand ausgesetzt, wie die „Entwicklungstheorie“ des II. Kapitels: Daß sie nämlich ein Moment von vielen einseitig und übertreibend betont. Dieser Einwand verwechselt die Aufgabe der Erklärung des Wesens und Mechanismus der Konjunktur mit der Aufgabe einer Theorie der konkreten Faktoren der einzelnen individuellen Konjunkturen.

kein Wirtschaftssubjekt, weder Unternehmer noch in Mitleidenschaft gezogener „Wirt schlechtweg“ jemals etwas täte, was von seinem Standpunkt als „falsch“ bezeichnet werden könnte — wengleich natürlich dann die Folgen wesentlich mildre wären — und wenn niemand sich technisch oder kommerziell „irrte“ oder einem „Spekulationsfieber“ oder grundlosem erst Optimismus, dann Pessimismus verfiel, sogar dann — wengleich dann in besonders milder Form — wenn alle Wirtschaftssubjekte mit umfassender Voraussicht begabt wären. Ausschließlich die objektive Situation, die der Aufschwung notwendig schafft, erklärt, wie man sehen wird, das Wesen der Sache¹³.

(b) Warum treten die Unternehmer nicht kontinuierlich, in jedem Augenblick also vereinzelt, sondern scharenweise auf? Ausschließlich deshalb, weil das Auftreten eines oder einiger Unternehmer das Auftreten anderer und dieses das Auftreten weiterer und immer zahlreicherer erleichtert und eben dadurch bewirkt.

Das heißt erstens: Aus im II. Kapitel auseinandergesetzten Gründen ist das „Durchsetzen neuer Kombinationen“ schwer und nur Leuten bestimmter Eignungen zugänglich, wie man am besten sieht, wenn man sich Beispiele aus frühern Zeiten vergegenwärtigt oder die wirtschaftliche Lage in dem Stadium, das einer entwicklungslosen Wirtschaft am meisten ähnelt, in dem Stadium fortgeschrittener Stockung. Nur wenige Leute haben diese „Führereignungen“ und nur wenige können in solcher Lage, d. h. einer Lage, die nicht schon selbst „Aufschwung“ ist, in dieser Richtung Erfolg haben. Wenn aber Einer oder Einige mit Erfolg vorangegangen sind, so fallen manche jener Schwierigkeiten weg. Es können diesen Ersten dann Andre folgen, was sie unter dem stimulus nunmehr erreichbar scheinenden Erfolgs normalerweise offenbar tun werden. Ihr Erfolg wiederum

¹³ Was natürlich nicht heißt, daß die praktische Bedeutung des Irrtummomentes geleugnet wird, auch nicht die jener Momente, die man mit Spekulationsfieber, Schwindel usw. zu bezeichnen pflegt — in welche Reihe, wengleich auf höherer Stufe, auch die Überproduktion gehört. Behauptet wird nur, daß alle diese Dinge zum Teil Folgeerscheinungen sind — daß z. B. nach eingetretener Depression vielfach als Überproduktion erscheint, was vorher ganz angepaßt war — und daß man, selbst soweit das nicht der Fall ist, das Wesen der Erscheinung nicht daraus verständlich machen könnte.

erleichtert, durch immer vollständigeres Hinwegräumen der im II. Kapitel analysierten Hindernisse, das Nachrücken weiterer Leute, bis schließlich das Neue vertraut und real und sein Rezipieren Sache freier Wahl wird.

Zweitens: Da, wie wir sahen, die Unternehmereignung etwas ist, was wie jede andre Eigenschaft in der ethnisch homogenen Gruppe nach dem Fehlergesetz verteilt ist, so wächst bis zum Punkt der größten Ordinate die Zahl der Individuen, die fortschreitend geringem Anforderungen in dieser Beziehung genügen. Es können und werden also von Ausnahmefällen abgesehen — das Vorhandensein einiger Europäer in einem Negerstamm wäre ein Beispiel — mit fortschreitender Erleichterung der Aufgabe jeweils immer mehr Leute Unternehmer werden, weshalb das erfolgreiche Auftreten eines Unternehmers nicht einfach das Auftreten einiger anderer, sondern immer zahlreicherer und weniger qualifizierter nach sich zieht. So ist es auch in der Praxis, deren Zeugnis wir bloß interpretieren: In Branchen, in denen es noch Konkurrenz und eine Vielheit unabhängiger Leute gibt, sehen wir zunächst vereinzelt Auftreten einer Neuerung — und überwiegend in ad hoc geschaffenen Betrieben — und dann, daß die vorhandenen Betriebe ungleich schnell und vollkommen danach greifen, erst einige, dann immer mehr. Wir haben diese Erscheinung im Zusammenhang mit dem Prozeß der Elimination des Unternehmergewinns schon kennen gelernt. Hier kommt sie nun wiederum, wenngleich unter anderm Aspekt¹⁴, in Betracht.

Drittens: Das erklärt das „scharenweise“ Auftreten der Unternehmer, und zwar bis zur durch Elimination des Unternehmergewinns charakterisierten Erschöpfung der privatwirtschaftlichen Möglichkeiten der neuen Bahn, zunächst für die Branche, in der die Ersten auftreten. In der Tat zeigt uns die Wirklichkeit auch, daß eine jede normale Konjunktur in einem Zweige oder einigen Zweigen (Eisenbahnbau, elektrische, chemische Industrie usw.) einsetzt und durch die Neuerungen in diesem oder diesen vor allem gekennzeichnet wird. Aber die „Ersten“ räumen die Hindernisse für die „Andern“ nicht

¹⁴ Denn die, meist vorhergesehene, Elimination des Unternehmergewinns ist nicht etwa „die“ Ursache in unserer Krisentheorie, vgl. Punkt 3, zweiter Absatz.

bloß für den Produktionszweig weg, in welchem sie auftreten, sondern, entsprechend der Natur dieser Hindernisse, ipso facto zum großen Teil für die übrigen Produktionszweige: Viele Dinge können auch von diesen kopiert werden; das Beispiel als solches wirkt auch da; und manche Errungenschaften dienen, ganz abgesehen von bald auftretenden sekundär wichtigen Umständen — Preissteigerungen usw. — unmittelbar auch andern Zweigen, wie z. B. die Erschließung eines fremden Marktes. So wirken die ersten Führer über ihren unmittelbaren Aktionskreis hinaus und so vermehrt sich die Schar der Unternehmer noch weiter als es sonst der Fall wäre, wird die Volkswirtschaft schneller und vollständiger als es sonst der Fall wäre in den Reorganisationsprozeß gezogen, der den Sinn der Aufschwungsperiode ausmacht.

Viertens: Je mehr der Entwicklungsprozeß allen Beteiligten vertraut und eine Sache des Rechenstifts wird, je mehr die Hindernisse im Lauf der Zeit schwächer werden, umso weniger „Führerschaft“ wird es bedürfen, um Neues ins Leben zu rufen. Umso weniger ausgesprochen wird daher das scharenweise Auftreten der Unternehmer, umso milder die Konjunkturschwankung werden. Und offenbar wird auch diese Konsequenz unserer Auffassung von der Wirklichkeit schlagend bestätigt. In der gleichen Richtung wirkt die fortschreitende Vertrustung des Wirtschaftslebens, wiewohl heute noch auch ein großer Konzern mit seinem Absatz und seinem Finanzbedarf so sehr von der in immerhin sehr erheblichem Maß konkurrenzwirtschaftlich determinierten Marktlage abhängt, daß die an sich allseits vorteilhafte Verlegung seiner Neuerungen und besonders Bauten in die Depressionsperiode — wie man z. B. an der Politik der amerikanischen Eisenbahnen sieht — nur sporadisch möglich ist: Soweit aber wirksam, bestätigt auch dieses Moment unsere Auffassung.

Fünftens: Zwanglos aber zwangläufig erklärt dann das scharenweise Auftreten der neuen Kombinationen die fundamentalen Züge der Aufschwungsperiode. Es erklärt, warum steigende Kapitalanlage das allererste Symptom beginnenden Aufschwungs ist, warum die Produktionsmittelindustrie die erste ist, die übernormale Belebung zeigt, warum vor allem der Eisenverbrauch steigt (Spiethoff). Es

erklärt das massenweise Auftreten neuer Kaufkraft¹⁵, damit die charakteristische Preissteigerung der Aufschwungsperioden, die natürlich kein Hinweis auf gesteigerten Bedarf oder gesteigerte Kosten an sich erklären kann. Weiters den Rückgang der Arbeitslosigkeit und das Steigen der Löhne¹⁶, das Steigen des Zinsfußes, die Zunahme des Frachtenverkehrs, die steigende Anspannung der Rankausweise usw. und, wie gesagt, die Auslösung sekundärer Aufschwungswellen — eine die ganze Volkswirtschaft ergreifende „Prosperität“.

3. Das scharenweise Auftreten der Unternehmer, das die einzige Ursache der Erscheinung „Aufschwung“ ist, hat nun insofern eine von der Wirkung eines kontinuierlichen, in der Zeit gleichmäßig verteilten Auftretens qualitativ verschiedene Wirkung auf die Volkswirtschaft, als es nicht wie dieses eine kontinuierliche, jeweils unmerkliche, sondern eine große, ruckweise Störung des Gleichgewichtszustandes bedeutet, eine Störung einer andern Größenordnung. Während die von einem kontinuierlichen Auftreten kontinuierlich bewirkten Störungen kontinuierlich resorbiert werden könnten, muß es infolge des scharenweisen Auftretens zu einem besondern und unterscheidbaren Resorptionsprozeß kommen, zu einem Prozeß der Einpassung des Neuen und der Anpassung der Volkswirtschaft an das Neue, der Liquidation oder auch, wie ich früher sagte, der „Statisierung“. Dieser Prozeß ist das Wesen der periodischen Depression, die von unserm Standpunkt also zu definieren ist als das Ringen der Volkswirtschaft um einen neuen, den durch die „Störung“ des Aufschwungs veränderten Daten angepaßten Gleichgewichtszustand.

¹⁵ Es braucht daher kaum betont zu werden, daß unsre Theorie nicht zu jenen gehört, die in der Welt des Geld- und Kreditwesens die Ursache des Zyklus suchen, so wichtig auch das Moment der Kaufkraftschaffung grade für unsre Auffassung ist. Dennoch leugnen wir nicht, daß man die Konjunkturbewegung kreditpolitisch beeinflussen und sogar verhindern könnte — mit ihr allerdings auch diese Art von wirtschaftlicher Entwicklung überhaupt.

¹⁶ Grundsätzlich müßten auch die Grundrenten steigen. Wo aber Grund und Boden langfristig verpachtet ist, können sie das nicht, auch sonst hindern manche Umstände promptes Mitsteigen dieses Einkommenszweiges.

Dabei liegt das Wesen der Sache nicht etwa darin, daß der einzelne Unternehmer, nur seine Unternehmung planend, auf das scharenweise Nachrücken anderer keine Rücksicht nimmt und dadurch dann in Bedrängnis gerät. Gewiß ist es richtig, daß ein vom Standpunkt des einzelnen Betriebs privatwirtschaftlich richtiges Verhalten durch die Massenwirkung gleichgearteten Verhaltens Vieler um seine Früchte kommt; wir haben das wichtigste Beispiel dafür kennen gelernt, als wir ausführten, wie das Streben der Produzenten nach dem Maximum des Gewinns gerade den Mechanismus in Bewegung setzt, der in der Volkswirtschaft Mehrgewinne zu eliminieren tendiert; so könnte auch hier Massenwirkung „falsch“ machen, was für den Einzelnen „richtig“ war, und tatsächlich wird dieses Moment, da in praxi zwar das massenweise Nachrücken dem Unternehmer bekannt ist und ihn nicht überraschen kann, aber im einzelnen Fall Maß und Tempo oft falsch eingeschätzt wird, bei den meisten Krisen eine Rolle spielen. Aber das Wesen der Störung, die der Aufschwung bewirkt, liegt nicht darin, daß er oft schließlich auch die Berechnungen der Unternehmer desavouiert¹⁷, sondern in den folgenden drei Umständen:

Erstens treibt die auf neue Kaufkraft gestützte Nachfrage des Unternehmers nach Produktionsmitteln, der bekannte, durch diese Nachfrage ausgelöste „Wettlauf um die Produktionsmittel“ (Lederer) in der Prosperität deren Preise empor. In Wirklichkeit wird das dadurch abgeschwächt, daß mindestens ein Teil der neuen Unternehmungen nicht neben die alten tritt, sondern aus ihnen herauswächst und daß die alten Betriebe nicht einfach gewinnlos arbeiten, sondern mindestens Gewinn von der Art der Quasirente erzielen. Aber die Natur der Wirkung machen wir uns am besten klar, wenn wir annehmen, daß sich alles Neue auch in neuauftretenden Betrieben verkörpert, lediglich durch neugeschaffene Kaufkraft finanziert wird und neben streng kreislaufmäßig und gewinnlos arbeitende Betriebe tritt, die also infolge des Steigens ihrer Kosten mit Verlust zu produzieren beginnen. Die Wirklichkeit widerspricht dieser Konstruktion weniger als man annehmen sollte: Tatsächlich täuscht nur die ohne weiteres verständliche Stimmung, die über der Aufschwungsperiode

¹⁷ Noch auch darin, daß sich die in der Folge einstellende allgemeine Produktionsausdehnung als „falsch“ erweist.

liegt, darüber hinweg, daß der Aufschwung für viele Produzenten schon sehr bald nach seinem Einsetzen, und auch solange er sich lediglich in der Vermehrung der Nachfrage äußert, Bedrängnis bedeutet, die allerdings durch die einsetzende Preissteigerung wieder gemildert wird. Diese Bedrängnis ist eine Erscheinungsform des Vorgangs, durch welchen die Produktionsmittel den alten Betrieben entzogen und den neuen Zwecken dienstbar gemacht werden, wie im II. Kapitel dargelegt.

Zweitens kommen die neuen Produkte nach einigen Jahren auf den Markt und konkurrenzieren da die alten, das — die Kaufkraftschaffung grundsätzlich mehr als aufwiegende — Güterkomplement der früher neugeschaffenen Kaufkraft tritt in den Kreislauf der Volkswirtschaft ein. Wieder werden die Folgen dieses Vorgangs praktisch durch die beim vorhergehenden Punkt erwähnten Momente und ferner dadurch gemildert, daß bei einigermaßen weit ausholenden Investitionen dieses Komplement (das Produkt eines neuen Elektrizitätswerks z. B.) nur allmählich auftritt. Aber die Natur des Vorgangs berührt das nicht: Sind schon im Anfang des Aufschwungs den alten Betrieben die Kosten erhöht worden, so wird ihnen nunmehr der Erlös geschmälert, zunächst jenen, mit denen das Neue konkurriert, dann aber grundsätzlich allen, soweit die Nachfrage der Konsumenten zugunsten des Neuen die Richtung wechselt. Abgesehen von der Möglichkeit vom Neuen — sekundär — zu profitieren, hindert nur der eventuelle, meist bloß temporär wirksame Puffer der Quasirenten ihre Passivität. Und nur weil alte Betriebe meist gut fundiert sind und als besonders kreditwürdig erscheinen, führt diese Passivität nicht sofort zum Untergang. Ihr wenigstens teilweises Versagen — gemildert durch den so gut in den Rahmen unserer Auffassung passenden Umstand, daß der Aufschwung primär nie allgemein ist, sondern in einer Branche oder einigen wenigen Branchen seinen Herd hat und die andern Gebiete der Volkswirtschaft zunächst unberührt läßt und dann nur in einer andern, der sekundären, Weise ergreift — wirkt dann auf den Erfolg der neuen Unternehmen. Wie aus erwähntem Grund erst die Unternehmer, so treten sodann ihre Produkte deshalb massenweise auf, weil sie, ganz im Sinn unserer Theorie, ja nicht beliebig Verschiedenes, sondern weitgehend Ähn-

liches tun, daher auch jeweils nach ungefähr gleicher Zeit auf dem Markt ihrer Produkte erscheinen können. Die durchschnittliche Zeit¹⁸, die bis dahin verlaufen muß, erklärt grundsätzlich die — praktisch natürlich noch von vielen andern Momenten abhängige — Dauer der Aufschwungsperiode. Dieses Auftreten der neuen Produkte bewirkt den Preisfall¹⁹, der seinerseits dem Aufschwung ein Ende macht, zu einer Krise führen kann, zur Depression führen muß und alles weitere auslöst.

Drittens führt der planmäßig eintretende Erfolg der neuen Unternehmungen zu einer Kreditdeflation, weil die Unternehmer nunmehr in der Lage sind — und jedes Motiv haben — ihre Schulden abzu zahlen, was, da keine andern Kreditwerber an ihre Stelle treten, zu einem Verschwinden von neugeschaffener Kaufkraft gerade dann führt, wenn ihr Güterkomplement da ist und fortan kreislaufmäßig immer wieder erzeugt werden kann. Diese These bedarf sorgfältiger Sicherung. Zunächst ist diese Deflation von zwei andern zu unterscheiden. Deflation nicht nur gegenüber dem Preisniveau der Aufschwungsperiode, sondern prinzipiell auch gegenüber dem der vorhergehenden Depressionsperiode müßte das plangemäße Auftreten der neuen Produkte schon dann zur Folge haben, wenn gar keine Zahlungsmittel im Wege der Schuldenzahlung seitens der Unternehmer verschwänden, denn die Preissumme der neuen Produkte muß offenbar normalerweiser größer sein als der Betrag dieser Schulden. Auch das schon würde die Konsequenz haben, die die Schuldentilgung in noch höherm Maß hat, aber dessenungeachtet meinen wir jetzt diese und nicht jene. Deflation tritt in schon im Gang befindlicher oder bei von der Bankwelt erwarteter Depression ferner einfach dadurch auf, daß die Banken initiativ ihre Kredite einzuschränken sich bemühen. Das ist ein praktisch sehr wichtiges, häufig eine eigentliche „Krise“ erst auslösendes, aber ein anderes, ak-

¹⁸ Diese Zeit ist einmal technisch bestimmt, sodann durch das Tempo, in welchem der „helle Haufe“ den Ersten folgt.

¹⁹ Dieser Preisfall wird in der Praxis durch verschiedene Umstände in der Regel hinausgeschoben. Vgl. darüber weiter unten. Allein der ihm zugrunde liegende Sachverhalt wird durch das Hinausschieben der Preisherabsetzungen nur verschärft, nicht etwa ausgeschaltet. Ausgeschaltet wird dadurch nur die Brauchbarkeit der Preisindices als Konjunktursymptome.

zessorisches, dem Wesen der Sache fremdes Moment. Auch dieses meinen wir hier nicht, wenngleich wir weder seine Existenz noch seine Bedeutung leugnen, sondern nur seine primär kausale Rolle²⁰. Sodann enthält unsere Formulierung zwei Abstraktionen, die das Wesentliche scharf umreißen sollen, aber sehr wichtige Umstände ausschließen, die den Vorgang in der Praxis mildern: Einmal sieht sie davon ab, daß die neuen Produkte in der Regel nur kleine Abnützungsquoten der zu ihrer Erzeugung geschaffenen Anlagen enthalten, mithin nur ein Teil, meist ein kleiner Teil, des gesamten Aufwandes der Aufschwungsperiode, in absatzfähiger Gestalt auf den Markt tritt, wenn die neuen Unternehmungen produktionsbereit geworden sind, weshalb die neugeschaffene Kaufkraft nur allmählich aus der Zirkulation austritt, zum Teil erst dann, wenn spätere Aufschwungsperioden weitere Kreditwerber auf den Geldmarkt gebracht haben. Die Resorption der neuen Kaufkraft durch das Sparkapital allerdings ändert nichts an diesem Deflationsprozeß — wohl aber der Umstand, daß vielfach Staaten, Gemeinden, Hypothekenbanken an die Stelle der aussetzenden Unternehmernachfrage treten. Abgesehen von diesem nur allmählichen Verschwinden der Unternehmerschulden ist noch zu berücksichtigen, daß in der modernen Volkswirtschaft, in welcher der Zins auch in den Kreislauf eingedrungen ist, die Kreditzahlungsmittel, soweit ihnen nun jahraus jahrein produzierte Waren entsprechen, auch dauernd in Zirkulation bleiben können, was den Prozeß weiter mildert. Aber dessenungeachtet ist er wirksam und finden Schuldentilgungen seitens erfolgreicher Unternehmungen tatsächlich statt — so daß diese Deflation, wenn auch in noch so milder Form, aus der Logik der objektiven Situation und automatisch immer eintreten muß, wenn der Aufschwung weit genug gediehen ist. Eine immerhin beachtenswerte Verifikation dieser Theorie, die also zur Konsequenz führt, daß im Laufe der Entwicklung das Preisniveau fortschreitend „säkulär“ sinken müßte, gibt in der Tat die Preisgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts: Die beiden Perioden, die nicht durch monetäre Umwälzungen gestört waren, also die Periode von den napoleonischen Krie-

²⁰ Primär kausale Rolle, weil die initiative Krediteinschränkung der Banken sicherlich causa weitererer, sonst nicht zu erwartender, Vorkommnisse ist.

gen bis zu den kalifornischen Goldentdeckungen und die Periode von 1873—1895 weisen wirklich die Erscheinung auf, die wir nach unserer Theorie erwarten müßten, nämlich daß jedes periodische Wellental der Preise tiefer liegt als das vorhergehende und daß eine die Konjunkturschwankungen eliminierende Preiskurve nach abwärts verläuft.

Endlich ist noch zu erklären, warum an Stelle der schuldentilgenden Unternehmer nicht immer andre Unternehmer kreditwerbend auftreten? Aus zwei Gründen, zu denen in praxi andre treten, die entweder als Folgeerscheinungen der von uns als wesentlich bezeichneten Momente oder als zufällig oder als Einwirkungen von außen erwiesen und in diesem Sinn als sekundär, unwesentlich oder akzessorisch bezeichnet werden können: Wenn in der Branche, die den Aufschwung trägt und in der die ersten Unternehmer auftreten, unter dem stimulus ihres Erfolgs soviel weitere Unternehmungen zustande gekommen sind, daß sie, wenn in vollem Betrieb, jene Produktmenge erzeugen würden, die durch die Preissenkung und Kostensteigerung — die es natürlich auch dann gibt, wenn die betreffende Industrie dem sogenannten Gesetz vom zunehmenden Ertrag folgt —, die sie bewirkt, den Unternehmergeinn gerade eliminiert — was in der Praxis auch der Konkurrenzwirtschaft nur ungefähr eintreten wird und nicht ausschließt, daß dieser Prozeß noch Gewinne am Leben läßt oder schon in Verlusten mündet —, so ist damit der Impuls zu weiterm Vordringen in dieser Richtung erschöpft. Analog bestimmt sich die Grenze, bis zu welcher die dann in andren Branchen auftretenden Unternehmer und die durch sekundäre Entwicklungswellen ausgelösten Erscheinungen gehen können. Ist sie erreicht, so ist der Impuls dieses Aufschwungs erschöpft. Der zweite Grund erklärt, warum sich nicht einfach ein neuer anschließt: Weil das Tun der Unternehmerschar inzwischen die Daten der Wirtschaft verändert, ihr Gleichgewicht gestört und so eine scheinbar regellose Bewegung in der Wirtschaft ausgelöst hat, die wir als ein Streben nach einem — allerdings nicht demselben — Gleichgewichtszustand begreifen und die sicheres Kalkulieren, wie gleich auseinanderzusetzen, überhaupt, aber besonders für weitere neue Unternehmungen unmöglich macht. In der Praxis ist nur das letzte Moment — die

charakteristische Unsicherheit, welche die Neuschöpfungen des Aufschwungs zur Folge haben — unmittelbar stets wahrzunehmen, die zuerst genannte „Grenze“ zeigt sich meist nur an einzelnen Punkten. Beides aber wird überschattet erstens durch Folgeerscheinungen, welche die Voraussicht vieler Wirtschaftssubjekte antizipiert — manche Wirtschaftssubjekte bekommen, sei es wie die Banken die Anspannung, sei es wie viele alte Betriebe die Kostensteigerung und andere Momente, früher zu fühlen als andre und reagieren darauf und zwar meist zu spät, dann aber panikartig, besonders die „schwächen Hände“ — zweitens durch zufällige Ereignisse, die zwar immer eintreten, in der durch den Aufschwung geschaffenen Unsicherheit aber eine Bedeutung gewinnen, die ihnen sonst nicht zukommt — woraus sich erklärt, daß der Praktiker bei so gut wie jeder Krise zufällige Ereignisse, wie z. B. ungünstige politische Gerüchte, als Ursachen anzuführen weiß und der Anstoß in der Tat häufig von solchen ausgeht — drittens durch Eingriffe von außen, von denen ein bewußter Ruck mit den Zügeln der Notenbankpolitik der wichtigste zu sein pflegt.

4. Wenn der Leser das Gesagte durchdenkt und an beliebigem Tatsachenmaterial oder an den Gedankengängen beliebiger Krisen- und Konjunkturtheorien erprobt, so muß er verstehen, wie der nunmehr seinerseits erklärte Aufschwung aus sich heraus eine objektive Situation schafft, die auch abgesehen von allen akzessorischen und zufälligen Momenten, dem Aufschwung selbst ein Ende macht, leicht zu einer Krise, notwendig zu einer Depression führt und durch diese hindurch zu einem temporären Zustand relativer Ausgeglichenheit und Entwicklungslosigkeit. Die Depression als solche bezeichnen wir als den normalen, den durch Ausbruch einer eigentlichen Krise — Panik, Zusammenbruch des Kreditsystems, Bankrottepidemien — und deren weitere Folgen gekennzeichneten Verlauf als den abnormalen Resorptions- und Liquidationsprozeß. Ergänzend, in einigen Punkten wiederholend, haben wir jetzt zu diesem Prozeß — und zunächst nur zum normalen, da der abnormale keine grundsätzlichen Probleme bietet — noch Einiges zu sagen.

Unmittelbar fließt aus dem Gesagten das Verständnis aller primärer und sekundärer Merkmale der Depressionsperiode, die dabei auf das Band eines einheitlichen Kausalnexus aufgereiht erscheinen. Der Aufschwung schafft selbst und mit innerer Notwendigkeit Passivität vieler Betriebe, Preissenkung abgesehen von Deflation und außerdem noch Deflation durch Kreditkontraktion — welche Erscheinungen im Laufe der Dinge sich allerdings alle sekundär verstärken. Erklärt ist ferner die Abnahme der Kapitalinvestition²¹ und der Unternehmertätigkeit — deren Impuls sich erschöpft —, damit Stockung in den Produktionsmittelindustrien und Sinken des Spiethoffindex (Eisenverbrauch) und ähnlicher Barometer, wie des Auftragsbestandes des amerikanischen Stahltrusts usw. Mit dem Sinken der Nachfrage nach Produktionsmitteln sinkt weiters — wenn der Risikoeffizient wegfällt — der Zinsfuß und der Beschäftigungsgrad der Arbeiter. Mit dem ursächlich auf jene Deflation zurückgehenden, wenngleich durch Bankrotte usw. verstärkten Sinken der Summe der Geldeinkommen endlich die Nachfrage nach allen andern Waren, wodurch sich der Vorgang auf die gesamte Volkswirtschaft auswirkt und das volkswirtschaftliche Gesamtbild der Depression zustandekommt.

Zwei Gründe verhindern aber, daß diese Merkmale in der zeitlichen Reihenfolge auftreten, die ihrer Stellung im Kausalnexus entsprechen würde: Erstens die Tatsache, daß sie vom Verhalten der Wirtschaftssubjekte nicht nur antizipiert, sondern auch in sehr ungleichem Maß antizipiert werden. Das geschieht z. B. auf jenen Märkten ganz besonders, auf denen Berufsspekulation eine größere Bolle spielt als auf andern. So hat der Aktienmarkt mitunter, lange ehe es wirklich zum Wendepunkt kommt, spekulative „Vorkrisen“ aufzuweisen, die dann überwunden werden und einer weiteren Aufwärtsbewegung Platz machen, die noch zum gleichen Aufschwung gehört (so 1873 und 1907). Aber viel wichtiger ist etwas andres.

²¹ Die jetzt gemeinte Erscheinung ist zu unterscheiden von der in der Kreditkontraktion durch Schuldentilgung liegenden Minderinvestition: Hier ist die Investition für weitere neue Zwecke gemeint. Und die Statistik der Emissionen von Aktien und Obligationen, die praktisch ein so guter Konjunkturindex ist (Spiethoff), reflektiert nicht allein, aber vor allem ein drittes Moment: Die Fundierung der Bankkredite durch das nachrückende Sparkapital.

Wie in der Praxis die Preissteigerung eines Produkts oft die Kostensteigerung, die gleichwohl ihre „Ursache“ ist, antizipiert, so tritt auch hier eine ähnliche Erscheinung auf. Das Sinken der Kapitalinvestition im eben gemeinten Sinn, das damit ja parallel gehende Sinken der Unternehmertätigkeit und die Stockung in den Produktionsmittelindustrien z. B. kann zwar auch nach der Logik des Vorgangs eintreten, ehe der Aufschwung seine äußere Kulmination erreicht hat, aber das ist nicht notwendig. Wenn diese Symptome regelmäßig so früh auftreten, so Hegt das vielmehr daran, daß sie unter dem Einfluß von Faktoren stehen, die das Kommende relativ prompt antizipieren. Zweitens aber bewirken verschiedene Umstände, daß im tatsächlichen Ablauf sekundäre Momente oft schärfer hervortreten als die primären. Die Angst des Kreditgebers äußert sich z. B. in einem Steigen des Zinsfußes und erst spät in der Depression tritt die Wirkung ein, die der Natur der Sache nach im normalen Ablauf recht früh eintreten müßte. Die Reduktion der Nachfrage nach Arbeit müßte ein sehr frühes Symptom des Umschwungs sein, aber wie der Lohn in der Prosperität nicht sofort steigt, weil da in der Regel arbeitslose Arbeiter vorhanden sind, so sinkt er und auch der Beschäftigungsgrad wohl mitunter (z. B. geschah das 1907 in Amerika), aber nicht regelmäßig so prompt wie man erwarten sollte, weil dem eine Reihe bekannter Hindernisse entgegensteht. Gegen das Sinken der Preise versucht sich die Geschäftswelt zu wehren, und wo die Konkurrenz nicht völlig „frei“ ist — und das ist sie fast nirgends — und die Banken ihre Unterstützung leihen, wehrt sie sich mit temporärem Erfolg, so daß oft das Preismaximum zeitlich hinter dem Wendepunkt liegt. Alle diese Dinge exakt festzustellen, ist gewiß eine wesentliche Aufgabe der Krisenforschung. Hier aber genügt es festzustellen, was ich kaum weiter zu begründen brauche, daß alles das so wenig am Wesen der Sache ändert, wie die analogen Erscheinungen auf andern Gebieten, auf die ich oben hinwies, etwa Einwendungen gegen das Gebäude der Preistheorie begründen.

Die Vorgänge der Depressionsperiode bieten ein Bild der Unsicherheit und Regellosigkeit, das wir unter dem Gesichtspunkt des Suchens nach einem neuen Gleichgewicht, des Anpassens an eine relativ schnell und erheblich veränderte Gesamtlage begreifen. Diese Un-

Sicherheit und Regellosigkeit ist sehr verständlich. Für jeden Betrieb sind die gewohnten Daten verändert. Maß und Art der Veränderung kann aber nur die Erfahrung lehren. Neue Konkurrenten sind da, alte Kunden und Lieferanten bleiben aus, zu neuen Wirtschaftsweisen ist Stellung zu nehmen, unberechenbare Ereignisse — unvermutete Kreditverweigerungen — können jeden Augenblick eintreten. Der „Wirt schlechtweg“ steht vor Aufgaben, die außerhalb seiner Routine liegen, denen er nicht gewachsen ist und denen gegenüber er Fehler macht, die dann zu einer wichtigen sekundären Ursache weitem Unheils werden. Die Spekulation ist eine weitere solche Ursache durch die Bedrängnis, in die sie gerät, sowohl als auch durch ihre Antizipation weiterer Wertzerstörungen, so daß sich alle diese — ja ausreichend bekannten — Momente gegenseitig verstärken. Nirgends ist das Endresultat klar zu erkennen, überall können schwache Punkte zum Vorschein kommen, die an sich mit der konkreten Krise nichts zu tun haben. Betriebseinschränkung oder Betriebsausdehnung mögen sich schließlich als die richtige Art der Reaktion erweisen, ohne daß im Augenblick für die eine oder die andre verläßliche Gründe angeführt werden können. Hier wird jene Komplikation und Unübersichtlichkeit der Lage, von der die Theorie bei der Erklärung der Ursachen der Depression m. E. ungerechtfertigten Gebrauch macht, wirklich zu einem wichtigen Faktor des tatsächlichen Geschehens, der aber nunmehr seinerseits als Element einer durch besondere Gründe erklärten Lage erscheint.

Die Unsicherheit der in Neuadjustierung begriffenen Daten und Werte, die scheinbar regellos und unberechenbar eintretenden oder drohenden Verluste erzeugen die für Depressionsperioden charakteristische Atmosphäre, zumal jene spekulativen Elemente besonders leiden, die börsenöffentliche Meinung und sich in der Prosperität geschäftlich und sozial auffällig bemerkbar machen. Vielen Leuten, namentlich den Leuten der letztern Kategorie und den zum Teil auf ihre Nachfrage angewiesenen Produzenten von Luxusgütern, erscheint die Sache wesentlich schlimmer als sie ist — sozusagen das Ende der Dinge gekommen. Subjektiv stellt sich den Produzenten, besonders dann, wenn sie sich der unvermeidlichen Preissenkung entgegenstemmen, der Wendepunkt als ein Ausbruch bis dahin la-

tenter Überproduktion dar und die Depression als deren Folge. Die Unverkäuflichkeit der produzierten, noch mehr der produzierbaren Waren zu kostendeckenden Preisen ist in der Tat eine die bekannten weitem Konsequenzen des „Geldmangels“, eventuell der Zahlungsunfähigkeit, auslösende Erscheinung, die so häufig ist, daß jede Konjunkturtheorie in der Lage sein muß, sie zu erklären. Die unsre tut das, wie der Leser sieht, aber sie verwendet dieses typische Faktum nicht als primäre und unabhängige Ursache²². Die Überproduktion wird verschärft durch das von uns schon beachtete und erklärte Phänomen der Einseitigkeit des Aufschwungs. Dieser Umstand einerseits und Diskrepanz zwischen effektivem Angebot und effektiver Nachfrage, die sich in der Depressionsperiode in vielen Industrien einstellen muß, andererseits bringen es mit sich, daß die Erscheinungsform der Krisen ohneweiters in das allgemeine Schema der verschiedenen Disproportionalitätstheorien gefaßt werden kann. Der Inhalt jeder solchen Theorie liegt in der Art, wie das Eintreten der Disproportionalität erklärt wird, und in der Angabe der Größen, zwischen denen Disproportionalität bestehen soll. Für uns ist die aus dem verlorenen Gleichgewicht der Volkswirtschaft an vielen Stellen folgende Disproportionalität zwischen Gütermengen und zwischen Güterpreisen, im Zusammenhang damit auch zwischen den Einkommensgrößen in den einzelnen Branchen — nicht allerdings zwischen den Einkommenssummen der Klassen von Wirtschaftssubjek-

²² Mir scheint jede Krisentheorie, in der Überproduktion die Rolle einer oder gar der primären Ursache spielt, abgesehen von dem Einwand, der schon von Say formuliert wurde, und auch dann, wenn sie nicht einfach „allgemeine Überproduktion“ behauptet, dem Einwand der Zirkelerklärung ausgesetzt zu sein. Von diesem Urteil habe ich die Theorie Spiethoffs auszunehmen. Die so kurzen Ausführungen, mit denen er die periodische Übererzeugung an Gütern des reproduktiven Konsums zu begründen sucht, gestatten keine endgültige Stellungnahme. Außerdem ist zu beachten, daß Spiethoffs Ziel eine alle Einzelheiten des Objekts durchdringende Analyse ist. Für eine solche sind die das Erscheinungsbild beherrschenden Momente — und dazu gehört die Stockung der Produktionsmittelindustrien gewiß — im Verhältnis zu den primären Ursachen wirklich viel wichtiger als für eine Darstellung wie diese. Endlich liegt in der Betonung der Produktionsmittelindustrien ein Hinweis auf die Faktoren, die m. E. das Wesen der Sache ausmachen, so daß es gar nicht richtig ist, die Theorie Spiethoffs einfach als Überproduktionstheorie zu bezeichnen, und eine ausführlichere Darstellung vielleicht noch viel weitergehende Übereinstimmung zeigen würde als ich jetzt vermute.

ten: Die Unternehmergewinne haben keine normale Proportion zu den Einkommen der andern Leute, die gestört sein könnte, und die Einkommen dieser andern, mit Ausnahme derer, die feste Geldsummen beziehen, haben die Tendenz, sich *pari passu* zu bewegen und auf Kosten oder zugunsten der festen Einkommen Boden zu gewinnen oder zu verlieren, was den Wirtschaftsprozeß nicht stört — ganz ähnlich eine Zwischenerscheinung und ebensowenig primäre Ursache, wie die Überproduktion.

Die Einseitigkeit des Aufschwungs hat u. a. die Folge, daß Spannung und Gefahr der Situation nicht für alle Erwerbszweige gleich groß sind. Die Erfahrung lehrt denn auch, wie schon Aftalion²³ gezeigt hat, daß manche Zweige fast gar nicht berührt werden, andre verhältnismäßig nur leicht. Immerhin ist es eine Tatsache, die unser Gedankengang verständlich macht, daß die Depression an viel mehr Stellen auftritt als der Aufschwung. Und dabei zeigt sich, was unsrer Auffassung zu widersprechen scheint, daß neue Unternehmungen oft erheblich mehr in Mitleidenschaft gezogen werden als eingelebte Betriebe. Das erklärt sich folgendermaßen: Der alte Betrieb hat den Puffer der Quasirente, vor allem aber regelmäßig angesammelte Reserven. Er ist eingebettet in schützende Beziehungen, oft wirksam gestützt durch seine langjährige Bankverbindung. Er kann jahrelang passiv sein, ohne daß seine Gläubiger unruhig werden. Und deshalb hält er viel mehr aus als die neue Unternehmung, die scharf und mißtrauisch kontrolliert wird, keine Reserven, sondern bestenfalls unausgenützte Kreditreste hat, nur ein Zeichen der Verlegenheit zu geben braucht, um als „Schwindel“ betrachtet zu werden, und überhaupt sich ihren Platz erst erobern muß. Deshalb kann der Rückschlag der Veränderung aller Verhältnisse auf die neuen Unternehmungen früher und auffälliger sichtbar werden als der Schlag, den sie den alten Betrieben zufügen. Und deshalb führt der erstere viel leichter zur letzten Konsequenz des Bankrotts als der letztere,

²³ *Les crises periodiques de surproduction*, Paris 1913, livre I. Allerdings zeigt sich in viel höherem Maß als die Tatsache, die wir hier meinen, die andre, ebenfalls von unserem Standpunkt verständlich, daß die Wellenbewegung immer bei den Industrien besonders stark ausgeprägt ist, die mit dem Schaffen neuer Produktionsanlagen zu tun haben. Natürlich widerspricht das der vorgetragenen Auffassung nicht, im Gegenteil.

der eher ein langsames Absterben einleitet. Das entstellt das Bild der Sache, ist auch der Grund dafür, daß man vom „Ausleseprozeß“ der Krise nur mit einer gewichtigen Einschränkung sprechen kann: Denn das Gesicherte, nicht das an sich Vollkommenste hat die beste Aussicht, die Krise zu überleben. Aber das ändert nichts am Wesen des Phänomens.

5. Obgleich es sehr verständlich ist, daß der besprochene Adjustierungs- und Resorptionsprozeß der Depressionsperioden von den am meisten lebendigen und stimmungserzeugenden Elementen der Volkswirtschaft als unlustvoll empfunden wird, und obgleich er auch dann, wenn alles in idealer Vollkommenheit vor sich gehen würde, vielfach Werte und Existenzen vernichten müßte, so wäre er in seinem Wesen und seinen Wirkungen doch unzulänglich erfaßt, wenn man ihn lediglich unter dem Gesichtspunkte des Aufhörens des Prosperitätsimpulses sehen oder mit bloß negativen Merkmalen bezeichnen wollte. Vielmehr sind es zwei positive Leistungen, die sein Wesen ausmachen und ihm volkswirtschaftlich in viel höherem Maß charakteristisch sind als jene eben angedeuteten Dinge.

Erstens führt, wie schon gesagt, der Prozeß der Depression zu einem — nicht demselben — Gleichgewichtszustand zurück. Daß alle seine Vorgänge, primäre, wie sekundäre, auch wirklich, wie wir behauptet haben, unter diesem Gesichtspunkt zu verstehen und nur scheinbar sinn- und regellos sind, davon überzeugt man sich, wenn man nochmal erwägt, worauf und wie die einzelnen Wirtschaftssubjekte in der Depression zu reagieren haben: Auf die Störung durch den Aufschwung, also durch das „scharenweise“ Auftreten der neuen Kombinationen und ihrer Produkte, durch deren Auftreten neben den alten Retrieben und durch die „Einseitigkeit“ ihres Auftretens. Und in der Weise, daß jene Wirtschaftssubjekte, bei denen wie bei Produktionsleitern aller Art im Gegensatz zu andern, wie z. B. Arbeitern, Grundherrn, Rentnern, überhaupt ein besonderes Verhalten und nicht bloßes Betroffenwerden in Frage kommt, sich an die durch den Aufschwung veränderten Daten anpassen. Die alten Betriebe — d. h. grundsätzlich alle vorhandenen, mit Ausnahme jener, die im Aufschwung entstanden sind, praktisch auch noch mit Aus-

nähme jener, die Monopolstellung, der Besitz von Sondervorteilen oder fortdauernd überlegene Technik der Gefahr entrückt — stehen vor drei Möglichkeiten: Abzusterben, wenn sie aus sachlichen oder persönlichen Gründen unanpaßbar sind; Segel einzuziehen und zu versuchen in fortan bescheidener Stellung zu überleben; endlich aus eigener Kraft oder mit fremder Hilfe, sei es die Branche zu wechseln, sei es den neuen Verhältnissen entsprechend zu andern technischen oder kommerziellen Einstellungen überzugehen, was in vielen Fällen auf Produktionsausdehnung hinausläuft. Die neuen Betriebe haben ihre erste Belastungsprobe zu bestehen, eine viel schwerere als sie zu bestehen hätten, wenn sie kontinuierlich aufgetreten wären und nicht „scharenweise“. Nunmehr etabliert, müssen auch sie sich einordnen und, selbst wenn subjektiv bei ihrer Gründung nichts versehen worden ist, vielfach an sich korrigieren. Wenngleich aus andern, sekundären, Ursachen bieten sich ihnen ähnliche Probleme und Möglichkeiten wie die alten; und, wie erwähnt, sind sie in mancher Beziehung ihrer Aufgabe weniger gewachsen als die alten. Aus Maßregeln, Korrekturen von Maßregeln, weitem Maßregeln diese Aufgaben zu lösen, und ihren Wirkungen besteht das der Depressionsperiode eigene Verhalten der Wirtschaftssubjekte; alle ihre Erscheinungen, abgesehen von sachlich unfundierten Paniken und Folgen von Fehlern — die den abnormalen krisenhaften Verlauf charakterisieren — lassen sich in dieses Schema bringen, in das Schema der vom Aufschwung geschaffenen Situation und des durch sie erzwungenen Verhaltens der Wirtschaftssubjekte, der Störung des Gleichgewichts und der Reaktion darauf, der Datenänderung und der Anpassung — glückenden oder mißlingenden Anpassung — daran.

Wie das Streben nach einem neuen Gleichgewichtszustand, welches das Neue und seine Wirkungen auf das Alte dem Vorhandenen einordnet, also tatsächlich der Inhalt der Depressionsperiode der Wirklichkeit ist, ebenso läßt sich zeigen, daß diese Tendenz tatsächlich zu einer weitgehenden Annäherung an einen Gleichgewichtszustand führen muß. Das liegt nicht schon an sich in der ersten Behauptung. Vielmehr ist dazu noch nachzuweisen einerseits, daß der treibende Impuls des Depressionsprozesses grundsätzlich nicht früher aussetzt, bis er sein Werk getan, den Gleichgewichtszustand

wirklich herbeigeführt hat, andererseits, daß bis dahin aus der Wirtschaft selbst keine neue Störung in Gestalt eines neuen Aufschwungs einsetzt. Der Impuls des Verhaltens der Wirtschaftssubjekte in der Depressionsperiode ist offenbar eintretender oder drohender Verlust. Verluste aber treten ein oder drohen — nicht notwendig in der ganzen Volkswirtschaft, aber in den gefährdeten Teilen — solange als nicht alle Einzelwirtschaften und damit die Volkswirtschaft im Ganzen in stabilem Gleichgewicht sind, was praktisch soviel heißt, als daß sie wiederum zu ungefähr kostendeckenden Preisen produzieren. Folglich gibt es grundsätzlich solange Depression als noch kein solches Gleichgewicht annähernd erreicht ist. Dieser Prozeß wird auch nicht durch neuen Aufschwung unterbrochen, ehe er sein Werk in diesem Sinn getan hat. Denn solange ist notwendig jene Unsicherheit über die neue Gestaltung aller Daten gegeben, die das Kalkulieren neuer Kombinationen unmöglich macht und das Mitziehen der Faktoren erschwert, deren Kooperation erforderlich ist. Beide Ergebnisse stimmen mit den Tatsachen, wenn man folgende Einschränkungen im Auge behält: Die Kenntnis des periodischen Konjunkturwechsels und seines Mechanismus, die der modernen Geschäftswelt eigen ist, läßt sie jedesmal, wenn das Schlimmste überstanden ist, kommenden Aufschwung antizipieren und zwar besonders dessen sekundäre Erscheinungen; die Anpassung vieler Wirtschaftssubjekte und damit vieler Werte an das neue Gleichgewicht wird vielfach gebremst und verfälscht durch die Erwartung, daß sie, wenn sie nur „durchhalten“ können — was ihnen zu erleichtern oft im Interesse ihrer Gläubiger liegt — z. B. im nächsten Aufschwung zu günstigen Bedingungen liquidieren oder es überhaupt nicht notwendig haben werden zu liquidieren: was in Zeiten vorwiegender Prosperität besonders wichtig ist und sowohl Lebensfähiges rettet als auch Lebensunfähiges erhält, jedenfalls aber das Erreichen eines ausgeglichenen Gleichgewichtszustandes verhindert. Die fortschreitende Vertrustung des Wirtschaftslebens ermöglicht ferner dauerndes Fortbestehen von „Unausgeglichenheiten“ in den großen Konzernen selbst und dadurch auch außerhalb derselben; denn Gleichgewicht gibt es nur bei völlig freier Konkurrenz in allen Produktionszweigen. Weiters hat die finanzielle Stärke vieler

besonders von den alten Betrieben und die aus den verschiedensten Gründen erfolgende Stützung anderer — Staatssubventionen z. B., die bona oder mala fide unter der Annahme erfolgen, es handle sich um eine durch äußere Umstände veranlaßte Bedrängnis. Auch Schutzzölle werden mitunter in Zeiten längerdauernder Depression gewährt — zur Folge, daß die Anpassung durchaus nicht immer dringlich und eine unmittelbare Lebensfrage ist, vielfach geradezu privatwirtschaftlich überflüssig gemacht wird — wie sie durch geeignete Kreditinflation prinzipiell jeweils verhindert werden könnte. Dann spielt das Kapitel der Zufälle — eine rechtzeitige gute Ernte z. B. — eine große Rolle. Endlich haben Abnormalitäten des Verlaufs der Depression mitunter die Wirkung aus sich heraus Überkompensationen zu erzeugen: Wenn z. B. eine unfundierte Panik die Aktien einer Gesellschaft ungebührlich entwertet hat und daraufhin eine korrigierende Aufwärtsbewegung derselben einsetzt, so kann diese Aufwärtsbewegung ihrerseits wieder über das Ziel schießen, die Aktien auf einem Kursstand halten, der unangepaßt hoch ist, und überhaupt zu einem Anlauf für einen kleinen Pseudoaufschwung werden, der u. U. dauern kann, bis ein wirklicher einsetzt.

Niemals wird natürlich ein Zustand erreicht, der dem theoretischen Bild der Entwicklungslosigkeit völlig entspricht und in dem es etwa kein Zinseinkommen mehr gäbe. Das hindert schon die relativ kurze Dauer der Depressionen. Aber immerhin liegt jedesmal eine Annäherung an einen entwicklungslosen Zustand vor, der, relativ ausgeglichen, wiederum Ausgangspunkt für die Durchsetzung neuer Kombinationen sein kann. In diesem Sinn kommen wir also zu dem Resultat, daß nach unserer Theorie zwischen zwei Aufschwungsperioden immer ein Resorptionsprozeß liegen muß, der in einen Zustand des annähernden Gleichgewichts verläuft, in dessen Herbeiführung sich erfüllt. Das ist für uns nicht nur deshalb wichtig, weil es einen solchen Zwischenzustand tatsächlich gibt und jeder Krisentheorie seine Erklärung obliegt, sondern auch deshalb, weil erst der Nachweis der Notwendigkeit eines solchen periodischen Gleichgewichtszustandes den Kreis unsres Gedankengangs schließt. Denn wir sind ausgegangen von einem solchen Zustand, aus dem sich die kapitalistische Entwicklungswelle erstmalig — gleichgiltig wann das

historisch der Fall war — erhebt. Diesen Zustand konnten wir eventuell auch bloß annehmen, um die Natur jener Welle sich klar abheben zu lassen. Aber unsere Theorie erschöpft das Wesen des Phänomens nur dann, wenn jedem Wellenberg ein Wellental nicht nur wirklich folgt — das tut es —, sondern auch nach unserer Theorie notwendig folgen muß — was weder einfach angenommen noch durch Hinweis auf die Tatsache ersetzt werden kann: Weshalb einige Pedanterie in diesem Punkt erforderlich schien.

Zweitens: Abgesehen von der Verarbeitung des Neuen, die uns soeben beschäftigte, leistet der Depressionsprozeß noch etwas andres, das allerdings weniger an die Oberfläche dringt als die Erscheinungen, denen er seinen Namen verdankt: Er erfüllt, was der Aufschwung versprach. Und diese Wirkung ist dauernd, während die als unangenehm empfundenen Erscheinungen temporär sind: Der Güterstrom ist bereichert, die Produktion teilweise reorganisiert, die Produktionskosten sind verringert²⁴ und was zunächst als Unternehmergewinn auftrat, vermehrt schließlich die dauernden Realeinkommen.

Diese aus unsrer Theorie fließende Konsequenz (vgl. auch das IV. Kapitel) wird trotz des Umstandes, daß diese Wirkungen vorerst mannigfachen Hemmungen begegnen, auch unter dem Einfluß der temporären Depressionsvorgänge und besonders jener des abnormalen Ablaufs vorerst oft in individuelle Verluste und Bedrängnisse umschlagen, bestätigt durch die Tatsache, daß das Bild der Wirt-

²⁴ Wir haben zweimal von kostensteigernden Wirkungen des Aufschwungs gesprochen: Einmal treibt die Nachfrage der Unternehmer die Preise der Kostengüter empor, sodann tut das noch weiter die nachrückende Konkurrenz und die Nachfrage aller Leute, die dann in den sekundären Entwicklungswellen mitschwimmen. Diese Kostensteigerungen haben nichts mit jener säkulären zu tun, welche, auf Grund der Annahme fortschreitender Überholung der Möglichkeiten der Nahrungsmittelproduktion durch die Bevölkerungszunahme, die Klassiker behaupteten. Die Kostensenkung nun, von der oben die Rede ist, ist nicht etwa das Komplement jener Kostensteigerungen in Geld. Sie ist die Folge der „Produktionsfortschritte“, die der Aufschwung realisiert hat und bedeutet ein Sinken der Realkosten pro Produkteinheit zunächst bei den neuen Unternehmungen gegenüber den alten, dann auch bei diesen, da sie sich entweder anpassen müssen — z. B. durch Einschränkung ihrer Produktion und Beschränkung auf die besten Möglichkeiten — oder verschwinden: Die Volkswirtschaft als solche produziert nach jedem Aufschwung die Produkteinheit mit geringerem Aufwand an Arbeit oder Boden.

schaft in der normalen Depressionsperiode²⁵ durchaus nicht so schwarz ist, wie die darüber lagernde Stimmung vermuten lassen könnte. Abgesehen davon, daß ein großer Teil des Wirtschaftslebens in der Regel fast unberührt bleibt, sinkt das physische Volumen der Transaktionen meist nur unbedeutend. Wie übertrieben die populären Vorstellungen über die Verheerungen sind, die eine Depression anrichtet, zeigt — obgleich in der Praxis bisher noch stets, wenn auch in historisch abnehmendem Maß, eigentliche Krisen hinzutreten sind, die doch in der Tat sinnlos verheeren — jede Krisen-enquete²⁶. Und nicht nur eine „naturalwirtschaftliche“ Betrachtung zeigt das, sondern, trotz des Umstandes, daß sich die Konjunktur-bewegung mit ihrer Inflation in der Prosperität und ihrer Deflation in der Depression in der Geldrechnung besonders scharf ausprägen muß, auch die „geldwirtschaftliche“: Die Einkommenssummen erheben sich im Aufschwung über und sinken im andren Ast unter die Ziffer mittlerer Jahre selbst in Amerika — wo doch die Intensität der Entwicklung die Schwankungen vermutlich stärker ausprägt als in Europa — um nicht mehr als 8—12 % (Mitchell). Schon Aftalion hat gezeigt, daß der Preisfall der Depression im Durchschnitt nur ein paar Prozent ausmacht und daß wirklich große Schwankungen ihre Ursachen in den besondern Verhältnissen der einzelnen Artikel und mit der Wellenbewegung wenig zu tun haben. Und das letztre gilt auch für alle wirklich großen Gesamtbewegungen, wie z. B. für die Nachkriegszeit. Wenn einmal die Erscheinungen des abnormalen Verlaufs, die ja immer schwächer

²⁵ Das war natürlich die Depression der Nachkriegszeit nicht. Es ist m. E. ein Fehler, allgemeine Resultate für die Konjunkturtheorie am Material der Nachkriegszeit ablesen zu wollen. Aber ein Fehler, der oft begangen wird. So erklärt sich manches Urteil moderner kreditpolitischer Krisentherapeuten dadurch, daß sie über die normale Wellenbewegung aussagen, was nur für die Nachkriegskrise wahr ist.

²⁶ Vgl. z. B. die des Vereins für Sozialpolitik oder die englischen der Zeit vorwiegender Depressionen, die vor 1895 lag, etwa den berühmten Third report on the depression of trade. Exakte Untersuchungen kennt nur die neuere Zeit, wie z. B. im special memorandum Nr. 8 des London and Cambridge Economic Service (von J. W. F. Rowe) oder, für Amerika, die Daten und Schätzungen im Report of a committee of the Presidents conference on unemployment 1923. Eine interessante Methode, die selbst für das Jahr 1921, also kein einfaches Depressionsjahr — vgl. die vorhergehende Note — zum gleichen Resultat führt, verwendet C. Snyder (in „Administration“ Mai 1923).

werden, die Paniken, Bankrottepidemien usw. und mit ihnen die Sorge vor unberechenbarer Gefahr verschwunden sein werden, wird auch die öffentliche Meinung die Depressionen anders beurteilen als jetzt.

Wir sehen den wahren Charakter der Depressionsperiode, wenn wir überlegen, was sie den einzelnen Kategorien von Wirtschaftssubjekten bringt und nimmt — immer abgesehen von den Erscheinungen des abnormalen Verlaufs, auf die es hier nicht ankommt. Den Unternehmern und allen ihren Mitläufern, insbesondere den zufälligen oder spekulativen Nutznießern der Preissteigerung des Aufschwungs, nimmt sie die Gewinnmöglichkeit — was speziell der Spekulation nur sehr unvollkommen durch die nun auftretenden Möglichkeiten der Baisse ersetzt wird. Der Unternehmer hat im Grundfall seinen Gewinn gemacht und im nunmehr etablierten und eingeordneten Betrieb verkörpert, aber „es geht ihm schlecht“, weitere Gewinne macht er nicht, hingegen bedrohen ihn Verluste. Im Grundfall wäre sein Unternehmergeinn versiegt, sein sonstiges Unternehmereinkommen auf einem Mimmelstand, auch bei idealem Verlauf. Im Verlauf der Wirklichkeit kommt noch manches Negativum hinzu, allerdings auch so manche schon früher erwähnte Erleichterung. Die Existenzen, die mit den alten Betrieben verknüpft sind, die nun niederkonkurriert werden, leiden natürlich. Die Leute fester oder nur langfristig änderbarer Geldeinkommen, Pensionisten, Rentner, Beamte, jene Grundherrn, die ihren Boden direkt, z. B. durch Verpachtung oder indirekt, z. B. durch Wohnungsvermietung, langfristig festgelegt haben, sind die typischen Nutznießer der Depression: Ihr in der Prosperität dem Güterinhalt nach zusammengedrücktes Geldeinkommen dehnt sich aus und zwar müßte es das, wie gezeigt (vgl. oben, Punkt 3, „drittens“), der Grundtendenz nach mehr tun als es früher zusammengedrückt wurde. Kapitalisten mit kurzfristiger Anlage gewinnen an der Kaufkraft der Einkommens- und Kapitaleinheit und verlieren am Zinssatz — grundsätzlich müßten sie mehr verlieren als gewinnen, aber zahlreiche sekundäre Umstände — Verlustgefahr einerseits, hohe Risikoprämien und Paniknachfrage andererseits — nehmen diesem Theorem seine praktische Bedeutung. Diejenigen Grundeigentümer, deren Rente nicht

durch langfristige Verträge dem Geldbetrag nach gebunden ist — vor allem also die grundbesitzenden Landwirte — sind prinzipiell in genau derselben Lage wie die Arbeiter, so daß auch für sie das gilt, was nun für die Arbeiter auszuführen ist. Die praktisch wichtigen, theoretisch unerheblichen Unterschiede sind so allgemein vertraut, daß wir darauf nicht eingehen wollen²⁷.

Im Aufschwung müssen die Löhne steigen. Denn die neuauftretende Nachfrage erst der Unternehmer und dann der Nachzügler, welche die sekundären Prosperitätserscheinungen auslöst, ist direkt und indirekt vor allem eine Nachfrage nach Arbeit. Deshalb muß zuerst der Beschäftigungsgrad, mit ihm die Gesamtsumme der Löhne der Arbeiterschaft, sodann der Lohn, mit ihm das Einkommen des einzelnen Arbeiters steigen. In erster Linie von diesem Steigen der Lohnsumme geht jene Mehrnachfrage nach Konsumgütern aus, die das Steigen des Preisniveaus zur Folge hat. Und weil schon die Einkommen der den Arbeitern grundsätzlich koordinierten (Kapitel I) Grundeigentümer aus erwähnten Gründen zum Teil nicht mitsteigen, und die fixen Einkommen gar nicht, so ist das Steigen der Gesamtlohnsumme auch nicht bloß nominell, sondern gleichbedeutend mit höherem Realeinkommen der Arbeiterschaft und dieses wiederum mit einem höhern Anteil am Sozialprodukt, das ja zunächst noch nicht zugenommen hat. Das ist ein Spezialfall einer allgemeinen Erkenntnis: Keine Inflation kann unmittelbar das Arbeiterinteresse schädigen, wenn und insoweit die neugeschaffene Kaufkraft erst durch den Lohn hindurch muß, ehe sie auf die Preise der Genußgüter wirken kann. Nur soweit das nicht der Fall ist oder, wie z. B. im Weltkrieg, das Steigen der Löhne äußern Hemmungen begegnet, kann die Lohnsumme in der oft geschilderten Weise „zurückbleiben“²⁸. Ist allerdings die Inflation Vehikel eines Konsum-

²⁷ Ebenso braucht hier auch nicht auf die Verschiedenheit des Grades eingegangen zu werden, in dem die Depression verschiedene Branchen — z. B. die Luxusindustrie mehr als die Nahrungsmittelindustrie — affiziert. Was daran von prinzipiellem Interesse ist, ist in diesem Kapitel schon an verschiedenen Stellen berührt worden.

²⁸ Die statistische Verifikation dieser Theorie stößt auf verschiedene Schwierigkeiten. Vor allem gehen unsere Daten über die Detailpreise der Artikel des Arbeiterkonsums in der wünschenswerten Vollständigkeit nicht weit genug zurück — und die bloße Bewegung des Geldlohns sagt natürlich nichts; sie würde allerdings,

tionsexzesses, wie z. B. dann, wenn ein Krieg inflationistisch finanziert wird, so muß die dadurch herbeigeführte Verarmung²⁹ der Volkswirtschaft auch auf die Lage der Arbeiter zurückwirken, wenngleich nicht so scharf wie auf die Lage anderer Kategorien von Wirtschaftssubjekten. Aber in unserm Fall liegt offenbar das Gegenteil vor.

In der Depression steigt die Kaufkraft der Lohneinheit. Hingegen sinkt infolge der Selbstdeflation, die der Aufschwung auslöst, der Geldausdruck der effektiven Nachfrage nach Arbeit. Soweit nur das vorliegt, könnte die effektive Realnachfrage³⁰ nach Arbeit unberührt bleiben. Dann wäre das Realeinkommen der Arbeiterschaft noch immer höher nicht nur als im vorhergegangenen näherungsweise

wollte man sich mit ihr begnügen, unsere Thesen bestätigen. Noch weniger befriedigend steht es mit der Erfassung des Beschäftigungsgrades, ohne dessen Berücksichtigung uns gleichfalls nicht gedient ist: Kurzarbeit konnte m. W. bisher überhaupt nicht erfaßt werden, völlige Arbeitslosigkeit nur mit Hilfe der Daten der Gewerkschaften und gelegentlicher Arbeitslosenzählungen. Heute würde das besser gelingen, aber aus schon erwähnten Gründen kommen für unsern Zweck nur Vorkriegsziffern in Betracht. Wir haben nun eine Arbeit, die gerade das zu leisten sucht, was wir brauchen, nämlich die von G. H. Wood, *Real Wages and the Standard of Comfort since 1850*, J. Roy. Stat. Soc., März 1909. Sie reicht bis einschließlich 1902 und bestätigt unsere Erwartung. Allein um die Jahrhundertwende tritt jene außerzyklische und in diesem Sinn säkuläre Preisbewegung auf, die das Bild verschiebt, eine Aberration auch der Linien der Wellenbewegung mit sich bringt. Nach Prof. Bowleys Fortsetzung der Wood'schen Arbeit, auch nach den den Beschäftigungsgrad allerdings nicht berücksichtigenden Arbeiten von Mrs. Wood (*The Course of Real Wages in London 1900—1912*, J. Roy. Stat. Soc., Dez. 1913) und A. H. Hansen (*Factors affecting the Trend of Real Wages*, Amer. Econ. Rev., März 1925) stimmt die Sache nicht. Aber man überzeugt sich leicht, daß sich unser Resultat verifiziert, wenn man jene säkuläre Steigerung der Preise eliminiert. Über die Frage des Zusammenhangs zwischen Goldproduktion und Lohnniveau vgl. Pigou im *Econ. J.*, Juni 1923.

Der im Text nun folgende Gedankengang findet eine vollständig ausreichende Stütze in den Ziffern. Die Reallohnsumme sinkt in der Depression regelmäßig, doch nur um einen Teil des Betrags, den sie im Aufschwung gewonnen hat. Das ist genau das, was wir erwarten müssen.

²⁹ Verarmung und ihre Folgen und damit auch, bei annäherndem Gleichbleiben der Zahlungsmittelmenge, relative Inflation würde in diesem Fall auch ohne Verwendung inflationistischer Finanzierungsmethoden auftreten. Oben ist jene Verstärkung der Wirkungen gemeint, die Papiergeld- oder Kreditinflation mit sich bringt.

³⁰ Dieser neue Begriff bedeutet hier einfach Nachfrage, ausgedrückt in Einheiten eines ideellen Maßstabs, der keine zyklischen Veränderungen von der Art der Mengenveränderungen der Umlaufmittel durchmacht, daher nur „reelle“ und nicht auch bloß nominelle Veränderungen der Gesamtnachfrage nach Arbeit anzeigt.

Gleichgewichtszustand, sondern auch als im Aufschwung. Denn was bisher Unternehmergewinn war, strömt — grundsätzlich und nach unserm Schema ganz, tatsächlich nur nach und nach und unvollständig — soweit es nicht durch die Preissenkung der Produkte absorbiert wird, über die Arbeits- und Bodenleistungen hin (IV. Kapitel). Aber folgende Umstände verhindern das temporär und bewirken temporär das von den Ziffern tatsächlich angezeigte Sinken des Realeinkommens, während das gemäß unserer Theorie schließlich zu erwartende Steigen in der Wirklichkeit vom Eintritt des nächsten Aufschwungs überschattet zu werden pflegt:

a) Schon die Tatsachen, die wir mit „Unsicherheit“ und „scheinbarer Regellosigkeit“ der Daten und Vorgänge der Depressionsperiode bezeichnet haben, noch mehr die Paniken und Fehler des abnormalen — krisenmäßigen — Verlaufs werfen viele Firmen um und legen andre zeitweilig still. Das muß u. a. Arbeitslosigkeit zur Folge haben, deren essentiell temporärer Charakter nichts daran ändert, daß sie ein schweres, unter Umständen vernichtendes Unglück für die Betroffenen sein kann und daß Furcht davor — schon wegen der „Unberechenbarkeit“ des Eintritts — zur Atmosphäre der Depressionsperiode wesentlich beiträgt. Diese Arbeitslosigkeit ist die der Depressionsperiode typische und die Quelle von Panikangebot an Arbeit, mithin die Ursache des Verlustes, insbesondere mancher durch gewerkschaftliche Mittel — also nicht marktautomatisch — eroberten Positionen und eines nicht notwendig, aber mitunter sehr scharfen Lohndrucks, dessen Wirkung größer sein kann, als man nach der Zahl der arbeitslos Gewordenen annehmen möchte.

b) Von diesen Dingen zu unterscheiden ist: Die neuen Unternehmungen konkurrieren alte Betriebe völlig nieder oder sie zwingen sie doch zu Betriebseinschränkungen. Der dadurch verursachten Arbeitslosigkeit steht zwar die neue Nachfrage nach der Arbeit gegenüber, welche die neuen Anlagen betreiben soll. Wie sehr diese Nachfrage jene Arbeitslosigkeit oft überkompensiert, lehrt das Beispiel Eisenbahn — Postkutsche. Aber das muß nicht so sein und selbst wenn es so ist, können sich Umstellungsschwierigkeiten ergeben, die bei dem unvollkommenen Funktionieren des Arbeitsmarktes unverhältnismäßig schwer in die Wagschale fallen.

c) Die eben erwähnte Quelle neuer Nachfrage nach Arbeit, die zu fließen beginnt, wenn der Aufschwung sein Werk getan hat, verliert an Bedeutung auch durch den Umstand, daß die Nachfrage der Unternehmer nach der Arbeit aussetzt, welche die neuen Anlagen geschaffen hat.

d) Der Aufschwung bedeutet endlich regelmäßig einen Schritt auf der Bahn der Mechanisierung des Produktionsprozesses und damit notwendig eine Verringerung des Arbeitsaufwands pro Produkteinheit und zwar nicht notwendig aber oft auch eine Verringerung der in der Branche nunmehr nachgefragten Arbeitsmenge trotz der gleichfalls eintretenden Produktionsausdehnung: Die Mechanisierung muß die Folge haben, daß jene Produktmenge, die schon bisher erzeugt wurde, nun mit weniger Arbeitsstunden gewonnen wird, und kann die Folge haben, daß auch die größere Produktmenge, die jetzt erzeugt wird, noch immer weniger Arbeitsstunden kostet als bisher die kleinere.

Diese praktisch wichtige, daher oft erörterte Möglichkeit erschöpft sich, wenn realisiert, aber ebenfalls in allerdings sehr schmerzvollen Umstellungsschwierigkeiten³¹. Denn dauernd kann die gesamte Realnachfrage nach Arbeit nicht sinken, weil von allen „kompensierenden“ und allen sekundären Momenten abgesehen, die Verwendung des nicht durch die Preissenkung absorbierten Teils des Unternehmergewinns das notwendig mehr als verhindert. Selbst wenn er lediglich konsumtiv verwendet würde, müßte er sich in Arbeitslöhne (und Grundrenten: Ich wiederhole, alles Gesagte gilt grundsätzlich auch für diese) auflösen. Wenn und insoweit er investiert wird, tritt dadurch eine Steigerung der Realnachfrage nach Arbeit ein.

e) Dauernd kann der Aufschwung direkt oder in seinen Folgen die Realnachfrage nach Arbeit nur auf eine Art herabsetzen: Wenn er die relative Grenzbedeutung von Arbeit und Boden in den alten Produktionskombinationen in den neuen ausreichend stark zum Nachteil der ersten verschiebt. Dann kann nicht nur der Anteil der Arbeiterschaft am Sozialprodukt, sondern auch der absolute Betrag ihres Realeinkommens dauernd sinken. Praktisch wichtiger als dieser

³¹ Vgl. darüber meine Abhandlung: Das Grundprinzip der Verteilungslehre, Archiv für Sozialw. und Sozialp. Bd. 42.

Fall — aber seiner Natur nach wiederum nicht schlechthin dauernd — ist eine Verschiebung der Nachfrage nach Produktionsmitteln zugunsten jener produzierten, die Quasirenten abwerfen, eventuell erst infolge dieser Verschiebung abwerfen.

Mit dieser Einschränkung kommen wir also auf unser Resultat zurück, daß das ökonomische Wesen des Depressionsprozesses in der durch den Mechanismus des Gleichgewichtstrebens sich auswirkenden Diffusion der Errungenschaften des Aufschwungs über die ganze Volkswirtschaft hin liegt und daß nur temporäre und nur zum Teil systemnotwendige Rückwirkungen diesen Grundzug überschatten und sowohl die im Wort „Depression“ ausgedrückte Stimmung als auch den Rückschlag erzeugen, den selbst jene Konjunkturziffern aufweisen, die nicht oder nicht ausschließlich von der Geld-, Kredit- und Preissphäre ressortieren und einfach die Selbstdeflation widerspiegeln.

6. Der Ausbruch einer Krise begründet den abnormalen Verlauf oder das Abnormale am Verlauf des Depressionsprozesses. Wie erwähnt, stellt er uns vor keine neue grundsätzliche Frage. Unsere Analyse läßt uns verstehen, daß Paniken, Bankrotte, Risse im Kredit-system usw. am Wendepunkt zwischen Prosperität und Depression nicht eintreten müssen, aber leicht eintreten können — auch später noch besteht diese Gefahr, doch nimmt sie immer mehr ab, je mehr Arbeit der Depressionsprozeß jeweils schon getan hat³². Treten sie

³² Immer geringer wird im Verlauf des Depressionsprozesses die Gefahr eines Zusammenbruchs der Volkswirtschaft und ihres Kreditsystems. Dieser Satz ist vollkommen kompatibel mit der Tatsache, daß der Bankrott des einzelnen und das Auftreten gehäufte Bankrotte oft nicht gleich im oder nahe dem Wendepunkt, sondern gerade erst später, mitunter erst dann eintritt, wenn die volkswirtschaftliche Gefahr vorüber ist. Denn eine selbst tödliche Verwundung einer Firma bewirkt nicht notwendig sofortige Flucht zum Konkursrichter. Vielmehr wehrt sich jeder dagegen, solange er kann. Und die meisten können es für längere oder kürzere Zeit. Sie hoffen selbst — und mit ihnen ihre Gläubiger — auf günstige Wendungen. Sie verhandeln, operieren, suchen neue Stützen. Mitunter mit Erfolg, mitunter wenigstens mit dem Erfolg, daß stille Liquidation möglich wird. Häufiger freilich ohne Erfolg, aber selbst dann hat der Totenkampf das Resultat, den Bankrott oder Ausgleich hinauszuschieben, öfters bis in die nächste Aufwärtsbewegung hinein, so daß der Kämpfende in Sicht des rettenden Landes versinkt. Das erfolgt dann nicht durch neue Widrigkeiten, deren Gefahr tatsächlich fortschreitend sinkt, sondern ist als letzte Konsequenz längst eingetretener. Wie auch

auf, so werden nunmehr Irrtümer, die in solcher Lage erst begangen werden oder bloß hervortreten, Massenstimmungen usw. zu selbständigen Ursachen, was sie im normalen Verlauf nicht oder doch nur in besondern, jeweils besonders zu erklärenden Fällen sein können, zu Ursachen eines Verlaufs der Depression, der andre Erscheinungen aufweist und zu andern Endergebnissen führt als der normale. Das Gleichgewicht, das sich auch hier schließlich herausstellt, ist nicht dasselbe, wie jenes, das sich sonst herausgestellt haben würde. Was da versehen und vernichtet wird, kann im allgemeinen nicht wieder korrigiert und geheilt werden und schafft Situationen, die ihrerseits weiterwirken, verarbeitet werden müssen, neue Störungen bedeuten und besondere, sonst überflüssige, Anpassungsvorgänge erzwingen. Nicht nur für das Verständnis des Wesens der Sache, sondern auch für die theoretischen, konjunkturstatistischen und praktischen Fragen, die sich daran knüpfen, ist diese Unterscheidung zwischen normalem und abnormalem Verlauf sehr wichtig.

Wir haben — im Gegensatz zu der Lehre, die im Wirtschaftszyklus wesentlich ein monetäres bzw. im Bankkredit wurzelndes Phänomen sieht und sich heute besonders an die Namen Keynes und Hawtrey und an die Praxis des Federal Reserve Board knüpft — gesehen, daß weder die Gewinne des Aufschwungs noch die Verluste der Depression sinn- und funktionslos sondern, wo der private Unternehmer in Konkurrenz mit seinesgleichen überhaupt noch eine Rolle spielt, wesentliche Elemente des Mechanismus der wirtschaftlichen Entwicklung sind, die man nicht ohne diesen zu lähmen eliminieren kann. Auch auf die ultima ratio der völligen Vernichtung der mit hoffnungslos Unangepaßtem verbundenen Existenz kann diese Wirtschaftsform nicht gut verzichten. Aber jene Verluste und Vernichtungen, die den abnormalen Verlauf begleiten, sind wirklich sinn- und funktionslos. An sie knüpft vor allem der Gedanke einer Krisenprophylaxe und einer Therapie der Krisenfolgen an. Der andre Ausgangspunkt dafür ist die Tatsache, daß schon die normale, noch

sonst, so haben wir es hier mit primären Ursachen und dem Grundzug des Verständnisses zu tun, nicht aber mit der Frage, wann diese Ursachen weithin sichtbar werden. Was dann scheinbare Diskrepanzen zwischen unserer Theorie und der Beobachtung erzeugt. Aber jede solche Diskrepanz kann zur Einwendung erst dann werden, wenn gezeigt wird, daß sie sich nicht befriedigend erklärt.

mehr die abnormale Depression auch Wirtschaftssubjekte in Mitleidenschaft zieht, die mit der Verursachung und dem Sinn des Zyklus nichts zu tun haben, vor allem die Arbeiter.

Die à la longue wichtigste und die allein keinen Einwendungen ausgesetzte Heilmethode ist die Verbesserung der Konjunkturprognose. Die immer steigende Vertrautheit der Praxis mit dem Zyklus ist denn auch zusammen mit fortschreitender Vertrustung der Hauptgrund dafür, daß die eigentlichen Krisenerscheinungen von Wendepunkt zu Wendepunkt — Ereignisse wie der Weltkrieg und Zeiten wie die Nachkriegsperiode gehören nicht hierher — schwächer werden³³. Die Verlegung von Neuanlagen von Betrieben der Staaten oder großen Konzerne erscheint von unserm Standpunkt als Milderung des scharenweisen Auftretens der neuen Kombinationen und als Abschwächung sowohl der Inflation des Aufschwungs als auch der Deflation der Stockung, mithin als wirksames Mittel der Milderung wie der Wellenbewegung so auch der Krisengefahr und der Folgen trotzdem auftretender krisenhafter Erscheinungen. Wahllose und allgemeine Kreditleichterungen bedeuten Inflation schlechtweg, ganz so wie staatliche Papiergeldwirtschaft. Sie können den normalen wie den abnormalen Prozeß eventuell auch ganz verhindern, begegnen aber nicht bloß dem antiinflationistischen Argument überhaupt, sondern auch der Tatsache, daß sie jenes Maß von Auslese, das der Depression immerhin zugeschrieben kann, vernichten und die Volkswirtschaft mit den unsichtbaren Kosten des Fortschleppens des Unangepaßten und Lebensunfähigen belasten. Die Kreditreduktionen, die ohne weiterreichende Gesichtspunkte und systemlos von den Ban-

³³ Zunehmende Voraussicht schwächt auch die normale Wellenbewegung ab. Verhindern kann sie sie nicht, wie man erkennt, wenn man unsern Gedankengang von diesem Gesichtspunkt aus prüft. Deshalb geht T. S. Adams zu weit, wenn er formuliert: To anticipate the cycle is to neutralize it. Anders steht es mit dem früher (Punkt 2, b, viertens) erwähnten Moment, daß mit der Zeit die wirtschaftliche Entwicklung immer mehr „Sache des Rechenstifts wird“. Dieses Moment ist etwas andres als die Vertrautheit und Voraussicht, von der wir jetzt sprechen. Es mildert die Wellenbewegung auch, aber aus einem andern Grund als diese letztere: Es tendiert die fundamentale Ursache des Aufschwungs zu eliminieren und wirkt daher viel langsamer, der Tendenz nach aber viel vollständiger als die bloße Voraussicht des Ablaufs der — solange die Ursache besteht, gleichwohl unvermeidlichen — Wellenbewegung. Wieder anders steht es mit der Vertrustung: Diese mildert normalen und abnormalen Verlauf aus den gleichen Gründen.

ken vorgenommen zu werden pflegen, erscheinen demgegenüber im Licht einer diskutablen Politik, der Politik der Heilung der Übel durch Auslaufenlassen ihrer akuten Konsequenzen, ein Verfahren, das sich noch durch andre Maßregeln vervollständigen ließe, die es den Produzenten erschweren würden, sich insbesondere gegen die notwendige Preissenkung zu stemmen. Aber es wäre auch eine Kreditpolitik denkbar — seitens der einzelnen Banken als solcher, vor allem aber seitens der Zentralbanken und durch deren Einwirkung auf die private Bankwelt —, die zwischen Erscheinungen des normalen Depressionsprozesses — die eine volkswirtschaftliche Funktion haben — und den Erscheinungen des abnormalen Depressionsprozesses — die funktionslos zerstören — differenzieren würde. Die moralischen und politischen Bedenken gegen eine solche Politik, die, weit hinein-führend in eine besondere Spielart von Planwirtschaft, den Einfluß politischer Faktoren auf das Schicksal der einzelnen und der Gruppen unbegrenzt erhöhen würde, sind Angelegenheit wertender Stellungnahme und kümmern uns hier nicht. Die technischen Voraussetzungen dafür, eine umfassende Einsicht in die Tatsachen und Möglichkeiten des Wirtschafts- und Kulturlebens, obgleich grundsätzlich mit der Zeit beschaffbar, sind gegenwärtig zweifellos nicht gegeben. Aber theoretisch ist es von Interesse festzustellen, daß eine solche Politik nicht unmöglich ist und nicht einfach in eine Reihe zu stellen mit Chimären oder mit Maßregeln, die ihrer Natur nach ungeeignet sind, das Gewollte zu fördern, oder endlich mit Maßregeln, deren Rückwirkungen den Erfolg ihrer Wirkungen notwendig überkompensieren. Die Erscheinungen des normalen und des abnormalen Ablaufs sind nicht etwa bloß begrifflich zu unterscheiden. Es sind realiter verschiedene Dinge, und bei ausreichend weitgehender Einsicht sind die konkreten Fälle schon heute in der Regel als dem einen oder dem andern zugehörig zu erkennen. Eine solche Politik hätte in der Masse des in einer individuellen Depression Bedrohten das, was durch den Aufschwung technisch und kommerziell überwunden ist, zu scheiden von dem, was durch sekundäre Umstände, Rückwirkungen, Zufälle gefährdet erscheint, das erstre sich selbst zu überlassen, das letztre durch Kreditgewährung zu stützen. Und sie könnte in demselben Sinn Erfolg haben wie eine bewußte Politik

der Rassenhygiene Erfolge haben könnte, die der Automatismus dieser Dinge niemals haben kann. Doch, wird auch von selbst die Krisenerscheinung früher verschwinden als das kapitalistische Intermezzo, dessen Kind sie ist.

Aber keine Therapie kann den großen wirtschaftlichen und sozialen Prozeß der Deklassierung von Betrieben, Existenzen, Lebensformen, Kulturwerten, Idealen hindern, der in der Wirtschaft des Privateigentums und der Konkurrenz das notwendige Komplement immer neuen wirtschaftlichen und sozialen Auftriebs und immer steigender Realeinkommen aller Kategorien von Wirtschaftssubjekten ist. Er wäre milder, wenn es keine Wellenbewegungen gäbe, aber er ist nicht abhängig davon und vollzieht sich auch außerhalb derselben. Beides, Auftrieb und Deklassierung, ist theoretisch und praktisch, wirtschaftlich und kulturell viel wichtiger als die Existenz relativ konstanter Besitzpositionen, auf deren Funktionieren allein so lange alle analytische Aufmerksamkeit konzentriert war. Und in ihrer besonderen Art sind beide viel charakteristischer für die Wirtschaft, die Kultur und die Besultate des Kapitalismus als irgend etwas von den Dingen, die im Kreislauf beobachtet werden können.